

Biblioteka  
U. M. K.  
Toruń

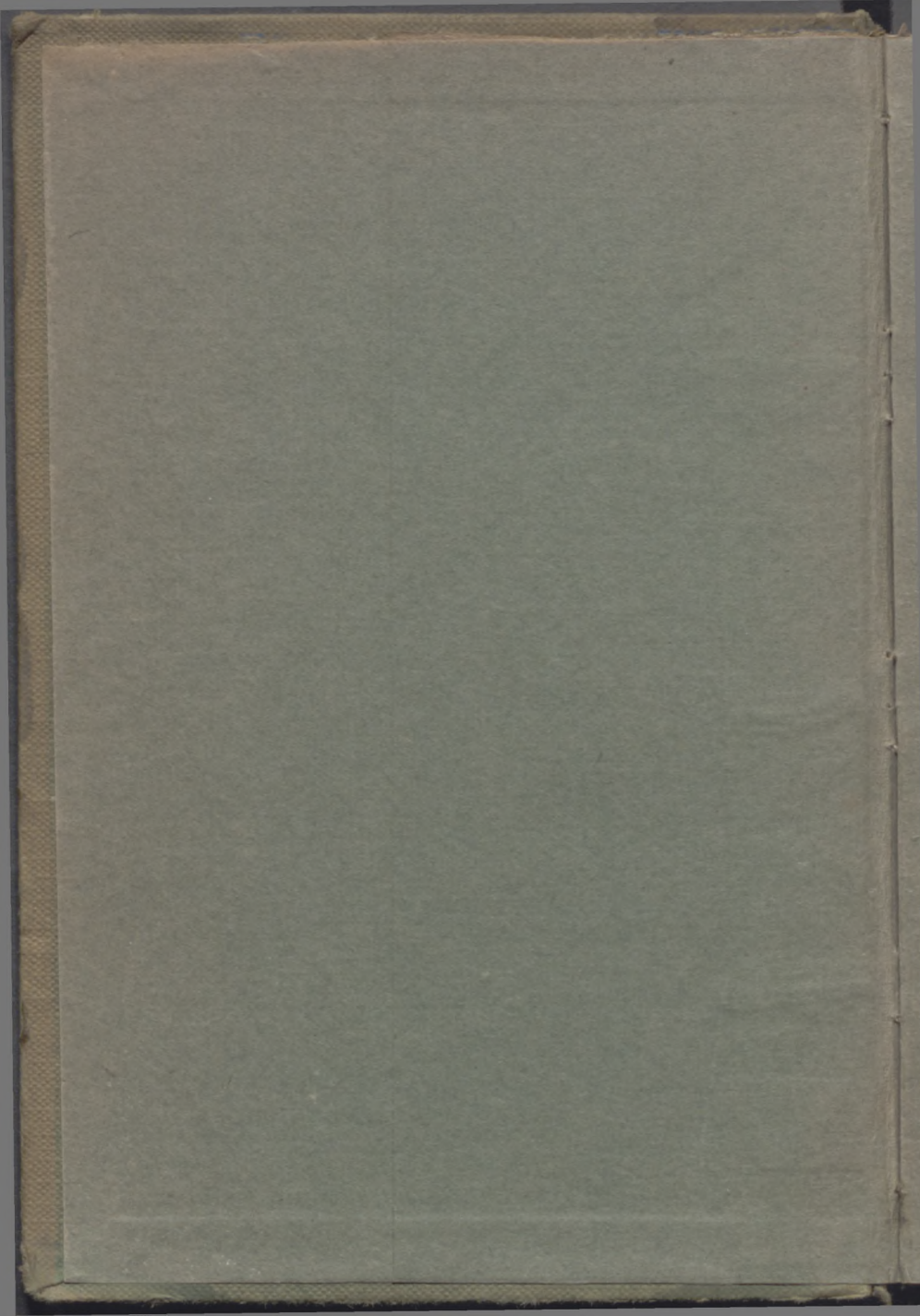
49829

II

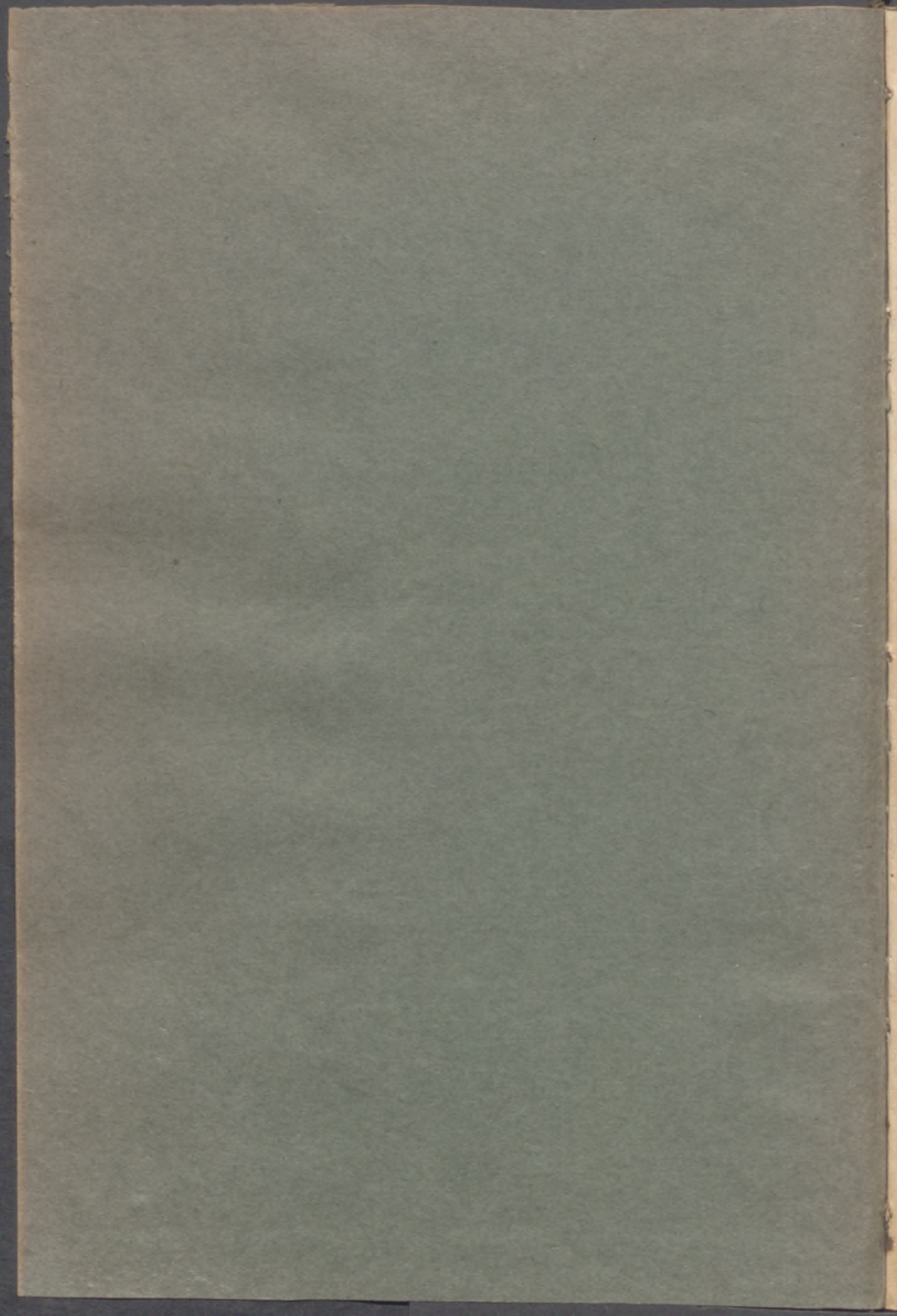
Baronness Orczy  
Der rote  
Pimpernell

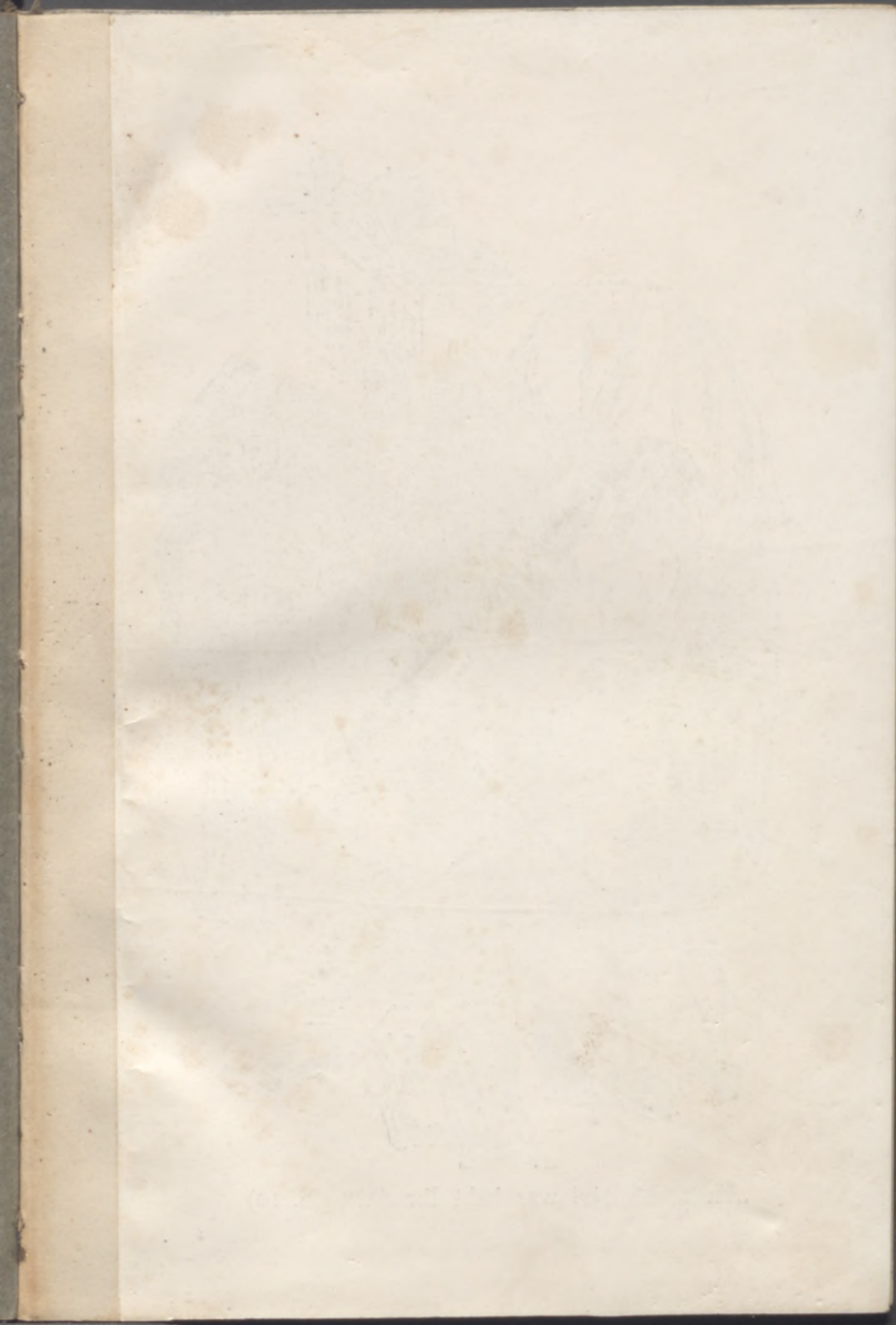
Orczy  
Der rote  
Pimpernell





Library of the  
University of Toronto









„Heda, Mutter! was habt Ihr da?“ (S. 10)

Baroness Orczy

Der rote Pimpernell

---

Dies Buch erreichte vom 12. Januar bis 15. Dezember  
1905 in England

 **12 Auflagen** 

---

---

Die deutsche Uebersetzung nach dem englischen  
Original besorgte Fräulein **Johanna Schmidt, Jena.**

---



35509

Der  
Rote Pimpernell

Roman

von

Baroness Orczy

Mit 8 Bildern von H. M. Brock



---

Jena • Hermann Costenoble • 1906

Alle Rechte nach dem Gesetze über das deutsche Urheber- und  
Verlagsrecht vom 19. Juni 1901 vorbehalten.

49829



Druck: Thüringer Verlags-Druckerei, Jena-Ziegenhain.

## Inhaltsverzeichnis.

---

	Seite
Kapitel I Paris: September 1792 . . . . .	I
„ II Dover: „Fischers Ruh“ . . . . .	14
„ III Die Flüchtlinge . . . . .	28
„ IV Die Liga des roten Pimpernell . . . . .	40
„ V Marguerite . . . . .	52
„ VI Ein Weltmann von 1792 . . . . .	60
„ VII Auf den Klippen . . . . .	75
„ VIII Der Bevollmächtigte . . . . .	83
„ IX Der Überfall . . . . .	102
„ X In der Loge . . . . .	113
„ XI Lord Grenvilles Ball . . . . .	136
„ XII Der Zettel . . . . .	146
„ XIII Entweder — oder . . . . .	158
„ XIV Punkt ein Uhr . . . . .	162
„ XV Zweifel . . . . .	173
„ XVI Richmond . . . . .	181
„ XVII Abschied . . . . .	199
„ XVIII Der geheimnisvolle Siegelring . . . . .	209
„ XIX Der rote Pimpernell . . . . .	216
„ XX Der Freund . . . . .	229
„ XXI In banger Erwartung . . . . .	239
„ XXII Calais . . . . .	251
„ XXIII Hoffnung . . . . .	264
„ XXIV Die Falle . . . . .	274

	Seite
Kapitel XXV Der Adler und der Fuchs . . . . .	283
„ XXVI Der Jude . . . . .	295
„ XXVII Auf der Fährte . . . . .	308
„ XXVIII Vater Blanchards Hütte . . . . .	318
„ XXIX Im Hinterhalt . . . . .	329
„ XXX Der Schoner . . . . .	336
„ XXXI Die Errettung . . . . .	353

---

## Verzeichnis der Bilder.

Von H. M. Brock.

---

„Heda Mutter! was habt Ihr da?“ . . . . . vor dem Titel	
Im nächsten Augenblicke hatte Lady Blakeney den Wirt bei Seite geschoben und betrat das Zimmer	Seite 54
„Hört! Jelly, sind alle fort?“ . . . . .	„ 104
— — — um einen schnellen Blick auf den Zettel zu werfen . . . . .	„ 156
Chauvelin betrachtete ihn, als er so friedlich dalag	„ 172
Er beugte sich tief über ihre Hand und küsste sie	„ 206
„Was denken Sie, wird geschehen?“ . . . . .	„ 233
„Ich dachte nicht, dass ich Sie hier treffen würde“	„ 285

---


# Verzeichnis der Bilder

von 1711 bis 1712

Das Verzeichnis der Bilder ist in zwei Spalten angeordnet. Die linke Spalte enthält die Nummern der Bilder, die rechte Spalte die Beschreibungen. Die Nummern sind von 1 bis 100 in aufsteigender Reihenfolge angeordnet. Die Beschreibungen sind in deutscher Sprache verfasst und geben die Größe, die Farbe und die Art der Bilder an. Die meisten Bilder sind als Ölbilder bezeichnet, einige als Aquarelle oder Zeichnungen. Die Beschreibungen sind oft sehr kurz und prägnant. Die Nummern sind in der linken Spalte in der Regel in der Mitte der Spalte angeordnet, während die Beschreibungen in der rechten Spalte linksbündig stehen. Die gesamte Liste ist in einer klaren und übersichtlichen Weise angeordnet, was die Suche nach bestimmten Bildern erleichtert.

## Erstes Kapitel.

### Paris: September 1792.

ine wogende, brausende, murmelnde Volksmenge, Wesen, die nur dem Namen nach Menschen sind, denn für das Auge und Ohr scheinen sie wilde, tierische Geschöpfe zu sein, angefeuert durch niedrige Leidenschaften und die Begierden der Rache und des Hasses.

Es ist bald Sonnenuntergang, der Schauplatz ist die Westbarrikade, genau die Stelle, an der ein Jahrzehnt später ein stolzer Tyrann dem Ruhm der Nation und seiner eigenen Eitelkeit ein unsterbliches Denkmal errichtete.

Während des grössten Theils des Tages hatte die Guillotine ihre schauerliche Arbeit verrichtet: alle alten Namen, alle adligen Familien, deren sich Frankreich während der letzten Jahrhunderte gerühmt hatte, mussten der Freiheit und Brüderlichkeit ihren Zoll entrichten. Das Blutbad hatte in dieser vorgerückten Stunde nur aufgehört, weil das Volk interessantere Beobachtungen machen konnte, ehe die

Barrikaden endgültig für die Nacht geschlossen wurden.

Und so stürmte die Menge fort vom Grève-Platze nach den verschiedenen Barrikaden, um sich das interessante und unterhaltende Schauspiel nicht entgehen zu lassen.

Man konnte es täglich sehen, denn die Aristokraten waren solche Toren! Freilich waren sie Volksverräter, samt und sonders, Männer, Frauen und Kinder, die zufällig Abkömmlinge des alten Adels waren, jener grossen Männer, die seit den Kreuzzügen Frankreichs Ruhm begründet hatten. Ihre Ahnen hatten das Volk bedrückt, es unter den feuerroten Absätzen ihrer zierlichen Schnallenschuhe zertreten, nun herrschte das Volk und zermalmte seine früheren Herren — nicht unter seinen Schuhen, denn es ging barfuss — sondern unter einem wirksameren Gewicht, dem Fallbeil der Guillotine.

Und täglich, stündlich forderte dies furchtbare Marterwerkzeug seine zahlreichen Opfer — alte Männer, junge Frauen, zarte Kinder, bis es schliesslich das Haupt eines Königs und einer schönen jungen Königin fordern würde.

Aber so sollte es doch sein: herrschte nicht das Volk jetzt in Frankreich? Jeder Aristokrat war ein Verräter, wie seine Vorfahren es vor ihm gewesen waren; während zweihundert Jahren hatte das Volk im Schweisse seines Angesichts gehungert und gearbeitet, um einem leichtsinnigen Hofe Überfluss und üppige Lustbarkeiten zu schaffen; nun mussten die



Abkömmlinge jener, die an dem Hofe gestrahlt hatten, sich verbergen, um ihr Leben zu retten — fliehen, wenn sie der verzögerten Rache des Volks entgehen wollten.

Und sie verbargen sich wirklich, sie versuchten zu fliehen, das war gerade der Spass an der Sache. Jeden Nachmittag, ehe die Tore geschlossen wurden und die Marktkarren im Zuge die verschiedenen Barrikaden verliessen, versuchte so ein Narr von Aristokrat den Klauen des Vorstandes der öffentlichen Sicherheit zu entschlüpfen. In mannigfachen Verkleidungen, unter allerlei Vorwänden versuchten sie durch die so gut von der Bürgergarde der Republik gehüteten Barrieren zu fliehen. Männer in Frauengewändern, Frauen als Männer verkleidet, Kinder in Bettlerlumpen, so hofften die ci-devant Grafen und Herzöge das Ausland zu erreichen. Hatten sie einen Zufluchtsort gefunden, so gedachten sie die Fremden gegen die Revolution aufzustacheln und ihre Hülfe zu erlangen, um die elenden, unglücklichen Gefangenen im Temple zu befreien, die einst die Herrscher von Frankreich gewesen waren.

Aber sie wurden fast immer an den Barrikaden ergriffen. Sergeant Bibot am Westtor besass eine besonders feine Spürnase, um einen Aristokraten selbst in der vollendetsten Verkleidung zu entdecken. Dann gab es natürlich einen Hauptspass. Bibot pflegte mit seiner Beute zu spielen, wie die Katze mit der Maus, manchmal tat er eine Viertelstunde lang so, als ob er sich durch die Perrücken und

andre theatralische Hülfsmittel, mit denen die ci-devant adligen Grafen oder Marquis ihre Identität zu verwischen glaubten, irre führen liesse.

O! Bibot hatte viel Humor und es verlohnte sich schon der Mühe, an der Westbarrikade herumzulungern, um ihn einen Aristokraten abfangen zu sehen gerade in dem Moment, wo er der Rache des Volks zu entrinnen hoffte.

Mitunter liess Bibot seine Beute tatsächlich durch das Tor und liess die Leute denken, sie wären wirklich der Gefahr entronnen und könnten die englische Küste sicher erreichen, — kaum waren sie hundert Schritte gewandert, schickte er die Wachen nach, liess sie ergreifen und ihnen ihre Verkleidung abreißen.

Das war allerdings höchst drollig, denn sehr häufig war der Flüchtling ein Weib, irgend eine stolze Marquise, die ganz wunderlich aussah, wenn sie sich schliesslich in Bibots Klauen befand und wusste, dass am folgenden Tage ein summarisches Verhör und dann Madame la Guillotine sie erwartete.

Da war es kein Wunder, dass an diesem schönen Nachmittag sich ein erregter Pöbel um Bibots Tor drängte. Die Gier nach Blut wächst mit ihrer Befriedigung, da gibt es kein Sattwerden, der Pöbel hatte heute hundert adlige Häupter auf dem Schaffot fallen sehen, er wollte sich versichern, dass morgen weitere hundert fallen würden.

Bibot sass auf einem leeren Fass dicht an der Barrikade, eine kleine Abteilung von der Bürger-

wehr stand unter seinem Befehl. In letzter Zeit hatte es heisse Arbeit gegeben. Diese verfluchten Aristokraten wurden furchtsamer und machten verzweifelte Versuche, Paris zu entschlüpfen: Männer, Frauen und Kinder, deren Vorfahren selbst in längstvergangenen Zeiten jenen verräterischen Bourbonen gedient hatten, waren alle selbst Verräter und für die Guillotine reif.

Täglich hatte Bibot die Genugtuung, etliche flüchtige Royalisten zu entlarven und dem Vorstand der öffentlichen Sicherheit zum Verhör zu übergeben, wo der gute Patriot, Citoyen Fouquier Tiuville den Vorsitz führte.

Robespierre und Danton hatten beide Bibot wegen seines Eifers empfohlen, und Bibot war stolz darauf, aus eigenem Antriebe mindestens fünfzig Aristokraten auf das Schaffot gebracht zu haben.

Aber heute hatten alle Sergeanten an den verschiedenen Barrikaden besondere Befehle. Vor kurzem war es einer Anzahl von Aristokraten gelungen, aus Frankreich zu entfliehen und glücklich England zu erreichen. Über diese gelungenen Fluchtversuche schwirrten mannigfache Gerüchte umher; sie waren häufig und ungewöhnlich kühn ausgeführt worden; das Volk wurde immer erregter darüber. Sergeant GrosPierre wurde aufs Schaffot gebracht, weil unter seiner Nase eine aristokratische Familie durch das Nordtor entwischt war.

Man behauptete, dass die Flüchtlinge durch eine Verbindung von Engländern in Sicherheit gebracht

wurden, deren Waghalsigkeit bisher unerreicht stand und die aus der blossen Marotte, sich in Sachen zu mischen, die sie nichts angingen, ihre Mussestunden damit verbrachten, der Guillotine die ihr gesetzlich zukommenden Opfer zu entreissen. Diese Gerüchte wurden immer phantastischer, ohne Zweifel bestand diese Bande von unberufenen Engländern und sie schien unter der Führerschaft eines Mannes zu stehen, dessen Mut und Kühnheit fabelhaft waren. Sonderbare Geschichten waren im Umlauf, dass er und die von ihm geretteten Aristokraten plötzlich unsichtbar würden, wenn sie die Barrikaden erreichten und sie kämen durch übernatürlichen Beistand durch die Tore.

Kein Auge hatte diese geheimnisvollen Engländer erblickt und was nun gar ihren Anführer betraf, so sprach man, wenn überhaupt, nur mit abergläubischem Schauer von ihm. Citoyen Fouquier-Tiuville pflegte im Laufe des Tages einen Papierzettel aus irgend einer rätselhaften Quelle zu bekommen; mitunter fand er ihn in seiner Rocktasche, dann wieder steckte man ihn ihm im Gedränge zu, während er zum Ausschuss der öffentlichen Sicherheit ging. Die Zettel enthielten stets einen kurzen Hinweis, dass die Liga der Engländer beim Werk sei und waren immer mit dem Bilde einer kleinen roten, sternförmigen Blume unterzeichnet, die den Namen „Rote Pimpernell“ trägt. Binnen wenigen Stunden nach Empfang dieser unverschämten Zeilen hörte dann der Ausschuss der öffentlichen Sicherheit,

dass so und so viele Royalisten die Küste erreicht hätten und auf dem Wege nach England wären.

Die Wachen an den Toren waren verdoppelt die befehlshabenden Sergeanten mit dem Tode bedroht worden, während die höchsten Belohnungen für die Ergreifung dieser kühnen Engländer geboten wurden. Die Summe von 5000 Frs. wurde dem zugesichert, der den geheimnisvollen und immer entschlüpfenden „Roten Pimpernell“ erwischte.

Alle fühlten, dass Bibot derjenige sein würde und Bibot liess diesen Gedanken bei Jedermann sich festsetzen; und so kamen Tag für Tag die Leute, um ihn am Westttor zu beobachten, damit sie das Schauspiel nicht versäumten, wenn er irgend einen aristokratischen Flüchtling abfasste, den vielleicht der geheimnisvolle Engländer begleitete.

„Bah!“ sagte er zu seinem Korporal, „Citoyen GrosPierre war ein Narr! Hätte ich z. B. am Nordtor vorige Woche Dienst gehabt . . . . .“

Citoyen Bibot spuckte auf die Erde, um seine Verachtung für die Dummheit seines Freundes auszudrücken.

„Wie trug sich die Sache zu, Citoyen?“ fragte der Korporal.

„GrosPierre war am Tore und bewachte es“, begann Bibot wichtigtuend, als sich die Menge um ihn scharte und seinen Worten eifrig lauschte, „wir haben alle von dem lästigen Engländer, dem verdammten „roten Pimpernell“ gehört. Durch mein Tor wird er nicht durchschlüpfen, morbleu!, er sei

denn der Teufel selbst. Aber GrosPierre war ein Narr. Die Marktkarren fuhren durch die Tore, einer davon war mit Fässern beladen, ein alter Mann als Kutscher und ein Knabe dabei. GrosPierre war angetrunken, aber er hielt sich für klug und weise. Er guckte in die Fässer — wenigstens in einige — sah, dass sie leer waren und liess den Karren passieren.“

Ein Murmeln des Zorns und der Verachtung durchlief die zerlumpten Zuhörer, die Citoyen Bibot umdrängten.

„Eine halbe Stunde darauf“, fuhr der Sergeant fort, „erscheint ein Hauptmann mit einem Dutzend Soldaten. „Ist ein Karren hinaus?“ fragt er GrosPierre atemlos. „Jawohl“, sagt GrosPierre, „es ist noch keine halbe Stunde her.“

„Und Sie haben ihn entwischen lassen?“ brüllt der Hauptmann wütend. „Dafür sollen Sie aufs Schaffot kommen, Sergeant! Jener Karren verbarg den ci-devant Herzog von Chalis mit seiner ganzen Familie!“ „Was?“ donnerte GrosPierre entsetzt. „Jawohl! und der Kutscher war kein anderer als jener verfluchte Engländer, der rote Pimpernell.“

Ein Gebrüll der Entrüstung begrüßte diese Erzählung. Der Citoyen GrosPierre hatte sein grobes Versehen auf dem Schaffot gebüßt, aber wie konnte er auch so ein Tor sein!

Bibot lachte selbst so sehr über seine Erzählung, dass er erst nach einer Weile weiter sprechen konnte.

„Verfolgt sie, Ihr Männer“, ruft der Hauptmann“, fuhr Bibot fort, „denkt an die Belohnung; hinter ihnen her! sie können noch nicht weit sein“. und er stürzte mit seinen Soldaten durchs Tor.“

„Aber es war zu spät“, schrien Bibots Zuhörer erregt.

„Sie konnten sie nicht erwischen!“

„GrosPierre sei verdammt wegen seiner Dummheit!“

„Er hat sein Schicksal verdient.“

„Man stelle sich nur vor, dass er die Fässer nicht einmal ordentlich durchsucht hat.“

Citoyen Bibot lachte über diese Ausfälle, bis ihm die Tränen über die Backen liefen und er sich die Seiten hielt.

„Nein, nein“, sagte er endlich, „jene Aristokraten waren gar nicht in dem Karren; der Kutscher war nicht der rote Pimpernell!“

„Was?“

„Nein! Der Hauptmann selbst war der verfluchte Engländer in Verkleidung und jeder seiner Soldaten ein Aristokrat.“

Diesmal blieb die Menge stumm: die Geschichte hatte entschieden einen übernatürlichen Beigeschmack, und wenn auch die Republik den Glauben an Gott so vernichtet hatte, so war es ihr doch nicht ganz gelungen, die Furcht vor dem Übernatürlichen im Volke zu ertöten. Jener Engländer musste wirklich der leibhaftige Teufel sein.

Die Sonne stand schon tief im Westen. Bibot bereitete sich vor, das Tor zu schliessen.

„Vorwärts mit den Karren“, sagte er.

Eine Anzahl bedeckter Karren waren in einer Reihe aufgefahen, bereit, die Stadt zu verlassen, um aus den Nachbarorten Vorräte für den Markt zu holen. Bibot kannte die meisten Besitzer, denn sie passierten sein Tor jeden Morgen und jeden Abend. Er sprach mit ein oder zwei Frauen, denn meistens lenkten Frauen die Pferde und untersuchte genau.

„Man ist doch nie sicher“, pflegte er zu sagen, „und ich möchte nicht Grospierres Dummheit nachmachen.“

Die Frauen, welche die Karren begleiteten, brachten den Tag gewöhnlich am Fusse des Schafots auf dem Grevè-Platz zu, strickend und schwatzend, während sie die ankommenden Opfer der Schreckensherrschaft beobachteten. Es war doch ein Spass, zu sehen, wie Madame Guillotine die Aristokraten aufnahm und die Plätze in der Nähe waren sehr gesucht. Bibot hatte am Tage auf dem Platze Wache gehabt. Er erkannte die meisten der alten Weiber, „die Strickerinnen“, wie sie genannt wurden, die dort sassen und strickten, während Kopf um Kopf unter dem Fallbeil fiel und sie selbst vom Blute jener Aristokraten bespritzt wurden.

„Heda, Mutter!“ sagte Bibot zu einem jener schrecklichen Weiber, „was habt Ihr da?“

Er hatte sie am Tage gesehen mit ihrem Strickzeug und der Peitsche vom Karren neben sich. Jetzt



hatte sie um den Peitschengriff eine Troddel von Haarlocken befestigt, blonde und schwarze, alle Farben bis zu silberweiss und sie strich mit ihren grossen knochigen Fingern darüber, als sie Bibot zulachte.

„Ich freundete mich mit Madame Guillotines Liebhaber an“, sagte sie mit grobem Lachen, „er schnitt mir diese Locken von den Köpfen, die herabrollten. Morgen gibts mehr, aber ich weiss noch nicht, ob ich an meinem gewohnten Platz sein werde.“

„Wieso?“ fragte Bibot, der, trotzdem er ein Soldat war, sich eines Schauders über dies abscheuerregende Weib mit ihrer entsetzlichen Beute am Peitschengriff nicht erwehren konnte.

„Mein Enkel hat die Pocken“, erwiderte sie, mit einer Handbewegung nach ihrem Karren zeigend. „Manche sagen, es wäre die Pest! Ist's der Fall, so darf ich morgen nicht nach Paris hinein.“

Bei der ersten Erwähnung des Wortes Pocken war Bibot hastig zurückgetreten, aber als das alte Weib von der Pest sprach, wich er zurück, so weit er konnte.

„Verdammte Hexe!“ murmelte er, während die ganze Menge sich vom Karren entfernte, so dass er ganz allein auf dem Platze stand.

Das alte Weib lachte.

„Was für elende Feiglinge Ihr seid“, sagte sie, „Männer, — und fürchten sich vor Krankheit!“

„Morbleu, die Pest!“

Jedermann war entsetzt und schweigsam, erfüllt mit Schrecken über die furchtbare Krankheit, das

einzig, was noch die Macht besass, bei jenen brutalen, verwilderten Geschöpfen Abscheu und Ekel zu erregen.

„Packt Euch mit Eurer verseuchten Brut!“ schrie Bibot heiser.

Und mit einem neuen Lachen und derben Scherzen peitschte das alte Weib ihr mageres Pferd und fuhr mit ihrem Karren aus dem Tor.

Dieser Zwischenfall hatte den Nachmittag verdorben. Die Menge war durch die beiden furchtbaren Krankheiten, die Vorläufer eines qualvollen und einsamen Todes, entsetzt. Sie lungerten an den Barriaden still und verdrossen eine Weile herum, einander argwöhnisch anblickend und sich instinktiv vermeidend, als ob die Pest schon unter ihnen laure. Plötzlich erschien, wie bei GrosPierre, ein Hauptmann der Wache. Aber Bibot kannte ihn und brauchte keinen verkleideten Engländer in ihm zu wittern.

„Ein Karren . . .“ rief er keuchend, noch ehe er das Tor erreicht hatte.

„Was für ein Karren?“ fragte Bibot unbekümmert.

„Gefahren von einem alten Weibe — ein bedeckter Karren —“

„Solcher gab es mehr.“

„Ein altes Weib, das sagte, ihr Sohn hätte die Pest?“

„Ja?“

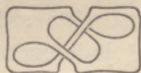
„Und Ihr liest sie durch?“

„Morableu!“ sagte Bibot, indem er erbleichte.

Der Karren enthielt die ci-devant Gräfin von Tournay und ihre beiden Kinder, alle drei Verräter und zum Tode verurteilt.“


„Und das alte Weib?“

„Sacré tonnerre,“ sagte der Hauptmann, „man fürchtet, das war der verfluchte Engländer der rote Pimpernell, selbst.“



Zweites Kapitel.

Dover: „Fischers Ruh.“

 In der Küche war Sally sehr geschäftig — Pfannen und Tiegel standen in Reih und Glied auf dem Herde, der grosse Fleischtopf dampfte, der Bratspiess drehte sich langsam und bot der Glut abwechselnd jede Seite des leckeren Bratens. Die beiden kleinen Küchenmädchen waren voll Eifer, heiss und atemlos, mit aufgestreiften Ärmeln kicherten sie über irgend einen Scherz, sobald Sally nur für einen Augenblick den Rücken wendete. Und die alte Jemima, plump von Gestalt und einfältigen Sinnes, brummte und schalt vor sich hin, während sie im Fleischtopf rührte.

„Heda! Sally!“ erklang ein fröhlicher, wenn auch nicht gerade melodischer Ruf aus der Gaststube nebenan.

„Lieber Himmel!“ rief Sally mit gutmütigem Lachen, „was werden sie nun wieder alles wollen, möcht' ich wohl wissen!“

„Mr. Harry, der sah ungewöhnlich durstig aus,“ flüsterte eins der Küchenmädchen, und ihre kohl-

schwarzen Augen blitzten, als sie ihrer Kameradin zublincnte und dann kicherten sie beide.

Sally sah einen Augenblick ärgerlich aus und rieb sich die Hände, die wohl am liebsten mit Martha's roten Backen in nähere Berührung gekommen wären, aber ihre gute Laune gewann die Oberhand, sie zuckte die Achseln und wandte sich den gerösteten Kartoffeln zu.

„Hallo, Sally! Sally!“

Und ein Geklapper von Zinnbechern, mit denen ungeduldige Hände auf die Eichentische im Gastzimmer klopfen, begleitete die Rufe nach der drallen Wirtstochter.

„Sally!“ rief eine eindringliche Stimme, „soll's bis morgen früh mit dem Bier dauern?“

„Für das Bier könnte wirklich Vater sorgen,“ murmelte Sally, als Jemima ohne weitere Umstände ein paar schäumende Kannen vom Brett nahm und eine Anzahl von Krügen mit dem selbstgebrauten Bier füllte, wegen dessen „Fischers Ruh“ seit König Karl's Zeiten berühmt war. „Er weiss doch, wie beschäftigt wir sind.“

„Dein Vater schwatzt zu eifrig über Politik mit Mr. Hempseed, als dass er sich um Dich und das Bier kümmert,“ sagte Jemima halblaut.

Sally trat vor den kleinen Spiegel, der in einer Ecke der Küche hing, glättete hastig ihr Haar und rückte ihre weisse Mütze kokett ein wenig schief auf ihre dunklen Locken; dann nahm sie die Krüge an den Henkeln, in jede starke braune Hand drei,

und trug sie lachend, zankend und errötend in die Wirtsstube.

Dort war sicherlich keine Spur von dem Getriebe und dem Fleiss der die vier Mädchen in der glühenden Küche heiss und tätig hielt.

Die Wirtsstube in „Fischers Ruh“ wird jetzt, zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts als Sehenswürdigkeit gezeigt. Zu Ende des achtzehnten, im Jahre des Heils 1792 hatte sie noch nicht das Ansehen und die Bedeutung gewonnen, die ihr hundert weitere Jahre und die wechselnde Laune des Geschmacks in der Kunst gaben. Immerhin war es ein alter Bau, sogar damals schon, denn die eichenen Deckenbalken waren schon ganz geschwärzt — ebenso die Täfelung, die Stühle mit den hohen Lehnen, dazwischen die langen polierten Tische, auf denen zahllose Becher und Krüge phantastische Muster von Ringen hinterlassen hatten. In den Fenstern mit Butzenscheiben gaben ein paar Töpfe mit scharlachrotem Geranium und blauem Rittersporn dem dunklen Hintergrund des Eichenholzes einen warmen Farbenton.

Dass Mr. Jellyband, der Wirt von „Fischers Ruh“ in Dover, ein wohlhabender Mann war, konnte der oberflächlichste Beobachter merken. Das Zinn auf den schönen alten Büffets, das Messinggeschirr über dem mächtigen Kamin glänzten wie Gold und Silber — der rote Ziegelfussboden war so leuchtend, wie das Geranium auf dem Fensterbrett — das bedeutete, dass er genügende und fleissige Dienerschaft

hatte, dass die Kundschaft regelmässig kam und von der Sorte war, die einen Zustand der Ordnung und Wohlhabenheit in der Wirtsstube forderte.

Als Sally eintrat, trotz ihres Stirnrunzeln lachend, so dass sie ihre blendendweissen Zähne zeigte, wurde sie mit lautem Beifall begrüsst:

„Nun, hier ist Sally! Hoch lebe die niedliche Sally!“

„Ich dachte, Ihr wäret in Eurer Küche taub geworden,“ murmelte Timmy Pitkin, als er sich mit dem Handrücken über die trocknen Lippen fuhr.

„Schon gut, schon gut!“ lachte Sally und stellte die frisch gefüllten Krüge auf die Tische, „eilts denn so? Stirbt etwa Eure Grossmutter und Ihr möchtet die arme Seele noch lebend antreffen?“

Ein Chor von gutmütigem Lachen begrüsst den Scherz, der der gegenwärtigen Gesellschaft noch für eine ganze Weile Stoff zu Spässen gab. Sally schien jetzt gar nicht eilig zu ihren Töpfen und Pfannen zurückkehren zu wollen. Ein junger Mann mit blondem, lockigem Haar und lebendigen blauen Augen nahm ihre ganze Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch, während die anderen dicke Rauchwolken aus ihren Pfeifen bliessen.

Dem Kaminfeuer gegenüber, breitbeinig, eine lange Tonpfeife im Munde, stand der Hausherr selbst, der würdige Mr. Jellyband, Wirt von „Fischers Ruh“, wie es sein Vater vor ihm gewesen war, ja auch sein Grossvater und Urahn. Von stattlichem Wuchs, jovialer Miene und etwas kahlköpfig,



war Mr. Jellyband wirklich der Typus eines ländlichen John Bulls der damaligen Zeit, wo das grossbritannische Inselreich in seiner ganzen Selbstherrlichkeit strahlte, wo jedem Engländer, mochte er Lord, Bauer oder sonst was sein, das europäische Festland eine Höhle des Leichtsinns und die übrige Welt ein unerforschtes Land der Kannibalen war.

Dort stand er, der würdige Wirt, fest und stämmig, mit wenig Interesse für seine Hausgenossen und gar keinem für andere Leute. Er trug nach damaliger Mode den roten Rock mit glänzenden Messingknöpfen, die gerippten Sammtkniehosen, grauwoollene Strümpfe und glänzende Schnallenschuhe, die jeden Wirt in England, der etwas auf sich hielt, kennzeichneten — und während die hübsche, mutterlose Sally am liebsten vier paar Hände gehabt hätte, um alle auf ihr ruhende Arbeit zu bewältigen, diskutierte der würdige Jellyband mit seinen bevorzugten Gästen die Staatsangelegenheiten.

Das Gastzimmer sah mit zwei blank geputzten Lampen, die von der Decke hingen, ausserordentlich freundlich und gemütlich aus. Durch den dicken Tabaksrauch erschienen die Gesichter der Gäste rot und erfreulich anzusehen, mit sich selbst, dem Wirt und der ganzen Welt zufrieden. Aus jeder Ecke der Stube begleitete schallendes Gelächter angenehme, wenn auch nicht sehr geistreiche Gespräche während Sallys wiederholtes Kichern bestätigte, dass Harry Waite die kurze Weile, die sie ihnen ihre Gegenwart schenkte, gut ausnutzte.



Mr. Jellybands Wirtsstube wurde meistens von Fischern heimgesucht, aber die Fischer sind gewöhnlich durstige Seelen; das Salz, welches sie auf dem Meere einatmen, entschuldigt, dass ihre Kehlen zu Lande so ausgedörret sind. Aber „Fischers Ruh“ war doch mehr, als ein blosser Mittelpunkt für diese einfachen Leute. Die Postkutschen nach London und Dover fuhren täglich von diesem Wirtshaus ab; Reisende, die über den Kanal gekommen waren und alle, die eine grosse Reise auf dem Kontinent vorhätten, machten die Bekanntschaft von Mr. Jellyband, seinen französischen Weinen und seinem im Haus gebrauten Bier.

Es war gegen Ende September 1792, das Wetter, bisher schön und sonnig, war plötzlich umgeschlagen; während zwei Tagen hatten Ströme von Regen das südliche England überschwemmt und zerstörten alle Aussicht auf eine vielversprechende Obsternte. Auch jetzt schlug der Regen gegen die in Blei gefassten Fensterscheiben und oft kam er die Esse herunter, so dass das helle Holzfeuer knisterte.

„Du meine Güte, saht Ihr jemals so einen nassen September, Mr. Jellyband?“ fragte Mr. Hempseed.

Er sass auf einem der bequemen Stühle dicht am Feuer, denn er war nicht nur in „Fischers Ruh“ eine Autorität und wichtige Persönlichkeit, wo Mr. Jellyband ihn immer ganz besonders zu seiner Unterstützung bei politischen Streitfragen anrief, sondern in der ganzen Nachbarschaft, wo ihm sein Wissen und besonders seine Kenntniss der hl.

Schrift die grösste Ehrfurcht und Respekt verschafften. Eine Hand in der geräumigen Tasche seiner Sammthose verborgen, mit der andern seine lange Tonpfeife halten, sass Mr. Hempseed da und sah verdrossen die kleinen Wasserbächlein an, die von den Fensterscheiben herablieten.

„Nein,“ antwortete Mr. Jellyband, „ich erinnere mich nicht, Mr. Hempseed, und ich lebe nun fast sechzig Jahre in dieser Gegend.“

„Ei, Ihr erinnert Euch doch sicherlich nicht an die ersten drei der sechzig Jahre,“ erwiderte Mr. Hempseed ruhig. „Ich weiss doch nicht, dass ein kleines Kind jemals Notiz vom Wetter genommen hätte, in dieser Gegend wenigstens nicht, und ich lebe hier nun fast fünfundsechzig Jahre, Mr. Jellyband.“

Die Überlegenheit dieser weisen Behauptung war so unbestreitbar, dass Mr. Jellybands gewöhnlicher Strom der Gegenründe im Augenblick stockte.

„Scheint's nicht eher wie April, als September?“ fuhr Mr. Hempseed trübselig fort, als ein neuer Schauer von Regentropfen durch die Esse auf das Feuer fiel.

„Das tut's in der Tat,“ gab der würdige Wirt zu, „aber was könnt Ihr denn andres erwarten, Mr. Hempseed, frag' ich, bei einer Regierung, wie die unsrige?“

Mr. Hempseed schüttelte den Kopf höchst weise mit tiefwurzelndem Misstrauen gegen das britische Klima und die britische Regierung.

„Ich erwarte gar nichts mehr, Mr. Jellyband“, sagte er. „Arme Leute, wie wir, gelten nichts dort in London, ich weiss das und ich klage auch nicht oft. Aber wenn es sogar im September zu solchem Wetter kommt und mein ganzes Obst verdirbt, wie die Erstgeburt der ägyptischen Mütter, und daraus ziehen nur die Juden Gewinn, weil sie Orangen und solches fremdartiges Zeug verkaufen, wonach kein Hahn kräht, wenn englische Äpfel und Birnen geraten sind. Ja, wie die hl. Schrift sagt —“

„Das stimmt, M. Hempseed,“ fuhr Jellyband dazwischen, „und wie ich sagte, was könnt Ihr erwarten? Da morden jenseits des Kanals die französischen Teufel ihren König und den Adel, und Mr. Pitt und Mr. Fox und Mr. Burke streiten unter einander, ob wir Engländer zulassen sollen, dass sie in so gottloser Weise fortfahren.“

„Lasst sie morden, sag' ich, und Gott verdamme sie!“ sagte Mr. Hempseed nachdrücklich, denn er hatte wenig Vorliebe für die politischen Argumente seines Freundes Jellyband, weil er dabei immer aus seinem Fahrwasser geriet und sich ihm wenig Gelegenheit bot, jene Perlen seiner Weisheit leuchten zu lassen, die ihm in der ganzen Nachbarschaft einen so hohen Ruf und in „Fischers Ruh“ so manches Freibier eingetragen hatten.

„Lasst sie morden,“ wiederholte er, „aber lasst uns nicht im September solchen Regen haben, denn das ist gegen das Gesetz und die hl. Schrift, welche sagt — —“

„Herrgott, Mr. Harry, wie Sie mich erschreckt haben!“

Für Sally und ihre Kourmacherei traf es sich schlecht, dass ihre Bemerkung gerade in dem Augenblick kam, wo Mr. Hempseed Atem schöpfte, um eine Bibelstelle zu zitieren, denn nun kam eine Flut von zornigen Worten ihres Vaters über ihr hübsches Haupt.

„Vorwärts, Sally!“ sagte er und versuchte, sein gutmütiges Gesicht in zornige Falten zu legen, „lass das alberne Getue mit dem jungen Maulaffen und mach' Dich an die Arbeit.“

„Die Arbeit wird schon getan, Vater.“

Aber Mr. Jellyband war konsequent, er hatte andere Pläne für sein hübsches Töchterchen, sein einziges Kind, die einmal die Eigentümerin von „Fischers Ruh“ würde, als dass er sie einem dieser jungen Burschen gäbe, die nur einen ärmlichen Lebensunterhalt mit ihren Netzen erwarben.

„Hörtest Du, was ich sagte, Mädchen?“ fragte er in jenem ruhigen Tone, dem sich niemand im Hause zu widersetzen wagte.

„Sieh nach Lord Tony's Abendbrot, denn wenn das nicht auf's beste zubereitet und er unzufrieden ist, dann sieh zu, was passiert.“

Zögernd gehorchte Sally.

„Erwartet Ihr noch besondere Gäste heute Abend, Mr. Jellyband?“ fragte Jimmy Pitkim, in der ehrlichen Absicht, die Aufmerksamkeit seines Wirtes von den Umständen, die Sallys Abgang begleiteten, abzuziehen.

„Ja, das tue ich,“ erwiderte Jellyband, „Freunde von meinem Lord Tony selbst. Herzöge und Herzoginnen von jenseits des Wassers, die der junge Lord und sein Freund, Sir Andrew Ffoulkes und andre junge Adlige den Krallen jener mörderischen Teufel entrissen haben.“

Das war aber zu viel für Mr. Hempseed.

„Herrgott!“ sagte er, „warum tun Sie das, möcht' ich wohl wissen. Ich bin nicht dafür, sich in andrer Leute Angelegenheiten zu mischen. Wie die hl. Schrift sagt . . . .“

„Mag sein, Mr. Hempseed,“ unterbrach ihn Jellyband mit beissendem Hohn, „dass Ihr ein persönlicher Freund von Mr. Pitt seid und wie Ihr Mr. Fox beistimmt: Lasst sie morden! sagt Ihr.“

„Entschuldigt, Mr. Jellyband,“ verteidigt sich Mr. Hempseed demütig, „ich weiss doch nicht, dass ich jemals so etwas aussprach.“

Mr. Jellyband sass nun aber auf seinem Steckenpferd und hatte nicht die Absicht, so bald wieder abzusteiigen.

Vielleicht habt Ihr noch dazu mit ein paar von den französischen Burschen Freundschaft geschlossen, von denen man sagt, dass sie nur darum herüber-

kommen, um unsere Zustimmung zu ihren Hinmetzeleien zu erlangen.“

„Ich verstehe nicht, was Ihr meint, Mr. Jellyband,“ warf Mr. Hempseed ein, „soviel ich weiss —“

„Soviel ich weiss,“ schrie der Wirt, „war da mein Freund Pepperkorn, dem „der Wilde Eber“ gehörte, ein so treuer und loyaler Engländer, wie man sich nur denken konnte. Und seht ihn Euch jetzt mal an! — Er freundete sich mit einigen von den Froschessern an, verbrüdete sich mit ihnen, als wären es Engländer und nicht allein eine Bande von liederlichen, gottverlassenen Spionen. Und was geschah? Pepperkorn faselt jetzt von Revolution und Freiheit und nieder mit den Aristokraten, gerade wie Mr. Hempseed da drüben!“

„Entschuldigt, Mr. Jellyband,“ fing wieder Mr. Hempseed an, „ich sagte doch nie —“

Mr. Jellyband hatte zu der ganzen Gesellschaft gesprochen, die mit offenem Munde und ganz betroffen der Erzählung von Mr. Pepperkorns Missetaten lauschte. Zwei Gäste — nach ihrer Kleidung zu urteilen, den höheren Ständen angehörend — hatten ihr Dominospiel unterbrochen und schon einige Zeit Mr. Jellybands internationalen Meinungen mit augenscheinlicher Heiterkeit zugehört. Einer von ihnen, dem noch ein sarkastisches Lächeln um die Mundwinkel zuckte, drehte sich nach der Mitte des Zimmers, wo Mr. Jellyband stand.

„Ihr scheint zu denken, mein ehrbarer Freund,“ sagte er mit Ruhe, „dass diese Franzosen — Spione

nanntet Ihr sie ja wohl — mächtig kluge Gesellen sein müssen, um Eures Freundes Pepperkorns Ansichten so umzukrämpeln. Wie denkt Ihr denn, dass sie das fertigbrächten?“

„Meiner Treu, Herr, sie werden ihn eben beschwätzt haben; ich habe erzählen hören, sie hätten die Gabe zu reden — und Mr. Hempseed hier kann Euch erzählen, wie es kommt, dass sie manchen um den Finger wickeln können.“

„Ist das wirklich so, Mr. Hempseed?“ fragte der Fremde höflich.

„Nein, Herr!“ antwortete Mr. Hempseed erregt, „ich kann Euch die gewünschte Auskunft nicht geben.“

„Da wollen wir nur hoffen, mein werter Herr Wirt,“ sagte der Fremde, „dass es den schlaunen Spionen nicht etwa gelingt, Eure so ausserordentlich loyalen Gesinnungen über den Haufen zu werfen.“

Dies war aber selbst für Mr. Jellybands fröhlichen Gleichmut zu viel. Er brach in ein schallendes Gelächter aus, in das bald alle Gäste, die gerade in seiner Schuld waren, einstimmten.

„Hahaha! Hohoho!“ Er lachte in allen Tonarten, der würdige Wirt, bis ihm die Seiten wehtaten, und die Augen tränten.

„Mich zieht er auf? Hörtet Ihr, dass er sagte, sie könnten meine Gesinnungen über den Haufen

werfen? Hoh? — Wirklich, Herr, Ihr sagt kuriose Dinge!“

„Hört, Mr. Jellyband,“ sagte Hempseed nachdrücklich, „Ihr wisst, die hl. Schrift sagt: „Wer stehe, sehe, dass er nicht falle.“

„Ja, aber, Mr. Hempseed,“ fiel Jellyband ein, „die hl. Schrift kannte mich nicht. Ich würde doch nicht einmal ein Glas Wein mit den mordgierigen Franzosen trinken, viel weniger meine Grundsätze ändern. Ich habe sagen hören, die Froschesser könnten nicht unseres Königs Englisch sprechen, wenn also einer in seinem gottverdammten Kauderwelsch anfinge, nun, da hätte ich ihn doch sofort ertappt, und ich wäre auf meiner Hut.“

„Ich sehe wohl, mein ehrenwerter Freund,“ fiel der Fremde belustigt ein, „dass Ihr viel zu schlau und einem Dutzend Franzosen gewachsen seid, hier trinke ich auf Euer Wohl, tut mir die Ehre an und leert diese Flasche mit mir.“

„Ihr seid sehr höflich, Herr,“ sagte Mr. Jellyband und wischte sich die Augen, die noch von dem vielen Lachen tränkten, „und ich will es tun.“

Der Fremde goss ein paar Becher voll Wein, bot einen dem Wirt und nahm den andern selbst.

„Getreue Engländer, die wir hier alle sind,“ sagte er mit demselben spöttischen Lächeln seiner schmalen Lippen — „getreu, wie wir sind, müssen wir zugeben, dass dies doch etwas gutes ist, das uns aus Frankreich kommt.“



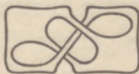
„Ja, das leugnen wir nicht, Herr,“ stimmte der Wirt bei.

„Und nun ein Hoch dem besten Wirt in England, unserem würdigen Herrn Jellyband,“ sagte der Fremde mit lauter Stimme.

„Hurra, Hurra!“ stimmte die ganze Gesellschaft ein. Dann folgte Händeklatschen und mit Krügen und Bechern klapperten sie laut auf den Tischen in Begleitung von schallendem Lachen, ohne besonderen Grund dafür zu haben und Mr. Jellyband murmelte:

„Als ob ich mich von solchem verdammten Franzosen überreden liesse! — Wie kann einer so dummes Zeug schwatzen.“

Der Fremde gab das lustig zu. Es war auch eine unerhörte Behauptung, dass Mr. Jellybands Ansichten über die gänzliche Unfähigkeit der Bewohner vom Festlande erschüttert werden könnten.



### Kapitel III.

## Die Flüchtlinge.

**J**n ganz England war die Erbitterung gegen die Franzosen und ihre Handlungsweise zu dieser Zeit sehr gross. Schmuggler und Kaufleute brachten von der französischen Küste Nachrichten, die den Zorn jedes ehrlichen Engländers anfachten und das Verlangen in ihm erweckten, loszugehen auf die Mörder, die den König und seine Familie gefangen genommen, die Königin mit den königlichen Kindern der unwürdigsten, gemeinsten Behandlung unterworfen hatten und jetzt gebietend das Blut der ganzen Familie Bourbon und ihrer Anhänger verlangten.

Die Hinrichtung der Prinzessin von Lamballe, der reizenden jungen Freundin von Marie Antoinette, hatte jedes englische Herz mit unbeschreiblichem Entsetzen erfüllt, die täglichen zahllosen Royalisten aus guten Familien, die auf der Guillotine hingeopfert wurden, deren einzige Sünde ihr

adliger Name war, schienen die Rache von ganz Europa anzurufen.

Und trotz alledem wagte niemand sich einzumischen. Burke hatte seine ganze Beredtsamkeit aufgegeben, um die englische Regierung zu einem Kampfe gegen die revolutionäre Regierung von Frankreich aufzustacheln. Mr. Pitt fühlte mit charakteristischer Weltklugheit aber nicht, dass dieses Land sich wieder in einen heissen, kostspieligen Krieg einlassen sollte. Diesmal war die Reihe an Österreich, die Initiative zu ergreifen, Österreich, dessen schönste Tochter jetzt eine entthronte Königin war, in Gefangenschaft und vom Pöbel verhöhnt. Jetzt kam es nicht England zu — so dachte Mr. Fox — die Waffen zu ergreifen, weil eine Bande von Franzosen die andre ermordete.

Was Mr. Jellyband und seine Gesinnungsgenossen betraf, wenn sie auch auf alle Fremden mit Verachtung blickten, so waren sie doch samt und sonders Royalisten und Antirevolutionisten und gerade jetzt wütend auf Pitt wegen seiner Vorsicht und Mässigung, trotzdem sie natürlich die diplomatischen Gründe, welche die Politik des grossen Mannes leiteten, nicht verstanden.

Eben kam Sally zurückgelaufen, sehr erregt und voll Eifer. Die lebhafteste Gesellschaft in der Wirtsstube hatte nichts von dem Geräusch draussen vernommen, Sally hatte aber einen durchnässten Reiter mit seinem Pferd erspäht, der am dem Tor von Fischers Ruh“ abstieg, und während der Stall-

bursche das Pferd fortführte, ging die niedliche Sally an die Haustür um den willkommenen Gast zu begrüßen.

„Ich denke, ich sah Lord Antony's Pferd draussen im Hof, Vater,“ sagte sie, als sie durch die Gaststube eilte.

Schon aber war die Türe aufgefliegen und im nächsten Augenblick legte sich ein Arm, bedeckt von hellbraunem Tuch, von dem der Regen tropfte, um Sally's Schultern und eine fröhliche Stimme rief:

„Recht gesehen, Gott segne Deine braunen Augen, die so scharf blicken, meine hübsche Sally“, während der ehrenwerte Mr. Jellyband herbeikam, eifrig, geschäftig und flink, wie es die Ankunft eines der verehrtesten Gäste erforderte.

„Meiner Treu, Sally,“ fügte Lord Antony hinzu, als er einen Kuss auf Miss Sally's blühende Wangen drückte, „Du wirst hübscher, so oft ich Dich sehe — und mein Freund Jellyband muss Mühe haben, Dir die Anbeter vom Halse zu halten. Was meint Ihr, Mr. Waite?“

Mr. Waite — mit widerstreitenden Gefühlen in seinem Respekt für den Lord und dem Missfallen an den derben Spässen — erwiderte nur mit einem zweifelhaften Brummen.

Lord Antony Dewhorst, einer der Söhne des Herzogs von Exeter, war der Typus des jungen Engländer jener Tage — gross, gut gewachsen, breitschultrig und mit einem lustigen Gesicht, sein Lachen erschallte, wo er auch immer ging. In jedem Sport

bewandert, ein lebhafter Gesellschafter, ein höflicher Weltmann, nicht mit zu grossen Geistesgaben ausgerüstet, war er ein allgemeiner Liebling in den Londoner Salons und in den Wirtsstuben der Dorfgasthäuser. In „Fischers Ruh“ kannte ihn jedermann, denn er unternahm gern Ausflüge nach Frankreich und brachte dann stets auf dem Hin- und Rückweg eine Nacht unter Mr. Jellyband's Dache zu.

Er nickte Waite, Pitkin und den andern zu, als er Sally freiliess und trat an den Kamin, um sich zu wärmen und zu trocknen, nicht ohne einen argwöhnischen Blick auf die beiden Fremden zu werfen, die wieder ruhig beim Domino sassen, und ein Ausdruck von tiefem Ernst oder sogar Besorgnis beschattete einen Augenblick sein freundliches junges Gesicht.

Aber auch nur für einen Moment, im nächsten hatte er sich zu Mr. Hempseed gewendet, der respektvoll seine Stirnlocke berührte.

„Nun, Mr, Hempseed, wie steht das Obst?“

„Schlecht, Mylord, schlecht,“ antwortete Mr. Hempseed in kläglichem Tone, „aber was können Sie erwarten, wenn unsere Regierung die Schurken in Frankreich begünstigt, die ihren König und ihren Adel morden wollen?“

„Das möchten sie, mein Alter!“ sagte Lord Antony, „wenigstens alle, die sie erwischen können. Aber heute Abend werden einige Freunde kommen, die ihren Krallen entronnen sind.“

Als der junge Mann diese Worte sprach, schien er einen herausfordernden Blick auf die ruhigen Fremden zu werfen.

„Dank Ihnen und Ihrer Freunde Bemühungen, Mylord, wie ich sagen hörte,“ warf Mr. Jellyband ein.

Aber warnend legte sich Lord Antonys Hand auf seinen Arm.

„Still!“ sagte er drohend und instinktiv blickten alle nach den Fremden.

„Ach, die sind ganz sicher, Mylord,“ antwortete Jellyband, fürchten Sie nichts. Ich hätte doch nicht gesprochen, wüsste ich nicht, dass wir unter Freunden sind. Jener Herr dort ist ein so treuer Untertan von König Georg, als Sie selbst, Mylord, mit Erlaubnis zu sagen. Er ist erst seit kurzer Zeit in Dover, um hier ein Geschäft zu gründen.“

„Ein Geschäft gründen? Dann kann es nur als Leichenbestatter sein, nach seiner erbärmlichen Miene zu schliessen.“

„Nein, Mylord, ich glaube, er ist ein Witwer, das erklärt seine traurige Miene — aber er ist doch ein Freund, dafür büрге ich — und Sie müssen zugeben, Mylord, dass nicht leicht einer besser die Menschen beurteilt, als der Wirt eines Gasthauses —“

„Dann ist's gut, wenn wir unter Freunden sind.“ sagte Sir Antony, dem augenscheinlich nichts daran lag, die Sache weiter mit dem Wirt zu besprechen. „Aber sagt mir, habt ihr sonst keine Gäste hier?“

„Keine, Mylord, und auch keine zu erwarten, ausser —“

„Ausser?“

„Keine, gegen die Euer Gnaden etwas einzuwenden hätten, das weiss ich.“

„Wer ist es?“

„Sir Percy Blakeney und seine Gemahlin werden gleich hier sein, aber nicht um zu übernachten.“

„Lady Blakeney?“ fragte Lord Antony erstaunt.

„Jawohl, Mylord. Sir Percy's Kapitän war eben hier. Er sagt, dass Myladys Bruder heute Nacht im „Seestern“, das ist Sir Percy's Yacht, nach Frankreich überfährt und Malady begleitet ihn bis hierher. Es verdriesst Euer Gnaden doch nicht?“

„Nein, nein, es verdriesst mich nicht; nichts verdriesst mich, ausser wenn das Abendbrot nicht vom allerbesten ist, das Miss Sally kochen kann oder das jemals in „Fischers Ruh“ aufgetischt wurde.“

„Da brauchen Sie nichts zu fürchten,“ rief Sally, die unterdessen den Tisch deckte, und wie einladend sah er aus, mit einem grossen Strauss bunter Georginen in der Mitte, den blanken Zinnbechern und dem blauem Porzellan.

„Für wie viele soll ich decken, Mylord?“

„Fünf Gedecke, hübsche Sally, aber Essen für zehn zum mindesten — unsere Freunde werden müde sein und hoffentlich hungrig. Was mich betrifft, so könnte ich heute Abend ein Rinderviertel klein kriegen.“

„Hier sind sie, ich glaube es wirklich,“ sagte Sally erregt, als man fernes Pferdegetrappel und Räderrollen hörte, das schnell näher kam. Die ganze Wirtsstube geriet in Aufregung. Jedermann war neugierig, die noblen Freunde Lord Antonys von jenseits des Kanals zu sehen. Miss Sally warf noch ein paar schnelle Blicke in den kleinen Spiegel an der Wand, und der ehrenwerte Mr. Jellyband eilte hinaus um als erster seine erlauchten Gäste zu empfangen. Nur die beiden Fremden in der Ecke nahmen an der allgemeinen Aufregung nicht Teil. Sie beendigten ruhig ihre Partie Domino und blickten nicht einmal nach der Türe.

„Gerade aus, Gräfin, die Türe zur rechten,“ sagte draussen eine angenehme Stimme.

„Ah, das sind sie, warhaftig,“ sagte Lord Antony erfreut, „vorwärts, Sally, meine Liebe, sieh zu, wie schnell Du uns die Suppe auftragen kannst.“

Die Türe wurde weit geöffnet und unter Vortritt von Mr. Jellyband, der sich in zahllosen Verbeugungen und Begrüßungsworten erging, betraten zwei Herren und zwei Damen die Gaststube.

„Willkommen, willkommen in England!“ rief Lord Antony, als er den Ankommenden in überströmender Herzlichkeit die Hände entgegenstreckte.

„Ah, Sie sind Lord Antony Dewhurst, denke ich,“ sagte eine der Damen mit fremdartigem Accent.



„Zu Ihren Diensten, Madame,“ erwiderte er, als er beiden Damen die Hände küsste und dann die Herren herzlich begrüßte.

Sally war den Damen schon behilflich ihre Reisemäntel abzunehmen, und beide wendeten sich fröstelnd dem hellbrennenden Kaminfeuer zu.

Die ganze Gesellschaft des Gastzimmers war in Bewegung. Sally war in ihre Küche geeilt, Jellyband, immer noch dienernd, schob Stühle an den Kamin, während Mr. Hempseed still seinen Platz am Feuer verliess. Jedermann starrte neugierig, wenn auch ehrfurchtsvoll, nach den Fremden.

„Ah, Messieurs! was kann ich sagen?“ bemerkte die ältere der beiden Damen, als sie ihre feinen, aristokratischen Hände nach der warmen Glut ausstreckte und mit unaussprechlicher Dankbarkeit erst Lord Antony, dann einen der jungen Herrn ihrer Gesellschaft anblickte, der eben seinen schweren Mantel ablegte.

„Nichts, als dass Sie froh sind, in England zu sein, Gräfin,“ antwortete Lord Antony, „und dass Sie nicht zu sehr unter der angreifenden Reise gelitten haben.“

„Freilich sind wir froh, in England zu sein,“ sagte sie, während sich ihre Augen mit Tränen füllten, „und wir haben unsere Leiden schon vergessen.“

Ihre Stimme war tief und wohllautend, in ihren schönen, edlen Zügen prägte sich ruhige Würde und stilles Dulden aus.

„Ich hoffe, mein Freund Sir Andrew Ffoulkes erwies sich als anregender Reisegefährte, Madame?“

„Ja, Sir Andrew war die Güte selbst. Wie sollen meine Kinder und ich es Ihnen nur jemals genug danken, Messieurs?“

Ihre Begleiterin, eine zierliche Mädchengestalt, freundlich und ergreifend durch den Ausdruck der Sorge und Übermüdung, hatte noch kein Wort gesprochen, doch blickten ihre grossen, braunen Augen voll Tränen vom Feuer auf und nach Sir Andrew, der sich ihr genähert hatte. Als sie seinem Blick begegnete, der sich in unverhüllter Bewunderung auf ihr süßes Gesichtchen heftete, kam ein wärmerer Farbenton in ihre blassen Wangen.

„Dies ist also England,“ sagte sie, als sie in kindlicher Neugier den grossen Kamin, die eichenen Deckenbalken und die Bauern in ihren Faltenkitteln mit den jovalen, roten britischen Gesichtern betrachtete.

„Nur ein Stück davon, Mademoiselle,“ erwiderte Sir Andrew lächelnd, „alles steht zu Ihren Diensten.“

Das junge Mädchen errötete wieder, aber diesmal erhellte ein Lächeln süß und flüchtig ihr Angesicht. Sie sagte nichts und auch Sir Andrew schwieg, dennoch verstanden sich die beiden jungen Leute, wie sie sich in der ganzen Welt zu verstehen pflegen und es seit Anbeginn der Welt getan haben.

„Aber nun tragt das Abendbrot auf!“ fiel jetzt Lord Antony's Stimme ein, „Abendbrot, ehrenwerter

Jellyband. Wo steckt Euer hübsche Tochter und der Teller Suppe? Donnerwetter, Mann, während Ihr hier steht und die Damen anstarrt, sterben sie vor Hunger.“

„Im Augenblick, Mylord, sofort!“ sagte Jellyband, als er die Küchentüre öffnete und laut rief: „Sally, he Sally, bist Du bereit, mein Kind?“

Sally erschien in demselben Augenblick in der Tür mit einer grossen Suppenterrine, der Dampf- wolken und ein leckerer Duft entstiegen.

Lord Antony bot der Gräfin ritterlich den Arm.

„Kann ich die Ehre haben?“ fügte er verbindlich hinzu, als er sie an die Tafel führte.

Mr. Hempseed und die meisten der Bauern und Fischer hatten mit ihren Pfeifen die Stube verlassen, um für „die Herrschaften“ Platz zu machen. Nur die zwei Fremden blieben, spielten unbekümmert ihre Partie Domino weiter und schlürften ihren Wein, während an einem anderen Tische Harry Waite sass und ungeduldig die geschäftige Sally beobachtete.

Sally war der Inbegriff eines niedlichen Landmädchens, da war es kein Wunder, dass der empfängliche junge Franzose den Blick nicht von ihr wendete. Der Vicomte von Tourney war kaum neunzehn Jahre alt, ein bartloser Jüngling, auf den die schrecklichen Tragödien, die sich in seinem Vaterlande abspielten, nur geringen Eindruck gemacht hatten. Er war elegant, fast geckenhaft gekleidet und schien, sobald er den Boden Englands betreten

hatte, bereit zu sein, die Schrecken der Revolution über den Reizen des englischen Lebens zu vergessen.

„Pardi, wenn dies England ist,“ sagte er, nachdem er Sally mit augenscheinlicher Zufriedenheit angestarrt hatte, „dann bin ich damit zufrieden.“

Es wäre unmöglich, bei diesem Punkt genau den Ausdruck wiederzugeben, den Harry Waite halb unterdrückte. Nur der Respekt vor „den Herrschaften“ und besonders vor Sir Antony zügelte noch sein merkliches Missfallen an dem jungen Franzosen.

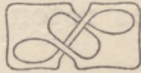
„Ja, dies ist England, Du junger Leichtfuss“, warf Lord Antony lachend dazwischen, „und bitte, bringe nicht etwa Deine lockeren ausländischen Lebensgewohnheiten hier ins Land.“

Lord Antony hatte sich schon mit der Gräfin obenan gesetzt; Jellyband war eifrig beschäftigt, Wein einzugiessen, Stühle zu rücken und Sally wartete, bereit, die Suppe herumzugeben. Es war auch Mr. Harry Waites Freunden gelungen, ihn aus dem Zimmer zu locken, denn seine Laune wurde immer schlechter unter der Beobachtung, dass der junge Vicomte Sally sichtlich bewunderte. —

„Suzanne“, rief die steife Gräfin in strengem, befehlendem Ton.

Suzanne errötete wieder; sie hatte Zeit und Ort vergessen, während sie am Kamin gestanden und den Augen des jungen Engländers nicht gewehrt hatte, auf ihrem süßen Gesicht und seiner Hand,

wie unbewusst, auf ihrer zu ruhen. Die Stimme ihrer Mutter weckte sie aus ihren Träumen und mit unterwürfigem „Ja, Mama“, nahm sie ihren Platz am Esstisch ein.



## Viertes Kapitel.

### Die Liga des roten Pimpernell.

**W**enn man Sir Andrew Ffoulkes und Lord Antony Dewhurst, die beiden typischen, hochgeborenen, gut erzogenen und hübschen, jungen Engländer des Jahres 1792 und die aristokratische französische Gräfin mit ihren beiden Kindern, die nach so grossen Gefahren einen sicheren Hafen in England gefunden hatten, am Esstisch beobachtete, so bekam man den Eindruck einer fröhlichen, sogar glücklichen Gesellschaft.

In der Ecke schienen die beiden Fremden ihre Partie Domino beendet zu haben; einer von ihnen erhob sich und mit dem Rücken gegen die Tischgesellschaft zog er langsam seinen Mantel an. Dabei warf er einen schnellen, spähenden Blick umher. Jedermann war lebhaft im Gespräch und so murmelte er die Worte „Alles ist sicher“, sein Gefährté sank in lang geübter Gewandtheit erst auf die Knie, im nächsten Augenblick war er unter der Eichenbank

verschwunden. Dann verliess der Fremde mit einem lauten „Gute Nacht“ ruhig die Gaststube.

Keiner am Esstisch hatte diesen wunderlichen und unhörbaren Vorgang bemerkt, aber als der Fremde die Tür hinter sich schloss, atmeten sie alle erleichtert auf.

„Endlich allein!“ sagte Lord Antony vergnügt. Dann erhob sich der junge Vicomte von Tournay mit dem Weinglas in der Hand und mit der dem Zeitalter eigenen zierlichen Art hielt er es hoch und sagte in gebrochenem Englisch: „Auf das Wohl Sr. Majestät, Georg III. von England. Gott segne ihn für seine Gastfreundschaft, die er uns armen aus Frankreich Verbannten schenkt.“

„Sr. Majestät der König!“ stimmten Lord Antony und Sir Andrew ein, als sie ihre Gläser leerten. „Sr. Majestät, König Ludwig von Frankreich“, fügte Sir Andrew feierlich hinzu. „Möge Gott ihn schützen und ihm Sieg über seine Feinde verleihen“.

Diesem Toast tranken alle schweigend zu. Das Schicksal des unglücklichen Königs von Frankreich, der damals der Gefangene seiner eigenen Untertanen war, schien sogar über Mr. Jellybands joviales Gesicht einen Schatten zu werfen.

„Und dies Glas auf das Wohl des Grafen von Tournay de Basserive“, sagte Lord Antony, „mögen wir ihn hier in England begrüßen dürfen, ehe viele Tage vergehen.“

„Ah, Monsieur“, sagte die Gräfin, als sie mit zitternder Hand das Glas an die Lippen führte, „ich wage kaum, mich der Hoffnung hinzugeben.“

Aber unterdessen hatte Lord Antony die Suppe aufgetan und die Unterhaltung stockte, während Jellyband und Sally die Teller herumgaben und alle zu essen begannen.

„Wahrhaftig, Madame!“ sagte Lord Antony nach einer Weile, „mein Trost war ernst gemeint. Wenn Sie selbst, Mademoiselle Suzanne und mein Freund, der Vicomte, so unbehelligt nach England gelangt sind, so müssen Sie doch sicherlich über das Schicksal des Grafen beruhigt sein.“

„Ah, Monsieur“, erwiderte die Gräfin schwer seufzend, „ich vertraue auf Gott — ich kann nur beten — und hoffen . . . .“

„Gewiss, Madame“, warf hier Sir Andrew Ffoulkes ein, „vertrauen Sie nur auf Gott, schenken Sie aber auch Ihren englischen Freunden ein wenig Zutrauen, die geschworen haben, den Grafen ebenso sicher, als Sie selbst, über den Kanal zu bringen“.

„Gewiss, gewiss, Monsieur“, erwiderte sie, „ich setze mein vollstes Vertrauen in Sie und Ihre Freunde. Ihr Ruhm ist durch ganz Frankreich verbreitet. Die Art und Weise, in der einige meiner Freunde den Krallen der Revolution entflohen sind, grenzt an ein Wunder — und das alles haben Sie und Ihre Freunde bewerkstelligt —“

„Wir waren nur die Werkzeuge, Frau Gräfin.“



„Aber mein Gatte“, sagte die Gräfin, „schwebt ja in Todesgefahr — ich hätte ihn nie verlassen — doch was sollte aus unsern Kindern werden . . . . so schwankte ich hin und her. Sie wollten nicht ohne mich flüchten . . . Sie selbst und Ihre Freunde versicherten so feierlich, dass mein Gatte nicht in Gefahr wäre. Nun aber, wo ich hier bin — unter Freunden — in dem herrlichen England — nun denke ich unaufhörlich an ihn, wie er gleich einem wilden Tier verfolgt, gehetzt wird . . . . in Todesgefahr — Ach! Ich hätte ihn niemals verlassen sollen . . . . niemals verlassen! . . . .“

Die Arme brach vollständig zusammen, Übermüdung, Sorge und Erregung halten ihre sonst so steife, aristokratische Haltung gebrochen. Sie weinte leise, während Suzanne zu ihr eilte und sie zärtlich küsste.

Lord Antony und Sir Andrew hatten die Gräfin nicht in ihrer Rede unterbrochen. Sie empfanden tiefes Mitgefühl, wie sie durch ihr Schweigen bewiesen.

Plötzlich blickte Suzanne auf und sagte, Sir Andrew ansehend: „Was mich betrifft, so vertraue ich Ihnen vollständig, ich w e i s s , dass Sie unsern Vater sicher nach England bringen werden, so wie Sie uns heute herbrachten.“

Sie sprach so vertrauensvoll, mit solcher Hoffnung und solchem Zutrauen, dass ihre Worte die Tränen ihrer Mutter trockneten und ein Lächeln auf aller Lippen zauberte.

„Nein, Sie beschämen mich, Mademoiselle“, antwortete Sir Andrew; „wenngleich mein Leben zu Ihren Diensten stand, so war ich doch nur ein bescheidenes Werkzeug in den Händen unseres grossen Anführers, der Ihre Flucht plante und verwirklichte.“

Er hatte mit solcher Wärme und Heftigkeit gesprochen, dass Suzannes Augen in unverhohlenen Erstaunen auf ihn geheftet waren.

„Ihr Anführer, Monsieur?“ fragte die Gräfin eindringlich. „Ah, natürlich müssen Sie einen Anführer haben. Dass ich daran nicht früher dachte! Doch sagen Sie mir, wo ist er? Ich muss zu ihm eilen und mich ihm mit meinen Kindern zu Füßen werfen, um ihm zu danken für alles, was er an uns getan hat.“

„Das ist leider unmöglich, Madame!“ erwiderte Lord Antony.

„Unmöglich? — Warum?“

„Weil der rote Pimpernell im Dunkeln schafft und seine Persönlichkeit seinen Anhängern nur unter einem feierlichen Eide enthüllt wird.“

„Der rote Pimpernell?“ sagte Suzanne mit fröhlichem Lachen. „Welch' drolliger Name! Was ist denn der rote Pimpernell?“

Sie blickte Sir Andrew erwartungsvoll an. Das Gesicht des jungen Mannes sah fast verklärt aus. Seine Augen leuchteten vor Begeisterung; Heldenverehrung, Liebe und Bewunderung für seinen Führer strahlten aus seinem Antlitz.

„Roter Pimpernell, Mademoiselle“, sagte er endlich, „ist der Name eines bescheidenen Feldblümchens; aber zugleich ist es der Name, den sich der beste und tapferste Mann der Welt beigelegt hat, um seine Identität zu verwischen, damit ihm die Lösung der edlen Aufgabe, die er sich gestellt hat, gelingen möge.“

„Richtig“, unterbrach ihn der junge Vicomte, „ich habe vom roten Pimpernell sprechen hören. Eine kleine rote Blume, nicht wahr? Man erzählt in Paris, dass, so oft ein Royalist nach England entflieht, jedesmal der teuflische Fouquier-Tinville, der öffentliche Ankläger, einen Zettel mit der Zeichnung eines roten Blümchens zugeschickt bekommt.“

„Ja, so ist es“, bestätigte Lord Antony.

„Dann wird er heute einen solchen Zettel erhalten haben.“

„Ohne Zweifel.“

„Was er nur dazu sagen wird!“ sagte Suzanne fröhlich. „Ich hörte, die kleine rote Blume wäre das Einzige, wovor er Angst hätte.“

„Meiner Treu“, sagte Sir Andrew, „er wird noch oft Gelegenheit haben, das Abbild der kleinen roten Blume zu erblicken.“

„Ah, Monsieur“, seufzte die Gräfin, „das alles klingt wie ein Märchen, und ich kann es gar nicht recht verstehen.“

„Warum sollten Sie es überhaupt versuchen, Madame?“

„Aber erklären Sie mir nur, warum sollte Ihr Anführer — warum sollten Sie alle Ihr Geld und Ihr Leben aufs Spiel setzen — denn Sie wagen Ihr Leben, wenn Sie Frankreichs Boden betreten — und das alles für französische Männer und Frauen, die Ihnen nichts sind?“

„Sport, Madame, Sport“, behauptete Lord Antony mit seiner gemüthlichen, angenehmen und lauten Stimme, „wir sind eine Nation, die den Sport liebt, wissen Sie, und gerade jetzt ist es Mode, der Meute den Hasen aus den Zähnen zu reißen.“

„O nicht doch, nein, nicht nur Sport, Monsieur . . . Sie haben sicher einen edleren Beweggrund für Ihre guten Taten.“

„Dann möchte ich wohl, Sie entdeckten ihn, Madame, denn was mich betrifft, so versichere ich Sie, ich liebe diesen Sport, es ist der beste, den ich kennen gelernt habe. — Der Gefahr oft nur um ein Haar zu entrinnen . . . ein verteufeltes Risiko! — Tally ho! — und fort geht die Jagd!“

Aber die Gräfin schüttelte den Kopf, noch immer ungläubig. Ihr erschien es unerhört, dass diese jungen Männer und ihr grosser Anführer, alle reich und von hoher Geburt, aus keinem andern Beweggrunde als der Lust am Sport, sich den schrecklichen Gefahren aussetzen sollten. Ihre Nationalität war, sobald sie den Boden Frankreichs betraten, auch kein Schutz. Man verurteilte und bestrafte ohne Ansehen der Nationalität jeden mit dem Tode, von dem man erfuhr, dass er Royalisten beschützte und

ihnen zur Flucht verhalf. Und diese Verbindung von jungen Leuten hatte, soviel sie wusste, das unerbittliche und blutdürstige Tribunal der Revolution in den Mauern von Paris selbst aufs äusserste gereizt, hatte sogar vom Fuss der Guillotine ihnen ihre Opfer noch entrissen. Mit Schauern gedachte sie der Ereignisse der letzten Tage, ihrer und ihrer Kinder Flucht, wie sie alle drei verborgen waren unter der Plane des gebrechlichen Marktkarrens, unter einem Haufen von Gemüse, wo sie kaum zu atmen wagten, während der Pöbel an der furchtbaren Westbarrikade brüllte: „An die Laterne mit den Aristokraten!“

Das alles hatte sich in so rätselhafter Weise abgespielt, sie und ihr Gatte hatten erfahren, dass man sie in die Liste der „verdächtigen Personen“ eingetragen hatte, was so viel bedeutete, als dass ihr Verhör und das Todesurteil nur noch eine Sache von Tagen — vielleicht nur Stunden wäre.

Dann kam die Hoffnung auf die Rettung, der geheimnisvolle Brief mit der merkwürdigen roten Unterzeichnung; die klaren, befehlenden Anordnungen; die Trennung vom Grafen Tournay, die ihr fast das Herz zerriss; die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung; der Karren mit der Plane und die entsetzliche alte Vettel, die wie ein böser Dämon aussah mit ihren schaurigen Trophäen am Peitschenstiel!

Die Gräfin blickte sich in der altmodischen, anheimelnden englischen Wirtsstube um und schloss die Augen, um die quälenden Visionen auszuschlies-

sen von jener Westbarrikade und dem Pöbel, der die Flucht ergriff, als das Weib von der Pest sprach.

In jedem Moment hatten sie in dem Karren gefürchtet, entdeckt zu werden, und diese jungen Engländer unter der Leitung ihres unerschrockenen, geheimnisvollen Anführers hatten ihr Leben für ihre Rettung gewagt, wie sie schon unzählige Unschuldige gerettet hatten.

Und nur aus Lust am Sport? Unmöglich! Suzannes Augen, als sie denen von Sir Andrew begegneten, sagten ihm deutlich, dass sie dachte, er hätte seine Mitmenschen gewiss aus höheren und edleren Beweggründen vom unverdienten, schrecklichen Tode errettet, als wie sein Freund sie glauben machen wollte.

„Wie viele sind in Ihrem tapferen Bündnis, Monsieur?“ fragte sie schüchtern.

„Zwanzig im ganzen, Mademoiselle“, erwiderte er, „einer, der befiehlt, und neunzehn, die gehorchen. Lauter Engländer und alle mit demselben Ziel — unserem Führer zu gehorchen und die Unschuldigen zu erretten.“

„Möge Gott Sie alle schützen, Messieurs“, sagte die Gräfin mit Inbrunst.

„Er hat es bis jetzt getan, Madame.“

„Es erscheint mir unfassbar! — Dass Sie alle so tapfer sind, sich für Ihre Mitmenschen aufzuopfern — und Sie sind Engländer. — Und in Frankreich blüht der Verrat — alles im Namen der Freiheit und der Brüderlichkeit.“

„Gerade die Frauen waren in Frankreich besonders bitter gegen uns Aristokraten, mehr als die Männer“, sagte der Vicomte seufzend.

„Ja, in der Tat“, fügte die Gräfin hinzu, während ihr melancholischer Blick einen Ausdruck von hochmütiger Verachtung und tiefer Bitterkeit annahm. „Da war z. B. jene Marguerite St. Just. Sie denunzierte den Marquis von St. Cyr und seine ganze Familie beim Schreckensgericht.“

„Marguerite St. Just?“ fragte Lord Antony, als er Sir Andrew einen schnellen, vielsagenden Blick zuwarf. „Marguerite St. Just? — Sicherlich . . .“

„Ja!“ antwortete die Gräfin, „Sie kennen sie gewiss. Sie war die erste Schauspielerin an der Comédie française und heiratete vor kurzem einen Engländer. Sie müssen sie kennen.“

„Sie kennen?“ sagte Lord Antony, „Lady Blakeney — die tonangebende Dame der Londoner Gesellschaft — die Frau des reichsten Mannes in England kennen? Selbstverständlich kennen wir alle Lady Blakeney.“

„Sie war meine Gefährtin in der Klosterschule in Paris“, fiel Suzanne ein, „und wir kamen zusammen nach England herüber, um Ihre Sprache zu lernen. Ich liebte Marguerite sehr und kann nicht glauben, dass sie einer so schlechten Handlung fähig gewesen sei.“

„Es scheint gewiss unglaublich“, sagte Sir Andrew. „Sie sagen, dass sie tatsächlich den Marquis von St. Cyr denunzierte? Warum sollte sie so etwas

tun? Sicher handelt es sich dabei um einen Irrtum —“

„Da ist kein Irrtum möglich, Monsieur“, sagte die Gräfin kalt. „Marguerite St. Justs Bruder ist ein notorischer Republikaner. Es war die Rede von einem Familienzwise zwischen ihm und meinem Vetter, dem Marquis von St. Cyr. Die St. Justs sind ganz gewöhnliche Leute, und die republikanische Regierung besodet viele Spione. Nein, nein, da gibt es keinen Irrtum. Hatten Sie noch nichts von der Sache gehört?“

„Ein paar unbestimmte Gerüchte tauchten wohl einmal auf, aber niemand in England wollte ihnen Glauben schenken . . . . Sir Percy Blakeney, ihr Gatte, ist ein reicher Mann in einer hohen gesellschaftlichen Stellung, er ist der vertraute Freund vom Prinzen von Wales . . . . und Lady Blakeney gibt sowohl in der Londoner Gesellschaft als in der Mode den Ton an.“

„Das mag sein, Monsieur, und wir werden natürlich in England ein sehr stilles Leben führen; aber ich bete zu Gott, dass ich während unseres Aufenthaltes in diesem schönen Lande niemals Marguerite St. Just begegnen möge.“

Die fröhliche Stimmung der kleinen Tafelrunde war plötzlich gedämpft. Suzanne sah betäubt und schweigsam aus; Sir Andrew spielte unbehaglich mit seiner Gabel, während die Gräfin steif und in ihren aristokratischen Vorurteilen unbeugsam in ihrem Lehnstuhl sass. Lord Antony schien höchst pein-



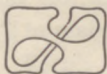
lich berührt zu sein und blickte vorwurfsvoll nach Mr. Jellyband, der ebenso verlegen aussah, als er selbst.

„Zu welcher Zeit erwartet Ihr Sir Percy und Lady Blakeney?“ gelang es ihm dem Wirt unmerkelt zuzuflüstern.

„Sie können jeden Augenblick ankommen, Mylord.“


Während der Wirt noch sprach, hörte man das Rollen von Rädern, es kam immer näher, ein paar Rufe erschallten, dann Pferdegetrappel auf den Steinen des Hofes und in demselben Augenblick riss ein Stallbursche die Stubentür auf und schrie, so laut er konnte: „Sir Percy und Mylady fahren eben vor!“

Und mit weiterem Getrappel, dem Klingeln des Pferdegeschirrs und den Zurufen der Diener hielt eine prächtige vierspännige Kutsche vor „Fischers Ruhe“.



## Fünftes Kapitel.

### Marguerite.

m nächsten Augenblick bot da gemütliche Gastzimmer des Wirtshauses den Anblick der grössten Verwirrung und Unruhe. Bei der ersten Anmeldung des Stallknechts war Lord Antony mit einer Verwünschung von seinem Stuhl aufgesprungen und gab nun dem verdutzten Jellyband zahlreiche sich widersprechende Befehle.

„Versuchen Sie nur um alles in der Welt“, gab er dem Wirt an, „Lady Blakeney draussen noch einen Augenblick aufzuhalten, bis sich die Damen zurückgezogen haben. „Verdammt!“ fügte er hinzu, „das ist ein unglückseliger Zufall.“

„Flink, Sally, die Leuchter!“ schrie Jellyband, indem er hin- und herlief und die allgemeine Verwirrung nur vergrösserte.

Auch die Gräfin hatte sich erhoben, ihre Aufregung unter scheinbarer Kaltblütigkeit verbergend, wiederholte sie mechanisch: — „Ich will sie nicht sehen! — Ich will sie nicht sehen!“

Auch draussen machte sich eine durch die Ankunft der Gäste verursachte Unruhe bemerkbar.

„Guten Tag, Sir Percy! — Guten Tag Mylady! Ihr gehorsamer Diener, Sir Percy!“ — konnte man in fortgesetztem Chore hören, unterbrochen von den schwächeren Tönen — „Erbarmt Euch des armen Blinden! Erbarmt Euch, Lady und Gentleman!“

Und plötzlich vernahm man durch allen Lärm eine besonders sanfte Stimme. „Sorgt für den armen Mann — gebt ihm zu essen auf meine Kosten.“

Die Stimme war tief und wohlklingend und hatte bei der Aussprache der Konsonanten einen leisen fremden Anklang.

Jedermann in der Gaststube hörte sie und stutzte. Sally stand an der zu den Schlafstuben nach oben führenden Türe und die Gräfin wollte eben den Rückzug vor dem Feinde mit der süßen Stimme antreten; Suzanne machte sich zögernd bereit, ihrer Mutter zu folgen, während sie bedauernde Blicke nach der Türe warf, in der sie immer noch ihre einstige geliebte Schulfreundin zu erblicken hoffte.

Da riss Jellyband die Türe auf, immer noch blindlings hoffend, die Katastrophe abzuwenden, und dieselbe tiefe, melodische Stimme sagte mit fröhlichem Lachen — „B-r-r-r! Ich bin so nass wie eine Made! Herrgott! Hat denn schon irgend jemand so ein elendes Klima gesehen?“

„Suzanne, Du kommst sofort mit mir — ich wünsche es,“ sagte die Gräfin befehlend.

„Oh Mama!“ bat Suzanne.

„Mylady . . . hm . . . Mylady! . . . ,“  
flehte Jellyband und machte plumpe Versuche, Lady  
Blakeney den Weg abzuschneiden.

„Pardieu, mein Guter,“ sagte Lady Blakeney  
ungeduldig, „warum stellt Ihr Euch mir in den  
Weg und tänzelt wie ein Truthahn mit einem  
schlimmen Bein? Lasst mich an's Feuer, ich bin  
halb erfroren.“

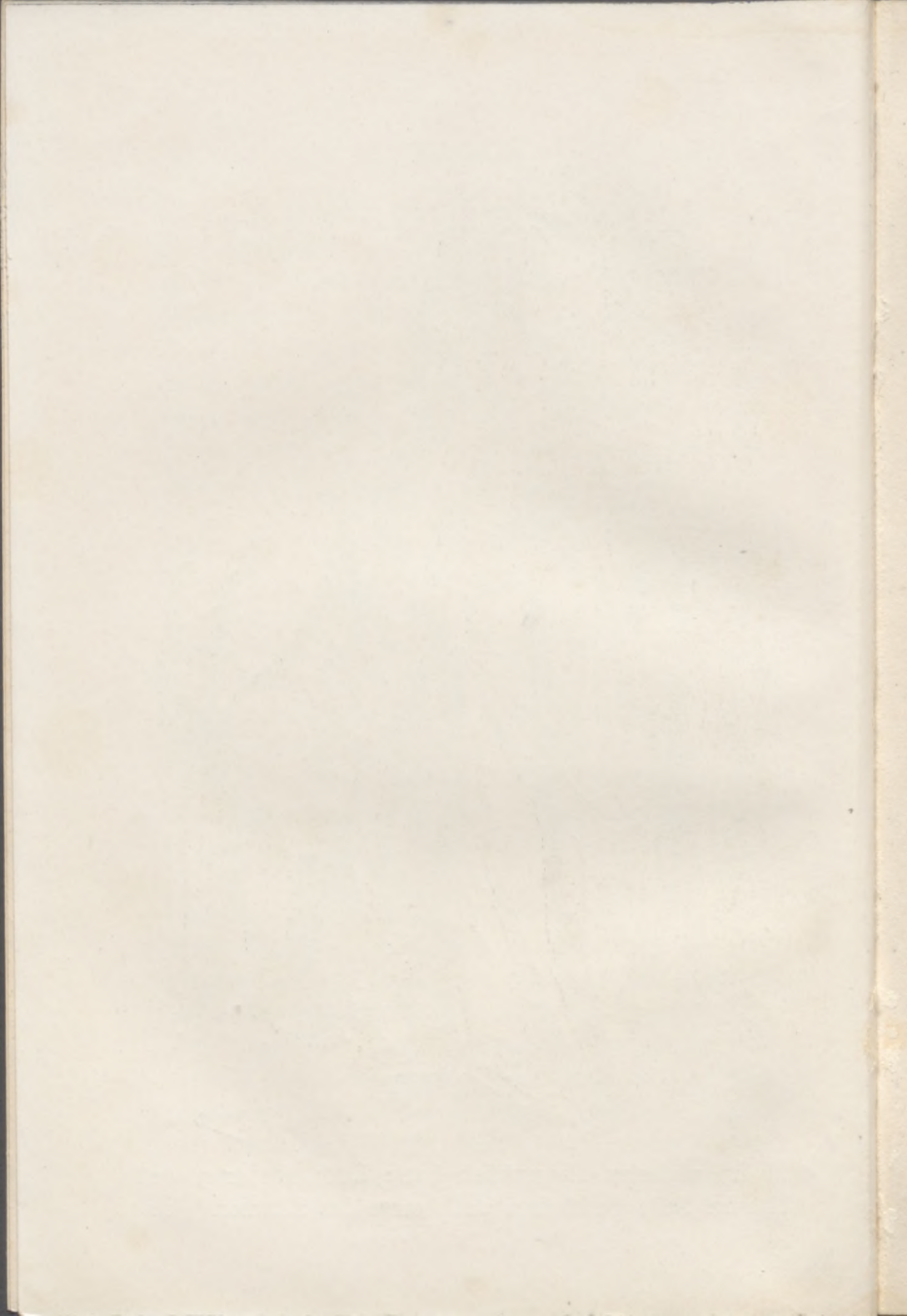
Im nächsten Augenblick hatte Lady Blakeney  
den Wirt bei Seite geschoben und betrat das  
Zimmer.

Es gab damals viele Bilder und Miniaturen von  
Marguerita St. Just, oder vielmehr Lady Blakeney,  
aber keines gab wohl ganz den eigenartigen Reiz  
ihrer Schönheit wieder. Gross, von edler Gestalt  
und Haltung, da war es kein Wunder, dass sogar  
die Gräfin einen Augenblick in unwillkürlicher Be-  
wunderung anhielt, ehe sie der bezaubernden Er-  
scheinung den Rücken wendete.

Marguerite Blakeney war kaum fünfundzwan-  
zig Jahre alt und auf dem Höhepunkt ihrer Schön-  
heit angelangt. Der grosse Hut mit seinen langen,  
schwankenden Federn warf einen weichen Schatten  
über ihre klassischen, von rötlichem Haar umrahm-  
ten Züge; der süsse, beinahe kindliche Mund, die  
gerade, fein gemeisselte Nase, das runde Kinn und  
der zarte Hals wurden durch die malerische Tracht  
der damaligen Zeit in's beste Licht gesetzt. Das  
reiche, blaue Sammetgewand zeigte jede Linie der



Im nächsten Augenblick hatte Lady Blakeney den Wirt bei Seite geschoben und betrat das Zimmer.



schönen Gestalt, während die eine kleine Hand mit der ihr besonders eigene Würde den grossen, oben mit Schleifen geschmückten Stock hielt, welchen die vornehmen Damen nach der neuesten Mode trugen.

Mit einem schnellen Blick hatte Marguerite die ganze Gesellschaft erfasst. Sie nickte Sir Andrews Ffoulkes freundlich zu, während sie Lord Antony die Hand entgegenstreckte.

„Hallo, Mylord Tony, was tun denn Sie hier in Dover?“ sagte sie lustig.

Dann wendete sie sich, ohne auf Antwort zu warten, der Gräfin und Suzanne zu. Ihr ganzes Gesicht leuchtete freudig auf, als sie auf Suzanne zueilte.

„Ist das wirklich meine kleine Suzanne? Pardiou, mein Herz, wie kommst du nach England und Madame dazu?“

In überströmender Freude wollte sie Suzanne umarmen, ohne die geringste Verlegenheit. Lord Tony und Sir Andrews beobachteten die kleine Szene mit Spannung. So sehr sie Engländer waren, so hatten sie doch oft genug Frankreich besucht, um den unbeugsamen Hochmut und den bitteren Hass zu kennen mit dem der alte französische Adel alle betrachtete, die zu seiner Niederlage beigetragen hatten. Armand St. Just, Lady Blakeney's Bruder war, obwohl er bekanntermassen versöhnliche Ansichten hegte, doch ein glühender Republikaner; seiner Fehde mit der alten Familie von St. Cyr, deren Einzelheiten und Recht oder Unrecht

niemand klar wusste, hatte in der Niederlage und fast gänzlichen Ausrottung der letzteren geendet. In Frankreich hatte St. Just und seine Partei triumphiert; nun trat hier in England diesen drei royalistischen Flüchtlingen, die mit knapper Not ihr Leben gerettet, und alle gewohnten Bequemlichkeiten, ihre Besitztümer eingebüsst hatten, ein Sprössling einer der republikanischen Familien gegenüber, die einen Thron gestürzt und einen Adel entwurzelt hatten, dessen Ursprung bis in die graue Vorzeit reichte.

Hier stand sie vor ihnen, in ihrer ganz unbewussten herausfordernden Schönheit und streckte ihnen ihre zierliche Hand entgegen, als wollte sie durch diese eine Bewegung die Zerwürfnisse und das Blutvergiessen des letzten Jahrzehnts überbrücken.

„Suzanne, ich verbiete Dir, mit jenem Weib zu prechen!“ sagte die Gräfin streng, indem sie ihre Tochter zurückhielt.

Sie hatte englisch gesprochen, damit alle sie verstehen könnten, die beiden englischen Herren ebenso gut, wie der Wirt und seine Tochter. Sally war atemlos vor Schrecken über diese Unverschämtheit der Fremden vor Malady, die doch jetzt als Sir Percys Gattin und als Freundin der Prinzessin von Wales eine Engländerin war. Auch Sir Andrew und Lord Antony waren starr über diese unerhörte Beleidigung. Der Eine stiess einen Warnungsruf, der Andere einen der Vermittlung



aus und beide blickten instinktiv nach der Türe, wo man eine nicht unangenehme Stimme langsam und gedehnt sprechen hörte. Von allen Anwesenden waren Marguerite Blakeney und die Gräfin Tourney scheinbar gar nicht erregt. Die Letztere, steif und hochmütig, noch eine Hand auf dem Arm ihrer Tochter, schien die Verkörperung des unbeugsamen Trotzes. Marguerites süßes Gesicht war so weiss geworden, wie das Fichu, das ihren Hals umhüllte, und ein sehr aufmerksamer Beobachter hätte bemerken können, dass die Hand, die den langen Stock hielt, zitterte.

Aber das war nur für einen Augenblick, im nächsten hob sie leicht ihre Augenbrauen, die Lippen zogen sich spöttisch zusammen, die klaren blauen Augen blickten der steifen Gräfin gerade ins Gesicht und mit leichtem Achselzucken sagte sie unbekümmert —

„Ei der Tausend, welche Mücke sticht Sie denn?“

„Wir sind jetzt in England, Madame,“ antwortete die Gräfin in eisigem Tone, „und es steht mir frei, meiner Tochter zu verbieten, Ihre Hand in Freundschaft zu berühren. Komm' Suzanne.“ Sie winkte ihrer Tochter und ohne einen weiteren Blick auf Marguerite, aber mit einer altmodischen tiefen Verbeugung vor dem jungen Herrn, verliess sie majestätisch das Zimmer.

Einen Augenblick herrschte im Gastzimmer Schweigen, nachdem die Gräfin hinausgerauscht

war. Marguerite blickte ihr wie versteinert nach — aber als die kleine Suzanne, demütig und gehorsam, ihr folgte, wich der starre Ausdruck plötzlich einem sehnsüchtigen, fast kindlichen.

Suzanne fing diesen Blick auf; die liebevolle Natur des Mädchens wurde zu der schönen Frau, die kaum älter war, hingezogen; der töchterliche Gehorsam schwand vor der mädchenhaften Sympathie; an der Türe wendete Suzanne sich um, lief zu Marguerite und küsste sie in einer herzlichen Umarmung. Dann erst folgte sie ihrer Mutter in Begleitung von Sally, die lächelnd vor Mylady knixste.

Suzannes lieblicher Impuls hatte die peinliche Spannung gelöst. Sir Andrews Augen folgten der zierlichen Erscheinung, bis sie ganz verschwunden war und dann begegneten sie in echter Fröhlichkeit dem Blick von Lady Blakeney.

„Das ist also des Pudels Kern?“ sagte sie lachend. „Sahen Sie jemals eine so unausstehliche Person, Sir Andrew? Ich will nur hoffen, dass ich ihr nicht mit dem Alter ähnlich werde.“ Sie raffte ihr Kleid zusammen und stolzierte, indem sie eine majestätische Haltung annahm, an den Kamin.

„Suzanne,“ sagte sie, als sie Sprache und Haltung der Gräfin parodierte, „ich verbiete Dir, mit jenem Weib zu sprechen!“

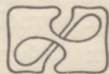
Das Lachen, mit dem sie diesen Ausfall begleitete, klang vielleicht eine Spur hart und gezwungen, aber weder Sir Andrew noch Lord Tony

waren scharfe Beobachter. Die Nachahmung war so vollkommen, der Ton der Stimme so treffend wiedergegeben, dass beide Herren in ein lautes „Bravo“ ausbrachen.

„Ah, Lady Blakeney!“ fügte Lord Tony hinzu, „wie man Sie an der Comédie française vermissen muss und wie werden die Pariser Sir Percy hassen, weil er Sie ihnen entführt hat.“


„Lieber Himmel, es ist ja gar nicht möglich, Sir Percy zu hassen,“ fiel Marguerite mit leichtem Achselzucken ein; „seine witzigen Einfälle würden sogar die Gräfin entwaffnen.“

Der junge Vicomte, dem es nicht beliebt hatte, seiner Mutter zu folgen, trat jetzt einen Schritt vor, bereit für sie einzutreten, sollte Lady Blakeney noch mehr Pfeile in ihrem Köcher haben. Aber noch ehe er ein Wort der Entgegnung sagen konnte, hörte man draussen ein angenehmes, obgleich fades Lachen, und im nächsten Augenblick erschien eine ungewöhnlich grosse, reich gekleidete Männergestalt in der Türe.



## Kapitel VI

### Ein Weltmann von 1792.

ir Percy war, wie uns die Chroniken jener Zeit berichten, im Jahre des Heils 1792 noch nicht dreissig Jahre alt. Über Durchschnittsgrösse, sogar für einen Engländer, breitschultrig und kräftig gebaut, hätte man ihn für einen ungewöhnlich schönen Mann halten müssen, wenn nicht seine tiefliegenden blauen Augen etwas schläfriges gehabt hätten und das fortwährende alberne Lächeln seinen gutgeschnittenen Mund entstellte.

Vor nahezu einem Jahre hatte Sir Percy Blakeney, Baronet, einer der reichsten Männer in England, der Führer aller Moden und der Intimus des Prinzen von Wales, die vornehme Welt in London und Bath aufs höchste dadurch in Erstaunen gesetzt, dass er von einer seiner Reisen nach dem Festland eine schöne, bestechende, kluge Gattin mitbrachte. Er, der schläfrigste, langweiligste aller Britten, der jemals ein schönes Mädchen zum Gähnen gebracht hatte, gewann den herrlichsten Preis,

um den sich viele Bewerber gestritten hatten.

Marguerite St. Just hatte ihr Debut in den Pariser Künstlerkreisen gerade in dem Augenblick gemacht, wo die grösste gesellschaftliche Umwälzung der Welt dort vor sich ging. Kaum acht-zehn Jahre alt, überreich mit Schönheit und Talent beschenkt, nur beschützt von einem jungen, ihr zärtlich zugetanen Bruder, hatte sie in ihrer Wohnung in der Rue Richelieu bald einen ebenso glänzenden als exklusiven Kreis versammelt — exklusiv heisst das, nur von einem bestimmten Gesichtspunkte aus. Marguerite St. Just war aus Überzeugung Republikanerin — Gleichheit der Geburt war ihr Motto. — Ungleichheit des Vermögens war in ihren Augen ein blosser verdriesslicher Zufall und die einzige wahre Ungleichheit war, wie sie behauptete, die des Talents und der Begabung. „Geld und Titel kann man vererben“ pflegte sie zu sagen, „aber Verstand nicht.“ Und so war ihr Salon der Sammelplatz für Verstand und Originalität, für Geist und Witz, für kluge Männer und begabte Frauen und die gebildete Welt, die auch in jenen Tagen der Verwirrung Paris als ihren Mittelpunkt betrachtete, fand, dass der Zutritt zu diesem Salon einer Künstlerlaufbahn erst das Siegel aufdrückte. Kluge und ausgezeichnete Männer, selbst in hohen Stellungen, scharten sich stets um die anziehende junge Schauspielerin von der Comédie française und sie glitt durch das republikanische, revolutionäre und blutdürstige Paris wie ein glänzender Komet

mit einem Schweif von allem, was in dem geistigen Europa das interessanteste und hervorragendste war.

Dann kam der Höhepunkt. Einige lächelten nachsichtig und nannten es eine Künstlerlaune, andere hielten es für eine weise Vorsorge im Hinblick auf die vielen Ereignisse, die augenblicklich Paris bedrängten, aber für alle blieb der wahre Beweggrund zu dieser Handlung ein Rätsel und Geheimnis. Wie es auch sei, Marguerite St. Just heiratete Sir Percy Blakeney eines schönen Tages vom Fleck weg, ohne eine *soirée de contrat* oder *dîner de fiançailles* oder das andere, für eine elegante französische Hochzeit nötige Beiwerk.

Wie es jenem langweiligen Engländer jemals gelang, zu dem geistreichen Kreise des „klügsten Weibes in Europa,“ wie ihre Freunde sie einstimmig nannten, Zutritt zu erlangen, wagte niemand zu erraten — ein goldner Schlüssel öffnet jede Tür — bemerkten die boshafteren.

Genug, sie heiratete ihn und das klügste Weib Europas hatte ihr Schickal mit dem des „verdammten Idioten“ Blakeney verknüpft, und nicht einmal ihre vertrautesten Freunde konnten diesen sonderbaren Schritt einem andern Beweggrund zuschreiben, als einer überspannten Schrulle. Jene vertrauten Freunde belachten die Idee, dass Marguerite St. Just einen Mann um äusserlicher Vorteile Willen heiraten könnte. Sie wussten recht gut, dass Marguerite sich nichts aus Geld und noch weniger aus einem Titel machte; überdies gab es wenig-

stens ein halbes Dutzend ebenso hochgeborener und annähernd so reicher Männer, wie Blakeney, die sich nur zu glücklich gechätzt hätten, Marguerite Hand und Herz anzubieten.

Was Sir Percy anbetrifft, so wurde er einstimmig für vollständig unfähig erklärt, den Ehrenposten würdig auszufüllen. Seine Hauptbefähigung dafür schien erstens in einer blinden Bewunderung für Marguerite, dann in seinem Reichtum und der hohen Gunst bei Hofe zu bestehen; aber die Londoner Gesellschaft war der Ansicht, dass er in Anbetracht seiner eigenen geistigen Beschränktheit, diese weltlichen Vorteile einem weniger geistvollen Mädchen hätte spenden können.

Trotzdem er in der letzten Zeit in der englischen vornehmen Welt eine so hervorragende Rolle spielte, hatte er die meisten Jahre seines Lebens ausserhalb Englands zugebracht. Sein Vater, der verstorbene Sir Algernon Blakeney hatte das furchtbare Unglück, sein geliebtes junges Weib nach zwei Jahren der glücklichsten Ehe hoffnungslos dem Irrsinn verfallen zu sehen. Percy war gerade geboren, als Lady Blakeney der schrecklichen Krankheit zum Opfer fiel, die man in jenen Zeiten für unheilbar und für eine Strafe Gottes ansah. Sir Algernon brachte seine kranke Gattin aus England fort und Percy wuchs zwischen einer irr-sinnigen Mutter und einem verzweifelten Vater in Frankreich heran, bis er mündig wurde. Als seine Eltern kurz nach einander starben, stand er als

freier Mann da und bei dem zurückgezogenen Leben, das sie geführt hatten, war das grosse Vermögen ums Zehnfache gewachsen.

Sir Percy war viel gereist, ehe er sein schönes junges Weib aus Frankreich heimbrachte. Die vornehmen Gesellschaftskreise empfingen sie mit offenen Armen. Sir Percy war reich, seine junge Frau geistreich und anmutig und der Prinz von Wales gewann beide lieb. Binnen einem halben Jahre waren sie an der Spitze der Gesellschaft und der Mode. Sir Percys Röcke wurden besprochen, seine albernen Scherze wiederholt, und sein törichtes Lachen von der blasierten Jugend bei Almaek oder auf der Promenade nachgemacht. Es war stadtbekannt, dass er beschränkt war, aber das war keineswegs verwunderlich, wenn man bedachte, dass die Blakenays seit Generationen notorisch beschränkt gewesen waren und seine Mutter im Irrsinn gestorben war.

Aber die Gesellschaft nahm ihn auf, verhätschelte ihn und hielt ihn hoch, denn er hatte die schönsten Pferde und seine Feste, sowie seine guten Weine waren gesucht. Was seine Heirat mit dem reizendsten und klügsten Mädchen von Paris anging, nun — das Unvermeidliche kam mit Riesenschritten. Es gab genug junge hochgeborene Mädchen in England, die sehr willig gewesen wären, das Vermögen der Blakeney's mit ihm zu geniessen, während sie seine Beschränktheit und gutmütige Torheit belächelt hätten. Sir Percy wurde nicht



schien sehr stolz auf seine kluge Gattin zu sein und sich nichts daraus zu machen, dass sie sich keine Mühe gab, zu verbergen, wie sie auf ihn herabsah und dass sie sich sogar damit belustigte, die Pfeile ihrer Witze an ihm zu schärfen.

Aber Blakeney schien wirklich zu dumm zu sein, um zu merken, wie sehr ihn seine Gattin ins Lächerliche zog und wenn die Ehe mit der entzückenden Pariserin nicht alles erfüllte, was seine Verliebtheit erhofft hatte, so hatte die Gesellschaft doch nur eine dunkle Ahnung davon.

Er spielte in seinem prächtigen Hause in Richmond mit unverwüstlich guter Laune die zweite Geige; er überhäufte Marguerite mit Juwelen und jedem erdenklichen Luxus, was sie mit unnachahmlicher Anmut annahm, indem sie in seinem Haus mit derselben Liebenswürdigkeit die Gastfreundschaft ausübte, mit der sie die gebildete Gesellschaft von Paris begrüsst hatte.

Im Äussern war Sir Percy Blakeney, abgesehen von dem müden, gelangweilten Blick, unleugbar schön. Er war stets sehr gut gekleidet und trug die übertriebene „Incroyable“ Mode, die eben von Frankreich nach England eingedrungen war, mit dem einem Engländer angeborenen guten Geschmack. An diesem besonderen Septembernachmittag, trotz der langen Wagenfahrt, trotz des Regens und Schmutzes, sass sein Rock tadellos auf seinen kräftigen Schultern, seine Hände sahen weiss aus den Rüschen von feiner Mechelnspitze heraus,

der auffallend langschössige Atlasrock, die Weste mit breiten Aufschlägen und die engen gestreiften Kniehosen hoben seine Gestalt aufs Vorteilhafteste hervor, solange er ruhig war, bis dann seine gezierten Bewegungen und das fortgesetzte alberne Lachen der Bewunderung für Sir Percy ein schnelles Ende machten.

Er war in das Gastzimmer hereingeschlendert und schüttelte die Regentropfen von seinem schönen Überrock; dann erhob er ein goldgefasstes Augenglas an sein blaues, müdes Auge und überblickte die plötzlich verlegen verstummte Gesellschaft.

„Wie gehts, Tony? Wie gehts, Ffoulkes?“ sagte er, als er die beiden jungen Herren erkannte und ihnen die Hände schüttelte. „Sapperlot,“ fuhr er nach einem unterdrückten Gähnen fort, „sah Ihr jemals einen so elenden Tag? Ein verdammtes Klima!“

Mit einem kurzen Lachen, halb verlegen, halb spöttisch, hatte sich Marguerite nach ihrem Gatten umgewendet und sah ihn mit lustigem Augenzwinkern von Kopf bis zu Fuss an.

„Nun?“ sagte Sir Percy, als niemand eine Bemerkung machte, „Ihr seht ja alle so betreten aus — was ist denn los?“

„Oh gar nichts, Sir Percy,“ erwiderte Marguerite mit einem Anschein von Lustigkeit, der aber doch gezwungen herauskam, „nichts was Dein Gleichgewicht zu stören brauchte, nur eine Beleidigung Deiner Gattin.“

Das Lachen, das diese Bemerkung begleitete, war offenbar darauf berechnet, Sir Percy über die schwere Bedeutung des Zwischenfalls zu beruhigen. Es schien auch zu gelingen, denn er antwortete gelassen:

„Wirklich, meine Liebe? Was Du nicht sagst. Welcher kühne Mann wagt es denn, Dich anzugreifen?“

Lord Tony wollte vermitteln, aber schon trat der junge Vicomte auf Sir Percy zu. „Monsieur,“ sagte er in gebrochenem Englisch, nachdem er seine Rede durch eine gewandte Verbeugung eingeleitet hatte, „meine Mutter, die Gräfin Tournay de Basse-rive, hat diese Dame, die, wie ich sehe, Ihre Gemahlin ist, beleidigt. Ich kann nicht für meine Mutter um Verzeihung bitten, denn was sie tut, ist in meinen Augen richtig. Aber ich bin bereit, Ihnen den unter Männern üblichen Ausweg anzubieten.“

Der junge Mann hatte seine schlanke Gestalt aufgerichtet und sah den wohl sechs Fuss grossen Sir Percy stolz und heissblütig an.

„Meiner Treu, Sir Andrew,“ sagte Marguerite mit ihrem fröhlichen Lachen, „sehen Sie doch das hübsche Bild — der englische Truthahn und das französische Zwerghuhn.“

Der Vergleich war sehr treffend und der englische Truthahn schaute ganz verdutzt auf das zierliche französische Zwerghuhn herab, das drohend lauerte.

„Wo, in des Kuckucks Namen, haben Sie denn Englisch sprechen gelernt?“ sagte Sir Percy endlich, nachdem er den jungen Engländer mit unverhehltem Staunen durch sein Augenglas betrachtet hatte.

„Monsieur!“ protestierte der Vicomte, etwas fassungslos über die Art und Weise, in der seine herausfordernde Stellung von dem mächtigen Engländer aufgefasst wurde.

„Ich muss sagen, es ist staunenswert!“ fuhr Sir Percy gleichmütig fort, „verdammt merkwürdig! Meinst Du nicht auch, Tony — he? Ich muss sagen, ich kann nicht so gut französisch parlieren, wie?“

„Nein, dafür stehe ich ein!“ sagte Marguerite. „Sir Percy hat einen britischen Accent, den man auf zehn Meilen erkennt.“

„Monsieur,“ unterbrach der Vicomte ernst und in noch schlechterem Englisch, „ich fürchte, Sie haben mich nicht verstanden. Ich biete Ihnen die unter Edelleuten übliche Genugtuung.“

„Was, zum Teufel, ist die?“ fragte Sir Percy harmlos.

„Mein Schwert, Monsieur,“ antwortete der Vicomte, der nun ungeduldig wurde.

„Sie sind ein Sportliebhaber, Lord Tony,“ sagte Marguerite leichthin, „ich wette zehn gegen eins auf das Zwerghuhn.“

Aber Sir Percy starrte den Vicomte einen Augenblick schläfrig durch seine halbgeschlossenen Augenlider an, dann unterdrückte er ein neues

Gähnen, dehnte seine langen Glieder und wendete sich unbekümmert ab.

„Was soll mir Ihr Schwert nützen, junger Mann?“ murmelte er gutmütig.

Was der Vicomte in dem Augenblick dachte und fühlte, als der kräftige Engländer ihn mit so augenscheinlicher Nichtachtung behandelte, könnte Seiten füllen . . . . Was er aussprach, waren nur drei Worte, die andern wurden durch seine Wut erstickt —

„Ein Duell, Monsieur,“ stammelte er.

Noch einmal drehte Blakeney sich um und blickte aus seiner Höhe auf den zornigen kleinen Mann herab; er verlor aber nicht für eine Sekunde seine unverwüstliche gute Laune. Er lachte, steckte seine langen, schlanken Hände in seine Rocktaschen und sagte gleichmütig:

„Ein Duell? Das meint er? Sapperment, Sie sind ein blutdürstiger, kleiner Kerl. Wollen Sie einem ehrbaren Manne ein Loch in den Leib schießen? Was mich anbetrifft, Sir, so duelliere ich mich nie,“ fuhr er fort, indem er sich ruhig hinsetzte und seine langen Beine ausstreckte. „Verdammt ungemütliche Sache, so ein Duell, nicht wahr, Tony?“

Nun hatte der Vicomte ohne Zweifel gerüchweise gehört, dass in England die Duelle zwischen Edelleuten vom Gesetz streng unterdrückt wurden; dennoch erschien ihm, einem Franzosen, dessen Ansichten über Tapferkeit und Ehre auf Jahrhunderte alten Traditionen beruhten, das Verweigern eines

Duells durch einen Edelmann wie eine Ungeheuerlichkeit. Er überlegte, ob er den grossen Herrn ins Gesicht schlagen und einen Feigling nennen sollte oder ob ein solches Benehmen in Gegenwart einer Dame seiner unwürdig sei, als Marguerite zum Glück vermittelte.

„Ich bitte Sie, Lord Tony“, sagte sie mit ihrer sanften wohl lautenden Stimme, „spielen Sie den Friedensstifter. Dies Kind brennt vor Zorn und“, fügte sie mit leichtem Spott hinzu, „könnte am Ende doch Sir Percy was antun.“ Sie lachte spöttisch, ohne aber dadurch Sir Percys Gleichmut im geringsten zu stören. „Der britische Truthahn hat den Sieg davongetragen“, sagte sie, „Sir Percy brächte es fertig, alle Heiligen des Kalenders in Zorn zu versetzen und seinen eigenen Gleichmut zu bewahren.“

„Verdammt geschickt, nicht wahr?“ wandte sich Sir Percy, der gutmütig in das gegen ihn gerichtete Lachen einstimmte, zu dem Vicomte. „Schlau ist sie, Sir, das muss man ihr lassen . . . Das werden Sie noch herausfinden, wenn Sie lang genug in England bleiben.“

„Sir Percy hat recht, Vicomte,“ mischte sich hier Lord Antony ein, indem er freundlich seine Hand dem jungen Mann auf die Schulter legte. „Es wäre kaum passend, wenn Sie Ihre Laufbahn in England damit anfangen wollten, ihn zum Duell herauszufordern.“

Einen Augenblick zögerte der Vicomte noch, dann zuckte er die Achseln über die eigenartigen Ehrbegriffe in diesem nebligen Inselreich und sagte mit Würde —

„Nun gut, wenn Monsieur befriedigt ist, so soll es mich nicht bekümmern. Sie, Mylord, sind unser Beschützer. Habe ich Unrecht gehandelt, so ziehe ich mich zurück.“

„Jawohl, tun Sie das!“ fiel Blakeney mit einem befriedigten Seufzer ein, „ziehen Sie sich nur zurück. Verflucht erregbarer Kerl!“ murmelte er bei sich. „Meiner Treu, Ffoulkes, wenn das ein Pröbchen der Waren ist, die Sie und Ihre Freunde aus Frankrkeich herüberbringen, dann rate ich Euch, lasst sie in der Mitte des Kanals ins Wasser fallen. Sonst muss ich den alten Pitt anstiften, dass er ein Einfuhrverbot erlässt und Euch wegen Schmutgelei einsteckt.“

„Still, still, Percy, Deine Ritterlichkeit führt Dich zu weit,“ sagte Marguerite kokett, „Du vergisst, dass Du selbst ein Bündel Waren aus Franreich gebracht hast.“

Blakeney stand langsam auf, machte eine tiefe Verbeugung vor seiner Gattin und sagte:

„Ich hatte die erste Wahl, Madame, und habe einen ausgesucht feinen Geschmack.“

„Mehr Geschmack, als Ritterlichkeit, fürchte ich,“ erwiderte sie sarkastisch.

„Meiner Treu, sei doch vernünftig! Denkst Du, ich sollte meinen Körper jedem kleinen Frosch-

esser als Nadelkissen anbieten, der an der Form Deiner Nase etwas auszusetzen hat?“

„Keine Angst, Sir Percy!“ lachte Lady Blake-ney und machte ihm einen Knix. „Die M ä n n e r sind es nicht, denen meine Nase missfällt.“

„Hältst Du mich für feige? Da bist Du auf dem Holzwege, nicht wahr, Tony? Ich habe schon manchen Ringkampf ausgefochten.“

Marguerite brach in ein helles Gelächter aus, „da hätte ich Dich allerdings sehen mögen . . . ha, ha, ha, — das muss ein Anblick gewesen sein — und dann fürchtet man sich vor einem kleinen Franzosen, hahaha!“

„Hahaha, hahaha,“ machte es ihr Sir Percy nach. „In der Tat, Madame, Sie tun mir eine grosse Ehre an! Ffoulkes, hast Du es gehört? Ich habe meine Frau zum Lachen gebracht, das klügste Weib Europas! Darauf müssen wir ein Glas trinken“ und er klopfte kräftig auf den Tisch. „He, Jelly! Eilt Euch, Jelly!“

Wiederum herrschte Eintracht und Jellyband raffte sich durch eine mächtige Anstrengung aus den mannigfachen Aufregungen, die ihm die letzte halbe Stunde gebracht hatte, auf.

„Eine Bowle Punsch, Jelly, heiss und stark,“ sagte Sir Percy. „Die Scherze, die eine kluge Frau zum Lachen gebracht haben, müssen begossen werden. Eilt Euch, guter Jelly.“

„Nein, dazu ist keine Zeit, Percy,“ unterbrach ihn Marguerite, „der Schiffer wird gleich hier sein



und mein Bruder muss an Bord gehen, sonst verfehlt der „Seestern“ die Flut.“

„Keine Zeit? Mehr als genug Zeit, damit ein Mann sich betrinken und an Bord gehen kann, ehe sich die Flut wendet.“

„Ich glaube, Mylady,“ sagte Jellyband ehrerbietig, „dass der junge Herr eben mit Sir Percys Schiffer kommt.“

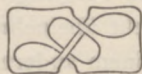
„Das ist gut,“ sagte Blakeney, „da kann Armand an unserer fröhlichen Bowle teilnehmen. Glaubst Du, Tony,“ fügte er mit einer Bewegung nach dem Vicomte hinzu, „dass der junge Hitzkopf auch mittut? Sag' ihm, wir wollen einen Friedensbecher leeren.“

„Ihr seid alle so vergnügt,“ sagte Marguerite, „dass Ihr es mir nicht übelnehmen dürft, wenn ich meinem Bruder in einem anderen Zimmer Lebewohl sagen möchte.“

Dagegen durfte niemand etwas einwenden. Sowohl Sir Andrew als Lord Antony empfanden, dass Lady Blakeney nicht in der Verfassung war, in ihre Heiterkeit einzustimmen. Sie liebte ihren Bruder Armand tief und zärtlich. Er hatte einige Wochen bei ihr in England verlebt und sollte nun in den Dienst seines Vaterlandes zurückkehren, in einem Augenblick, wo der Tod der gewöhnliche Lohn für die grösste Aufopferung war.

Auch Sir Percy versuchte nicht, seine Gattin zurückzuhalten. Mit jener tadellosen, etwas gezielten Galanterie, die ihm immer eigen war, öffnete er

ihr die Tür und verbeugte sich tief, wie es die damalige Sitte heischte, als sie das Zimmer verliess, ohne ihm mehr als einen flüchtigen, fast etwas verächtlichen Blick zu schenken. Nur Sir Andrew Ffoulkes, dessen Empfindungen seit der Begegnung mit Suzanne tiefer und mitfühlender geworden zu sein schienen, bemerkte den wunderlichen Blick von brennender Sehnsucht und hoffnungsloser Leidenschaft, mit der der leichtherzige, törichte Sir Percy der verschwindenden Gestalt seines Weibes folgte.



## Siebentes Kapitel.

### Auf den Klippen.

**D**raussen in dem trüb beleuchteten Gang schien Marguerite freier atmen zu können. Sie seufzte tief auf, als hätte die lange Selbstbeherrschung und Verstellung schwer auf ihr gelastet, und sie liess den Tränen, die über ihre Wangen rollten, freien Lauf.

Der Regen war vorüber, unter den dahineilenden Wolken beschienen die durchbrechenden Sonnenstrahlen die schöne weisse Küste von Kent und die malerischen, unregelmässigen Häuser der Landungsbrücke. Marguerite Blakeney trat vor die Haustür und blickte nach der See hinaus. Gegen den wechselnden Himmel zeichnete sich ein Schiff ab, das die weissen Segel eingezogen hatte und auf den Wellen sanft auf- und abwogte. Es war der „Seestern“, Sir Percys Jacht, die Armand St. Just nach Frankreich zurückbringen sollte, mitten in das blutige Getriebe der Revolution, welche eine Monarchie über Bord warf, die Religion angriff und

die Gesellschaft zerstörte, um zu versuchen, auf der Asche der Tradition ein neues Utopien aufzubauen, von dem ein paar Menschen träumten, ohne es wirklichen zu können.

In der Ferne tauchten zwei Gestalten auf: die eine ein ältlicher Mann, mit einem eigentümlich geschnittenen grauen Bart um sein rundes, grosses Kinn und dem wunderlich schwankenden Gang, der gleich den Seemann verrät; die andere Gestalt war ein junger, schlanker Mann, in einem kleidsamen Mantel mit vielen Kragen. Er war glatt rasiert und trug sein dunkles Haar zurückgekämmt über der klaren, edlen Stirne.

„Armand!“ sagte Marguerite Blakeney, als er näher kam, und ihr süßes Gesicht lächelte trotz der Tränen. Im nächsten Augenblick lagen die Geschwister sich in den Armen, während der alte Schiffer ehrerbietig zurücktrat.

„Wie lang haben wir Zeit, Briggs,“ fragte Lady Blakeney, „ehe Monsieur St. Just an Bord gehen muss?“

„Wir müssen in einer halben Stunde den Anker lichten, Mylady,“ erwiderte der alte Mann.

Marguerite nahm ihres Bruders Arm und führte ihn nach den Klippen.

„Eine kurze halbe Stunde, und wir sind wieder getrennt, Armand! Ich kann es noch nicht glauben, dass ich Dich hergeben muss. Diese letzten Tage — als Percy fort war und ich Dich ganz

für mich allein hatte, sind verflogen wie ein Traum.“

„Ich reise ja nicht weit, mein Liebling,“ sagte der junge Mann sanft, „nur ein schmaler Wasserstreifen liegt zwischen uns — ein paar Meilen Wegs — wie bald kann ich zurückkommen.“

„Ach, es ist ja nicht die Entfernung, Armand, aber das entsetzliche Paris . . . gerade jetzt . . .“

Sie waren am Rande der Klippen angekommen. Der sanfte Seewind wehte Marguerites Haar in ihr Gesicht und bewegte die langen Enden ihres Spitzenshawls wie eine weisse Schlange. Sie starrte in die Ferne, wo die Küste Frankreichs lag, des unerbittlichen Frankreichs, das das Blut seines edelsten Sohnes forderte.

„Unser schönes Vaterland, Marguerite“, sagte Armand, der ihre Gedanken erriet.

„Sie gehen zu weit, Armand,“ fiel sie erregt ein. „Du bist ein Republikaner, ich bin es auch . . . wir haben dieselbe Begeisterung für Freiheit und Gleichheit . . . . aber selbst Du musst zugeben, dass sie zu weit gehen.“

„Still! —“ sagte Armand und warf instinktiv einen schnellen, forschenden Blick um sich.

„Ah — siehst Du, Du hältst es selbst hier in England für gefährlich, von diesen Dingen zu sprechen.“ Sie klammerte sich plötzlich in einem Ausbruch von fast mütterlicher Leidenschaft an ihn. „Geh nicht zurück, Armand,“ flehte sie, „tue es nicht. Was sollte ich anfangen, wenn . . . . .“

Ihre Stimme wurde von Schluchzen erstickt, ihre blauen, sanften Augen blickten den jungen Mann beschwörend an und er sah ihr fest in die Augen.

„Du wirst meine tapfere Schwester sein,“ sagte er liebevoll, „die immer daran denkt, dass, wenn Frankreich in Gefahr ist, die Söhne dem Vaterland nicht den Rücken wenden dürfen.“

Bei seinen Worten kehrte das süsse, kindliche Lächeln in ihr Gesicht zurück, aber es war ergreifend, weil es fast in Tränen unterging.

„O, Armand! Manchmal wünsche ich, Du hättest nicht so viele tugendhafte Anwandlungen . . . Aber Du versprichst mir, vorsichtig zu sein,“ fügte sie ernst hinzu.

„So weit es möglich ist, verspreche ichs Dir.“

„Du darfst nie vergessen, dass ich nur Dich habe, der wirklich an mir hängt.“

„Nein, mein Liebling. Du hast jetzt andere Interessen und Percy hängt an Dir . . .“

Ein Ausdruck von Sehnsucht lag über ihrem Gesicht, als sie murmelte:

„Einst liebte er mich — —“

„Aber gewiss . . .“

„Mache Dir weiter keine unruhigen Gedanken, Armand, Percy ist sehr gut . . . .“

„Nein,“ unterbrach er sie entschieden, „ich will mich aber über Dein Schicksal beunruhigen, meine Margot. Höre mich an, ich habe noch niemals über diese Dinge mit Dir gesprochen, eine gewisse Scheu

hielt mich davon ab, Dich zu fragen. Aber jetzt habe ich das Gefühl, als könnte ich Dich nicht verlassen, ohne eine Frage an Dich zu richten . . . Du brauchst sie nicht zu beantworten, wenn Du nicht willst,“ fügte er hinzu, als er einen plötzlichen harten, beinahe furchtsamen Zug in ihren Augen sah.

„Was möchtest Du wissen?“ fragte sie ruhig.

„Weiss Percy, dass . . . . ich meine die Rolle, die Du bei der Gefangennehmung des Marquis von St. Cyr gespielt hast?“

Sie lachte, es war ein freudloses, bitteres, verächtliches Lachen, wie ein Misston in ihrer musikalischen Stimme.

„Dass ich den Marquis von St. Cyr bei dem Tribunal denunzierte, meinst Du, das ihn und seine Familie auf das Schaffot brachte? Ja, das weiss er — ich sagte es ihm, nachdem ich ihn geheiratet hatte.“

„Du erzähltest ihm alle näheren Umstände, die Dich so vollständig über alle Schuld erheben?“

„Der rechte Augenblick war verpasst, von „näheren Umständen“ zu sprechen; er erfuhr die Geschichte aus anderen Quellen; meine Beichte kam, wie es scheint, zu spät. Ich durfte keine mildernden Umstände mehr vorbringen, ich wollte mich nicht dadurch erniedrigen, dass ich versuchte, die Sache zu erklären —“

„Und?“

„Und nun, Armand, habe ich die Genugtuung, zu wissen, dass der grösste Tor in England mit völliger Verachtung auf sein Weib herabblickt.“

Sie sprach diesmal mit heftiger Bitterkeit und Armand St. Just, der sie so zärtlich liebte, fühlte, dass er mit rauher Hand an eine empfindliche Wunde gerührt hatte.

„Aber Sir Percy liebte Dich, Marguerite,“ wiederholte er sanft.

„Liebte mich? — Ja, Armand, es gab eine Zeit, wo ich das dachte, sonst hätte ich ihn nicht geheiratet. Ich muss aber wohl annehmen,“ fügte sie hastig sprechend hinzu, als ob sie froh wäre, sich einer schweren Last, die sie seit Monaten bedrückt hatte, entledigen zu können, „dass sogar Du, wie alle Welt, glaubtest, ich heiratete Sir Percy um seines Reichtums willen. Aber ich kann es beschwören, dass es nicht der Fall war. Er schien mich mit so tiefer Leidenschaft zu verehren, dass sie mir zu Herzen ging. Ich hatte noch niemals geliebt, trotzdem ich schon vierundzwanzig Jahre alt war — so begann ich zu denken, dass es nicht in meiner Natur lag, zu lieben. Aber ich hatte immer gemeint, blind, leidenschaftlich, wahr geliebt zu werden, müsse der Himmel auf Erden sein — und die Tatsache, dass Percy von beschränktem Geiste war, zog mich an; ich dachte, um so mehr würde er mich lieben. Ein kluger Mann würde selbstverständlich andere Interessen, ein ehrgeiziger Mann



andere Hoffnungen haben, während ein beschränkter nur an Liebe und Verehrung für mich dächte. Und ich war bereit, wenn ich mich anbeten und lieben liesse, es ihm mit Zärtlichkeit zu erwidern.

Sie seufzte — und eine Welt von Enttäuschungen klang aus dem Seufzer. Armand St. Just hatte sie ohne Unterbrechung reden lassen; er hörte ihr zu, trotzdem seine Gedanken in Aufruhr waren. Es war furchtbar, ein so junges Weib, das fast noch an der Schwelle ihres Lebens stand, aller Hoffnungen, aller goldenen, phantastischen Träume beraubt zu sehen, die ihre Jugend zu einem langen, endlosen Festtag hätten machen sollen.

Und vielleicht verstand er Percy — trotzdem er seine Schwester zärtlich liebte — er hatte Männer aus vielen Ländern, von allen Altersstufen, von allen Graden der Gesellschaft und der Bildung kennen gelernt, so konnte er ergänzen, was Marguerite unausgesprochen gelassen hatte. Wenn auch Sir Percy beschränkten Geistes war, so blieb doch Spielraum genug für den unausrottbaren Stolz eines Abkömmlings von altenglischem Adel. Ein Blakeney war auf dem Felde von Bosworth gefallen, ein anderer hatte sein Leben und sein Vermögen einem verrätherischen Stuart geopfert; — dieser selbe Stolz, obwohl ihn der Republikaner Armand ein törichtes Vorurteil nannte, musste aufs tiefste verwundet worden sein, als Sir Percy von der Sünde hörte, deren man Lady Blakeney anklagte. Sie

war jung, man hatte sie verleitet, vielleicht auch übel beraten. Armand wusste das und jene, die aus Marguerites Jugend, ihren Impulsen und ihrer Unüberlegtheit Nutzen gezogen hatten, wussten es noch besser. Aber Blakeney hatte ein langsames Denkvermögen, er hörte nicht auf „mildernde Umstände“, er hielt sich nur an Tatsachen und diese hatten ihm gezeigt, dass Lady Blakeney einen Mitmenschen bei einem unerbittlichen Gericht denunziert hatte. Die Verachtung für diese Handlung, mochte sie auch unüberlegt begangen worden sein, tötete die Liebe in ihm, an welcher Sympathie und Verständnis keinen Anteil hatten.

Seine Schwester war Armand gerade jetzt ein Rätsel. Das Leben und die Liebe sind so unberechenbar. War es möglich, dass in Marguerites Herz die Liebe für ihren Gatten erwachte, gerade wo er sich von ihr abwandte? Armand konnte ihr Gesicht nicht sehen, sie blickte nach der untergehenden Sonne; aber plötzlich sah er einen glitzernden Tropfen über ihre Wange auf die weissen Spitzen herabrollen.

Und doch wagte er nicht, in ihren Kummer einzudringen. Er kannte ihre eigenartige, leidenschaftliche Natur zu gut und wusste, dass sie trotz ihres offenen Wesens in vieler Beziehung sehr verschlossen sein konnte.

Ihre Eltern waren gestorben, als Armand noch ein Knabe und Marguerite ein Kind war, und die

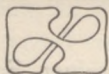
Geschwister hatten ihre Jugend zusammen verlebt. Er war acht Jahre älter, hatte sie beschützt während der schönen Zeit in der Rue de Richelieu und hatte mit manchen Sorgen und Befürchtungen sie mit ihrem Gatten nach England ziehen sehen.

Dies war sein erster Besuch seit ihrer Verheiratung; in den wenigen Monaten der Trennung hatte sich doch schon eine leichte Entfremdung zwischen den Geschwistern eingeschlichen; dieselbe treue, zärtliche Liebe bestand noch, aber doch schien jedes im tiefsten Herzensgrunde etwas vor dem andern zu verbergen.

Armand musste seiner Schwester auch vieles verschweigen; die Politik der Revolution in Frankreich wechselte fast täglich. Sie hätte vielleicht kein Verständnis dafür gehabt, dass seine eigenen Ansichten und Neigungen in dem Mass gemildert wurden, wie die von seinen ehemaligen Freunden verübten Greuelthaten an Furchtbarkeit zunahmen. Marguerite hingegen brachte es nicht über sich, ihrem Bruder ihr innerstes Herz zu enthüllen; verstand sie sich doch selbst kaum, sie war sich nur darüber klar, dass sie sich im Überflusse einsam und unglücklich fühlte.

Und nun ging Armand fort; sie bangte um seine Sicherheit und wünschte brennend, ihn hier zu behalten. Da wollte sie nicht diese letzten schweren und doch so schönen Augenblicke verkürzen, indem sie über sich selbst sprach. Sie

fürhte ihn bis zu den Klippen und dann hinunter an den Strand. Eng umschlungen gingen sie und hatten einander noch so viel zu sagen und doch verbargen sie sich das, was sie am tiefsten berührte.



## Achtes Kapitel.

### Der Bevollmächtigte.



er Nachmittag war vergangen und ein langer, kühler englischer Sommerabend deckte seine Nebel über die grüne Landschaft von Kent.

Der „Seestern“ hatte die Anker gelichtet, Marguerite stand noch lange auf der Klippe und verfolgte mit ihren Blicken die weissen Segel, die das einzige Wesen, das wirklich an ihr hing und dem sie vertraute und in Liebe zugetan war, forttrugen.

Nicht weit von ihr blinkten die Lichter aus der Gaststube des Wirtshauses durch den zunehmenden Nebel. Ab und zu schien ein fröhliches Gelächter bis zu ihr zu dringen und ihre erregten Nerven glaubten das leere Geschwätz ihres Gatten zu hören.

Sir Percy war zart genug gewesen, sie nicht zu stören. Marguerite vermutete, dass er in seiner beschränkten Gutmütigkeit doch herausfühlte, wie sehr sie wünschte, allein zu bleiben, während jene

weissen Segel allmählich am Horizont verschwanden. Er, dessen Begriffe von Anstand so streng waren, hatte nicht einmal verlangt, dass ein Diener ihr folge. Für alles dies war Marguerite ihrem Gatten sehr dankbar; sie versuchte immer, seine unermüdliche Sorgfalt und seine unbegrenzte Freigebigkeit anzuerkennen. Sie zügelte dann die Bitterkeit, die sie — ganz wider Willen — veranlasste, grausame, bittere Worte zu sagen, von denen sie unklar hoffte, dass sie ihn verletzen würden.

Ja! oft wünschte sie ihn zu verwunden, ihn fühlen zu lassen, dass auch sie auf ihn herabsah und vergessen hatte, dass sie einst ihn fast geliebt hatte. Diesen geistlosen Toren geliebt! Dessen Gedanken sich nicht über das Binden einer Kravatte oder den Schnitt eines neuen Rockes erhoben. Bah! Und dennoch! . . . . traumhafte Erinnerungen, die süß und feurig waren und zu diesem stillen Sommerabend stimmten, schien der Seewind ihr zuzutragen; die Zeit, als seine Liebe begann, er schien ganz darin aufzugehen und es lag eine gewisse schlummernde Glut darin, die sie bezaubert hatte.

Dann schien diese unterwürfige Liebe, die sie während seiner Bewerbung wie die sklavische Treue eines Hundes angesehen hatte, völlig zu verschwinden. Vierundzwanzig Stunden nach der einfachen Trauung in der alten St. Rochkirche hatte sie ihm erzählt, wie sie unüberlegt vor einigen Herren — ihren Freunden — von gewissen Sachen, die mit

dem Marquis von St. Cyr zusammenhingen, gesprochen hatte, ihre Äusserungen waren gegen den unglücklichen Marquis benutzt worden und hatten ihn samt seiner Familie auf das Schaffot gebracht.

Marguerite hasste den Marquis. Vor Jahren hatte Armand Angèle de St. Cyr geliebt, aber St. Just war ein Plebejer und der Marquis war voll des Stolzes und der Vorurteile seiner Kaste. Eines Tages wagte Armand schüchtern, seiner Angebeteten ein begeistertes, leidenschaftliches Gedicht zu senden. Am nächsten Abend lauerten ihm vor den Toren von Paris die Diener des Marquis auf und prügelten ihn, wie einen Hund, halb tot, weil er gewagt hatte, die Augen zur Tochter eines Aristokraten zu erheben. Solche Zwischenfälle ereigneten sich damals, ein paar Jahre vor der grossen Revolution, fast täglich; sie waren es, die zu den blutigen Zusammenstössen führten und später die meisten dieser hochmütigen Häupter auf die Guillotine brachten.

Marguerite erinnerte sich an alles, wie musste ihr Bruder in seinem männlichen Stolz gelitten haben. Was sie selbst durch ihn und mit ihm erduldet, versuchte sie niemals sich klar zu machen.

Dann kam der Tag der Vergeltung. St. Cyr und seinesgleichen hatten in denselben Plebejern, die sie verachteten, ihre Meister gefunden. Armand und Marguerite erfassten als kluge, denkende Wesen in jugendlicher Begeisterung die utopischen Hirngespinnste der Revolution, während der Mar-

quis von St. Cyr und seine Familie einen erbitterten Kampf um die Erhaltung jener Privilegien, die sie gesellschaftlich über ihre Mitmenschen gestellt hatten, kämpften. Marguerite, die in ihrer impulsiven Art die Tragweite ihrer Worte nicht berechnete und noch unter der schmachvollen Behandlung ihres Bruders durch den Marquis litt, erfuhr zufällig in ihrem eigenen Kreise, dass die St. Cyrs in verräterischem Briefwechsel mit Österreich stünden, weil sie hofften, der Kaiser würde eingreifen, um die wachsende Revolution in ihrem Vaterlande zu unterdrücken.

In jenen Tagen genügte eine einzige Denunziation; Marguerites vorschnelle Worte über den Marquis von St. Cyr trugen binnen vierundzwanzig Stunden Frucht. Er wurde arretiert. Seine Papiere wurden durchsucht, Briefe des österreichischen Kaisers, in denen er versprach, Truppen gegen die Pariser Bevölkerung zu schicken, fanden sich vor. So wurde er wegen Hochverrats verurteilt und mit seinem Weib und seinen Söhnen, die sein furchtbares Schicksal teilten, hingerichtet.

Obwohl Marguerite entsetzt war über diese unseligen Folgen ihrer eigenen Gedankenlosigkeit, so war sie doch machtlos, den Marquis zu retten. Ihre Freunde, die Führer der revolutionären Bewegung, alle priesen sie als Märtyrerin, und als sie Sir Percy Blakeney heiratete, machte sie sich vielleicht nicht ganz klar, wie streng er das Vergehen,



das sie so leichtsinnig begangen hatte, und das noch immer auf ihr lastete, beurteilen würde.

Sie legte ihm ein volles Geständnis ab; im Vertrauen auf seine blinde Liebe zu ihr und ihre unbegrenzte Macht über ihn hoffte sie ihn bald vergessen zu lassen, was seinem englischen Ohr hässlich klingen mochte.

Er schien es auch im ersten Augenblick sehr ruhig hinzunehmen, ja er verstand offenbar gar nicht alles, was sie sagte. Aber sie sah bald ihre Täuschung ein, denn nie wieder zeigte er ihr auch nur im Geringsten die Liebe, die sie einst ganz zu besitzen geglaubt hatte. Nun lag eine weite Kluft zwischen ihnen, Sir Percy schien seine Liebe zu ihr aus seinem Herzen gerissen zu haben, wie man einen schlecht passenden Handschuh abreisst. Sie versuchte ihn aufzurütteln, indem sie ihn zur Zielscheibe ihres Spottes machte, und wenn sie seine Liebe nicht wiedererwerben konnte, dann sollte wenigstens seine Eifersucht angefacht oder sein Selbstbewusstsein geweckt werden. Er aber blieb derselbe, immer passiv, schläfrig, mit seiner gedehnten Sprache und doch stets der höfliche Edelmann. So hatte sie alles, was die Welt und ein reicher Gatte einer hübschen Frau geben können, und doch fühlte sie sich an diesem schönen Sommerabend, als sie die weissen Segel nicht mehr am Horizont erspähen konnte, verlassenener, als der arme Landstreicher, der mühsam durch die zerklüfteten Klippen wandert.

Mit einem schweren Seufzer wandte Marguerite der See und den Klippen den Rücken und ging langsam nach „Fischers Ruhe“ zurück. Als sie näher kam, wurde der Klang des fröhlichen Gelages lauter und deutlicher. Sie unterschied Sir Andrew Ffoulkes angenehme Stimme, Lord Tonys lärmendes Gelächter und die gelegentlichen gedehnten Bemerkungen ihres Gatten. Da kam ihr plötzlich die Einsamkeit des Weges und die wachsende Dunkelheit zum Bewusstsein . . . . im nächsten Augenblick bemerkte sie einen Fremden, der sich ihr rasch näherte. Sie war nicht furchtsam und das Gasthaus war jetzt in Hörweite.

Der Fremde blieb stehen, als er Marguerite entgegenkommen sah und sagte ruhig, gerade als sie an ihm vorbeischlüpfen wollte:

„Citoyenne St. Just.“

Marguerite stieß einen leichten Schrei des Erstaunens darüber aus, ihren eigenen Mädchennamen so plötzlich zu hören. Sie blickte zu dem Fremden auf und streckte ihm, diesmal mit einem Ruf unverhohlter Freude, beide Hände entgegen.

„Chauvelin!“ rief sie aus.

„Er selbst, Citoyenne, Ihnen zu Diensten,“ sagte der Fremde und küsste ihre Fingerspitzen.

Marguerite schwieg einen Augenblick, als sie die nicht sehr einnehmende, kleine Gestalt mit augenscheinlicher Freude ansah. Chauvelin war damals nahe an vierzig Jahre alt — ein kluger, durchtrieben aussehender Mensch, dem der Fuchs aus seinen

tiefliedenden Augen herausschaute. Er war derselbe Fremde, der vor einigen Stunden Mr. Jellyband zu einem Glase Wein aufgefordert hatte.

„Chauvelin . . . . mein Freund . . . .“, sagte Marguerite mit einem Seufzer der Erleichterung. „Ich freue mich unbeschreiblich, Sie zu sehen.“

Gewiss freute sich die arme Marguerite St. Just, die sich in ihrer grossartigen aber steifen Umgebung oft verlassen fühlte, ein Gesicht wiederzusehen, das ihr Erinnerungen an die glücklichen Zeiten in Paris wachrief, wo sie in dem geistvollen, angeregten Kreis der Rue de Richelieu der Mittelpunkt war. In ihrer Freude übersah sie ganz das sarkastische Lächeln, das um Chauvelins schmale Lippen spielte.

„Aber sagen Sie mir,“ fügte sie heiter hinzu, „was oder wer in aller Welt führt Sie denn nach England?“

Sie setzte ihren Weg in der Richtung des Wirthauses fort und Chauvelin kehrte mit ihr um.

„Ich könnte dieselbe Frage an Sie richten, schöne Frau“, sagte er. „Was treiben Sie?“

„Ich?“ fragte sie und zuckte mit den Achseln, „Je m'ennuie, mon ami, das ist alles.“

Sie hatten die Türe von „Fischers Ruhe“ erreicht, aber Marguerite schien noch keine Neigung zu verspüren, einzutreten. Dem stürmischen Tage war ein so herrlicher Abend gefolgt, und sie hatte einen Freund gefunden, der Armand kannte

und von all den klugen, lebhaften Pariser Bekannten mit ihr sprechen konnte. Darum zögerte sie noch auf der Schwelle, während durch das helle Erkerfenster der Wirtsstube Gelächter, Rufe nach „Sally“ und „Bier“, das Klappern der Krüge und der Würfel zu ihnen drangen. Chauvelin hatte seine schlaun, farblosen Augen auf das hübsche Gesicht geheftet, das in der Abenddämmerung so süß und kindlich aussah.

„Sie überraschen mich, Citoyenne,“ sagte er ruhig und nahm eine Priese.

„Ists möglich?“ entgegnete sie schalkhaft. „Ich sollte doch meinen, der kleine Chauvelin mit seinem Scharfsinn hätte erraten, dass eine Atmosphäre, die aus Nebel und Tugendhaftigkeit zusammengesetzt ist, niemals für Marguerite St. Just passen kann.“

„Mein Gott, steht es wirklich so schlimm?“ fragte er in erkünsteltem Entsetzen.

„Ganz richtig und sogar noch schlimmer.“

„Sonderbar! Ich hätte nun gedacht, dass eine hübsche Frau das englische Landleben ganz besonders anziehend fände.“

„Ja, das dachte ich auch,“ sagte sie seufzend. „Hübsche Frauen“, fuhr sie nachdenklich fort, „sollten ein glückliches Leben in England führen, wo ihnen alles Erfreuliche verboten ist — sogar Dinge, die ganz alltäglich sind.“

„Das stimmt.“

„Sie werden es kaum glauben, Chauvelin“, sagte sie ernst, „dass ich manchmal einen ganzen Tag — einen geschlagenen Tag — ohne die geringste Versuchung verleve.“

„Da ist's kein Wunder,“ fiel Chauvelin galant ein, „dass das klügste Weib Europas von Langerweile verzehrt wird.“

Sie brach in ihr melodisches, fröhliches Lachen aus.

„Es muss wohl schlimm genug um mich bestellt sein, nicht wahr?“ fügte sie übermütig hinzu, „sonst hätte mich Ihr Erscheinen nicht so sehr erfreut.“

„Und alles das, noch ehe ein Jahr nach Ihrer romantischen Liebesheirat vergangen ist?“

„Ja! . . . . ein Jahr nach einer romantischen Liebesheirat . . . . darin liegt gerade die Schwierigkeit.“

„So hielt Ihre idyllische Schrulle nicht einmal ein paar Wochen vor?“ fragte Chauvelin mit ruhigem Sarkasmus.

„Idyllische Schrullen sind nie von Dauer, lieber Chauvelin, . . . . sie sind eines schönen Tages da, wie die Masern . . . . und werden ebenso leicht kuriert.“

Chauvelin nahm wieder eine Prieze, er schien dieser schlechten Angewohnheit, die zu jener Zeit herrschte, sehr ergeben zu sein; vielleicht fand er das Schnupfen ganz bequem, um dadurch die schnellen, durchdringenden Blicke zu vertuschen,

mit denen er bis in die Seelen der Menschen drang, die mit ihm in Berührung kamen.

„Kein Wunder“, sagte er mit derselben Galanterie, dass der lebhafteste Verstand Europas sich langweilt.“

„Ich hoffte, Sie wüssten ein Mittel gegen diese Krankheit, bester Chauvelin.“

„Wie könnte ich auf Erfolg hoffen, wo Sir Percy Blakeney keinen erlangen konnte?“

„Wollen wir vielleicht vor der Hand Sir Percy ganz aus dem Spiele lassen, mein Freund?“ sagte sie trocken.

„Verzeihen Sie, Madame, das gerade ist mir nicht gut möglich“, sagte Chauvelin, während seine Augen, so durchdringend, wie die eines lauern den Fuchses, einen schnellen Blick auf Marguerite warfen. „Ich könnte Ihnen wohl ein vorzügliches Mittel gegen die schlimmste Form der Langeweile verschreiben und wäre glücklich, es tun zu dürfen, aber —“

„Aber was?“

„Sir Percy muss doch mit in Betracht gezogen werden.“

„Was hat er damit zu tun?“

„Recht viel, fürchte ich. Dies Rezept hat einen sehr plebejischen Namen: Arbeit!“

Chauvelin blickte Marguerite lange prüfend an, als wollten seine scharfen Augen jeden ihrer Gedanken lesen. Sie waren allein zusammen, der

Abend war still und ihr leises Sprechen wurde von dem Lärm, der aus der Gaststube drang, übertönt. Dennoch trat Chauvelin von der Schwelle ins Freie, warf einen forschenden Blick um sich und kehrte, als er niemanden in Hörweite bemerkte, zu Marguerite zurück.

„Wollen Sie Frankreich einen kleinen Dienst erweisen, Citoyenne?“ fragte er in plötzlich verändertem Tone, der seinem Fuchsgesicht einen eigenartigen Ernst aufprägte.

„Aber Mensch“, fiel sie spöttisch ein, „wie feierlich Sie plötzlich sind . . . . ich weiss gar nicht, ob ich Frankreich einen kleinen Dienst leisten möchte — auf alle Fälle hängt es von der Art des Dienstes ab, den Frankreich oder — Sie selbst wünschen.“

„Haben Sie schon von dem roten Pimpernell gehört, Citoyenne St. Just?“ fragte Chauvelin kurz.

„Von dem roten Pimpernell gehört?“ erwiderte sie auflachend, „wir sprechen ja von nichts anderem, Mensch . . . . Wir tragen Hüte „à la Pimpernell“, unsere Pferde heissen „Pimpernell“; beim letzten Souper bei dem Prinzen von Wales gab es ein „soufflé à la Pimpernell“. Und richtig — als ich neulich bei meiner Schneiderin ein blaues Kleid mit grünem Besatz bestellte, fragte sie, ob ich es „à la roter Pimpernell“ gemacht haben wollte.“

Chauvelin hatte sich nicht geregt, während sie so fröhlich drauf los schwatzte. Er unterbrach sie nicht einmal, als sie ihre Stimme erhob und ihr

kindliches Lachen durch den stillen Abend erklang. Aber er selbst blieb ernst, während sie lachte, und seine klare, harte Stimme blieb leise, als er sagte:

„Da Sie also von der rätselhaften Person gehört haben, Citoyenne, so müssen Sie auch erraten haben, dass sich unter dem sonderbaren Namen der bitterste Feind von unserer Republik — von Männern wie Armand St. Just verbirgt.“

„Das mag er wohl sein“, sagte Marguerite seufzend, — „Frankreich hat leider viele bittere Feinde.“

„Aber Sie, Citoyenne, sind eine Tochter Frankreichs und sollten bereit sein, Ihrem Vaterlande in der Stunde der Todesgefahr beizustehen.“

„Mein Bruder Armand opfert sein Leben für Frankreich“, entgegnete sie stolz; „was mich betrifft, so kann ich hier in England nichts tun.“

„Doch, gerade Sie —“ sagte er noch dringender, während sein mageres Fuchsgesicht plötzlich einen Ausdruck von Würde annahm, „hier in England, Citoyenne . . . . Sie allein können uns helfen . . . . hören Sie mir zu! —

Ich bin von der republikanischen Regierung als ihr Bevollmächtigter herüber geschickt worden, morgen überreiche ich in London Mr. Pitt mein Beglaubigungsschreiben. Eine meiner Hauptaufgaben ist die, alles über die Liga des roten Pimpernell herauszubringen, die nachgerade zum Popanz von Frankreich geworden ist, denn sie hat sich verschworen, unseren verfluchten Aristokraten — den



Landesverrätern und Volksfeinden — zur Flucht vor der gerechten Strafe zu verhelfen. Sie wissen ebenso gut, als ich, Citoyenne, dass diese französischen Emigranten, sobald sie hier sind, die öffentliche Meinung gegen die Republik aufzustacheln versuchen . . . . . Sie sind bereit, sich mit jedem beliebigen Feind zu verbinden, der kühn genug ist, Frankreich anzugreifen . . . . . Nun ist es gerade in der letzten Zeit unzähligen jener Emigranten, von denen manche nur des Hochverrats verdächtig, andere tatsächlich schon verurteilt waren, gelungen, über den Kanal zu gelangen. Ihre Flucht war jedesmal von dieser Gesellschaft englischer Gelbschnäbel geplant und ausgeführt, an deren Spitze ein Mann steht, dessen Verstand so klar ist, wie seine Identität geheimnisvoll. Meine Spione können trotz der eifrigsten Arbeit seiner nicht habhaft werden; während die jungen Leute die Werkzeuge sind, ist er der Meister, der unter diesem seltsamen Pseudonym unbeirrt an der Zerstörung Frankreichs arbeitet. Ich beabsichtige den Führer der Liga zu vernichten und dazu brauche ich eine Hilfe — dann kann ich durch ihn die Übrigen erreichen. Er ist ganz sicher ein junger Stützer der englischen Gesellschaft, davon bin ich überzeugt. Finden Sie mir den Mann, Citoyenne!“ drang er in sie, „finden Sie ihn für Frankreich!“

Marguerite hatte Chauvelins leidenschaftlicher Rede zugehört ohne ein Wort zu äussern, fast regungslos und kaum zu atmen wagend. Sie hatte

ihm vorher gesagt, dass dieser romantische Held in ihrer Gesellschaft besprochen wurde. Schon vorher waren ihr Herz und ihre Einbildungskraft durch die Gedanken an den tapferen Mann erregt worden, der ruhmlos Hunderte von einem furchtbaren Schicksal errettet hatte. Sie hatte wenig Sympathie für jene hochmütigen Aristokraten mit ihrem anmassenden Kastengeist, von denen die Gräfin de Tournay de Basserive ein Beispiel war; aber trotz ihrer republikanischen und liberalen Ansichten verabscheute sie die Hilfsmittel, deren sich die junge Republik bediente, um sich zu befestigen. Seit mehreren Monaten war sie nicht in Paris gewesen; die Grausamkeiten und das Blutvergiessen des Schreckensgerichts, die im September ihren Höhepunkt erreicht hatten, waren nur wie ein schwaches Echo über den Kanal zu ihr gedrungen. Sie hatte Robespierre, Danton und Marat nicht in ihrer neuen Gestalt, als erbarmungslose Richter über die Opfer der Guillotine, kennen gelernt. Ihre innerste Seele bebte zurück vor diesem Gemetzel, dem ihr Bruder Armand als ein so gemässigter Republikaner auch eines Tages zum Opfer fallen konnte.

Ihre Augen wurden feucht, als Chauvelin schwieg, ihr Atem flog, sie hörte nicht mehr den Lärm aus der Wirtsstube, ihre Gedanken waren weit fort und suchten den geheimnisvollen Helden. Ah! den Mann hätte sie lieben können, wenn sich ihre Wege gekreuzt hätten; alles an ihm regte ihre romantische Einbildungskraft an; seine

Persönlichkeit, seine Kraft, seine Tapferkeit, die Begeisterung seiner Anhänger, die unter seiner Führung derselben edlen Sache dienten und vor allem umgab ihn wie ein Heiligenschein, dass er unbekannt blieb.

„Finden Sie ihn für Frankreich, Citoyenne!“

Chauvelins Stimme, so dicht an ihrem Ohr, verscheuchte ihren Traum. Der geheimnisvolle Held war verschwunden und nicht dreissig Schritte von ihr trank und lachte ein Mann, dem sie Treue geschworen hatte .

„Aber Mensch, Sie sind doch merkwürdig,“ sagte sie und nahm wieder scheinbar ihren mutwilligen Ton an. „Wo in aller Welt soll ich denn nach ihm suchen?“

„Sie verkehren überall, Citoyenne,“ flüsterte Chauvelin eindringlich, „Lady Blakeney ist der Mittelpunkt der Londoner Gesellschaft, so erzählte man mir . . . . Sie sehen alles, Sie hören alles.“

„Gemach, mein Freund,“ antwortete Marguerite, richtete sich zu ihrer vollen Höhe auf und blickte mit einer leisen Spur von Verachtung auf die kleine magere Gestalt vor sich herab. „Gemach, Sie scheinen zu vergessen, dass ein sechs Fus hoher Sir Percy mit einer langen Reihe von Vorfahren zwischen Lady Blakeney und Ihrem ungeheuerlichen Ansinnen steht.“

„Um Frankreichs willen, Citoyenne!“ wiederholte Chauvelin dringend.

„Still, Sie sprechen Unsinn; wenn Sie zehnmal wüßten, wer der rote Pimpernell ist, Sie könnten ihm — einem Engländer, doch nichts anhaben!“

„Das wäre meine Sache,“ sagte Chauvelin mit trockenem Lachen. „Zunächst könnten wir ihn ja auf die Guillotine bringen, um seinen Eifer abzukühlen und sollten wirklich die Diplomaten viel Aufhebens davon machen, dann könnten wir uns — demütig sogar — bei der britischen Regierung entschuldigen und, wenn nötig, der trauernden Familie eine Entschädigungssumme bezahlen.“

„Was Sie vorhaben, ist entsetzlich,“ sagte sie und wich von ihm zurück, wie vor etwas Abschreckendem. „Wer der Mann auch sei, er ist tapfer und edel und niemals — hören Sie wohl? — niemals würde ich meine Hand einem solchen Schurkenstreich leihen.“

„Sie ziehen vor, sich von beliebigen, hergelaufenen französischen Adligen beleidigen zu lassen?“

Chauvelin hatte das Ziel seines winzigen Pfeils gut berechnet. Marguerite erbleichte und biss sich auf die Lippen, um nicht zu verraten, wie getroffen sie sich fühlte.

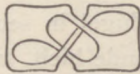
„Das kommt hier nicht in Frage,“ sagte sie endlich gleichgültig. „Ich kann mich selbst verteidigen, aber ich verweigere für Sie oder für Frankreich schmutzige Arbeit zu tun. Sie haben andere Mittel, mein Freund, benutzen Sie diese.“

Und ohne ihm noch einen Blick zu schenken, trat sie in das Gasthaus ein.

„Dies war nicht Ihr letztes Wort, Citoyenne,“ sagte Chauvelin, als eine Flut von Licht aus dem Hause ihre reichgekleidete Gestalt beleuchtete, „wir treffen uns in London, hoffe ich.“

„Wir treffen uns in London,“ sagte sie über ihre Achsel sprechend, „aber dies ist mein letztes Wort,“ und damit entschwand sie seinen Blicken.

Er blieb noch einen Augenblick draussen stehen. Sie hatte ihn abfahren lassen, aber sein schlaues Fuchsgesicht sah weder bedrückt, noch enttäuscht aus, es spielte vielmehr ein halb sarkastisches, aber völlig befriedigtes Lächeln um seine Mundwinkel.



## Kapitel IX

### Der Überfall.

**E**ine herrliche, sternhelle Nacht war auf den Regentag gefolgt, eine kühle, balsamische Spätsommernacht, wie sie England ganz besonders angehört, mit ihrer Feuchtigkeit, dem Geruch von nasser Erde und tropfenden Blättern.

Der prächtige Wagen, eine Mail-coach mit vier der besten Vollblutpferde bespannt, war in der Richtung nach London fortgefahren, mit Sir Percy auf dem Bock, der die Zügel in seinen schlanken, fast frauenhaft zarten Hände hielt, an seiner Seite Lady Blakeney in kostbare Pelze gehüllt. Eine Fahrt von fünfzig Meilen in einer sternhellen Sommernacht! Marguerite hatte den Vorschlag mit Begeisterung begrüßt. Sir Percy lenkte seine Pferde am liebsten selbst; seine vier Prachtperde, die vor einigen Tagen nach Dover geschickt worden waren, waren gerade frisch und unruhig genug, um der Fahrt Reiz zu verleihen und Marguerite genoss schon in der Vorfreude die paar Stunden der Ein-

samkeit, wo der sanfte Nachtwind ihre Wangen umfächeln würde und ihre Gedanken wandern könnten; wohin wohl?

Sie wusste aus Erfahrung, dass Sir Percy, wenn er es überhaupt tat, sehr wenig sprach; er hatte sie oft stundenlang durch die Nacht gefahren, ohne mehr als eine gelegentliche Bemerkung über das Wetter oder den Zustand der Strasse gemacht zu haben. Er fuhr besonders gern des Nachts und sie hatte diese Liebhaberei auch bald geteilt; da sass sie Stunde auf Stunde neben ihm und bewunderte, wie geschickt er die Zügel handhabte und dachte darüber nach, womit sich wohl seine langsam arbeitende Denkkraft beschäftigte. Niemals erzählte er ihr davon und sie nahm sich nicht die Mühe zu fragen.

In „Fischers Ruhe“ machte Mr. Jellyband die Runde und löschte die Lichter aus. Die Gäste der Schenkstube waren alle fort, aber oben in den behaglichen kleinen Schlafstuben hatte er ein paar sehr vornehme, wichtige Gäste: die Gräfin von Tournay mit Suzanne und dem Vicomte, ferner waren noch zwei Schlafstuben bereit für Sir Andrew Ffoulkes und Lord Antony Dewhurst, wenn die beiden jungen Herrn das alte Wirtshaus etwa beehren sollten um dort ihr Nachtquartier aufzuschlagen.

Vorläufig sassen die beiden jungen Männer noch behaglich in der Gaststube vor dem Kamin mit dem mächtigen Holzfeuer, dass trotz des milden Abends lustig flackerte.

„Hört, Jelly, sind alle fort?“ fragte Lord Tony, als der Wirt noch Gläser und Krüge forträumte.

„Jedermann, Mylord, wie Sie sehen.“

„Und all Eure Dienstleute zu Bett?“

„Alle ausser dem Kellnerjungen im Schenkzimmer, und der,“ fügte Mr. Jellyband lachend hinzu, „schläft gewiss bald ein, der Taugenichts.“

„Dann können wir hier also ungestört reden?“

„Zu Diensten, Mylord. . . . ich lasse Ihnen Ihre Leuchter auf der Anrichte. . . . und Ihre Zimmer sind bereit. . . . ich selbst schlafe auf dem Boden, aber wenn Euer Herrlichkeit laut genug rufen, nun, da wärs schon möglich, dass ich's hörte.“

„Gut, Jelly. . . . und. . . . hört, löscht lieber die Lampe aus — das Feuer gibt uns das nötige Licht, — und wir möchten nicht gern Vorübergehende herbeilocken.“

„Zu Diensten, Mylord.“

Mr. Jellyband tat, wie ihm geboten, er löschte die wunderliche alte Lampe, die vom Deckenbalken hing und blies alle Lichter aus.

„Bringt uns eine Flasche Wein, Jelly,“ sagte Sir Andrew.

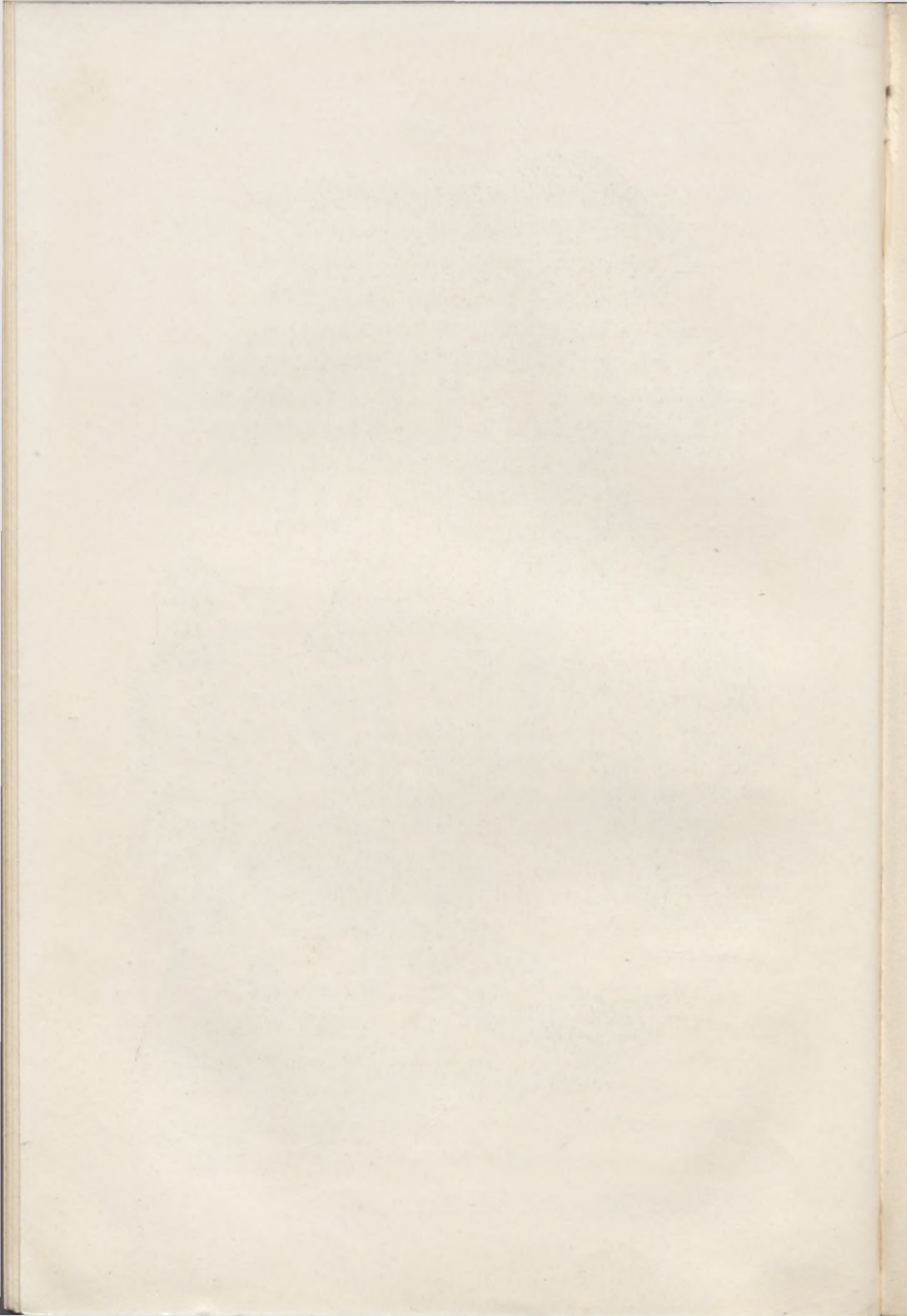
„Jawohl, Sir!“

Jellyband ging fort, um den Wein zu holen. Das Zimmer war jetzt ganz dunkel, ausser den flackernden Lichtkreisen, die von den helllodernden Holzklötzen im Kamin ausgingen.





„Hört! Jelly, sind alle fort?“



„Ist das alles, Ihr Herren?“ fragte Jellyband, als er mit einer Flasche Wein und zwei Gläsern zurückkehrte und sie auf den Tisch stellte.

„Das genügt, danke, Jelly!“ sagte Lord Tony.

„Gute Nacht, Mylord. Gute Nacht Sir!“

„Gute Nacht, Jelly!“

Die beiden jungen Leute horchten, während man die schweren Schritte Jellybands auf dem Gang und der Treppe verhallen hörte. Bald schienen alle in „Fischers Ruhe“ zu schlafen, ausser den zwei jungen Männern, die schweigend am Kamin ihren Wein tranken.

Eine lange Weile hörte man keinen Laut ausser dem Knistern des Feuers und dem Ticken der alten Wanduhr.

„War auch diesmal alles in Ordnung, Ffoulkes?“ fragte endlich Lord Antony.

Sir Andrew hatte offenbar geträumt, während er ins Feuer starrte und darin ohne Zweifel ein hübsches, pikantes Gesicht erblickte, mit grossen braunen Augen und einem Kranz von dunklen Locken um eine Kinderstirne .

„Ja!“ sagte er, noch verträumt, „alles in Ordnung!“

„Hat es keinen Haken?“

„Keinen.“

Lord Antony lachte vergnügt, als er sich noch ein Glas Wein eingoss.

„Ich brauche wohl nicht zu fragen, ob Du die Reise diesmal angenehm fandest?“

„Nein Freund, das brauchst Du nicht,“ erwiderte Sir Andrew fröhlich.

„Da lass uns auf ihre Gesundheit trinken,“ sagte Lord Tony. „Sie ist ein liebliches Mädel, trotzdem sie eine Französin ist. „Und dies Glas bringe ich dem Erfolg Deiner Werbung — mögest Du bald zum Ziel kommen!“

Er leerte sein Glas bis auf den letzten Tropfen, dann setzte er sich zu seinem Freund an den Kamin.

„Aber das nächste Mal wirst Du die Reise machen, denk' ich, Tony,“ sagte Sir Andrew, sich aus seinen Träumereien reissend, „Du und Hastings, gewiss; und ich hoffe, dass Du eine so erfreuliche Aufgabe bekommst, wie ich sie hatte, und eine ebenso reizende Reisegefährtin. Du kannst Dir gar keinen Begriff machen, Tony.....

„Nein! das kann ich nicht,“ unterbrach sein Freund ihn scherzend, „aber ich nehme Dein Wort darauf. „Und nun,“ fuhr er fort, während ein plötzlicher Ernst seine Züge beschattete, „nun an die Geschäfte.“

Sie rückten ihre Stühle eng zusammen, und instinktiv, trotzdem sie allein waren, dämpften sie ihre Stimmen zu einem Flüstern.

„Ich sah den roten Pimpernell in Calais ein paar Augenblicke allein,“ sagte Sir Andrew, vor ein oder zwei Tagen. Er machte die Überfahrt nach England zwei Tage vor uns. Er hatte die Gesellschaft die ganze Strecke von Paris an begleitet, verkleidet — Du wirst es kaum glauben — als ein altes

Marktweib und er fuhr selbst den alten, bedeckten Marktkarren, in dem die Gräfin von Tournay, Fräulein Suzanne und der Vicomte unter Rüben und Kohl versteckt lagen, bis sie sicher aus der Stadt heraus waren. Die Insassen des Karrens hatten selbst keine Ahnung, wer ihre Führerin war. Der rote Pimpernell fuhr sie mitten durch die Torwache und den Pöbel, der schrie: „Nieder mit den Aristokraten.“ Aber der Marktkarren gelangte mit andern zugleich hinaus und der rote Pimpernell, im Frauenrock, Mantel und Kapuze schrie lauter als irgendeiner: „Nieder mit den Aristokraten!“ „Meiner Treu“, fügte der junge Mann hinzu, während seine Augen vor Begeisterung für ihren Anführer strahlten, „der Mann ist ein Wunder! Seine Unverfrorenheit ist unglaublich — und die bringt ihm das Gelingen seiner Unternehmungen.“

Lord Antony, dessen Beredtsamkeit minder gross als die seines Freundes war, konnte nur durch einen kräftigen Ausruf seine Bewunderung zeigen.

„Er wünscht mit Dir und Hastings in Calais zusammenzutreffen,“ fuhr Sir Andrew ruhiger fort, „am 2 ten des nächsten Monats. Lass mich sehen, das ist am nächsten Mittwoch.“

„Ja.“

„Diesmal betrifft es natürlich den Grafen von Tournay. Das ist eine gefährvolle Aufgabe, denn der Graf, dessen Flucht aus seinem Schlosse, nachdem er von dem Ausschuss der öffentlichen Sicher-

heit für „verdächtig“ erklärt worden, ein Meisterstück von der Erfindungsgabe des roten Pimpernell war, steht jetzt unter dem Todesurteil. Es wird gewiss ein heikler Sport sein, ihn aus Frankreich hinauszuschmuggeln, wenn Ihr es überhaupt fertig bringt. St. Just ist wirklich zu ihm gegangen — allerdings beargwöhnt man St. Just noch nicht; aber immerhin . . . . wenn er sie beide aus Frankreich herausbringen will! Ich wette, das wird ein schlechter Spass und wird sogar die Schlauheit unseres Oberhauptes auf eine schwere Probe stellen. Ich hoffe nur, dass auch ich noch Befehl bekomme, mit von der Partei zu sein.“

„Hast Du noch besondere Instruktionen für mich?“

„Ja, und sogar noch genauere, als sonst. Es scheint, dass die republikanische Regierung einen Bevollmächtigten nach England geschickt hat, einen Mann namens Chauvelin, der furchtbar erbittert gegen unsere Liga sein soll und es sich vorgenommen hat, die Identität unseres Oberhauptes ausfindig zu machen, damit er ihn abfangen kann, sobald sein Fuss wieder den Boden Frankreichs betritt. Dieser Chauvelin hat ein ganzes Heer von Spionen um sich, und darum wünscht unser Anführer, dass wir uns so selten als möglich in Sachen der Liga treffen und unter keiner Bedingung an öffentlichen Orten zusammen darüber sprechen sollten. Wenn er mit uns zu sprechen wünscht, wird er es uns wissen lassen.“

Die beiden jungen Männer sassen über das Feuer gebeugt, denn die Flammen waren erloschen und nur etwas rote Glut der Asche warf noch einen schwachen Schimmer auf die Dielen vor dem Kamin. Das übrige Zimmer war vollständig dunkel; Sir Andrew hatte ein Notizbuch aus der Tasche gezogen, ein Papier daraus genommen, welches er entfaltete und sie versuchten nun, es bei dem schwachen Lichtschein zu entziffern. So versunken waren sie in diese Arbeit, so kostbar war ihnen das Dokument, das von ihrem verehrten Oberhaupt kam, dass sie nur dafür Auge und Ohr waren. Sie verloren jedes Wahrnehmungsvermögen für die Geräusche um sie her, das Herabfallen der Asche von dem Rost, das eintönige Ticken der Wanduhr, das fast unmerkliche Rascheln von etwas auf den Dielen dicht neben ihnen. Eine Gestalt tauchte unter einer Bank hervor; mit schlangenähnlichen, geräuschlosen Bewegungen glitt sie näher und näher zu den jungen Leuten heran, ohne einen Laut, in der Dunkelheit des Zimmers.

„Du sollst diese Bestimmungen lesen, sie Deinem Gedächtnis einprägen,“ sagte Sir Andrew, „dann sie vernichten.“

Er war eben im Begriff, die Brieftasche wieder einzustecken, als ein winziger Papierstreifen herausfiel und zu Boden flatterte. Lord Antony bückte sich und hob ihn auf.

„Was soll das bedeuten?“ fragte er.

„Ich weiss nicht,“ erwiderte Sir Andrew.

„Es fiel eben aus Deiner Tasche und schien offenbar nicht bei den anderen Schriftstücken zu sein.“

„Sonderbar, — wie mag es nun dahin gekommen sein? Es ist von dem roten Pimpernell,“ fügte er nach einem Blick auf den Zettel hinzu. Beide versuchten, diesen letzten kleinen Papierstreifen zu entziffern, auf dem ein paar hastige Worte hingekritzelt waren, als plötzlich ein leises Geräusch, das vom Gange herzukommen schien, sie aufstörte.

„Was ist das?“ sagten beide unwillkürlich. Lord Antony durchschritt das Zimmer und öffnete die Tür mit einer schnellen Bewegung, in demselben Augenblick erhielt er einen betäubenden Schlag zwischen die Augen, der ihn heftig in das Zimmer zurückwarf. Zu gleicher Zeit war die im Düstern kriechende und kauernde Gestalt aufgesprungen, warf sich auf den ahnungslosen Sir Andrew und streckte ihn zu Boden.

Alles ereignete sich im Verlauf von wenigen Sekunden, ehe Lord Antony oder Sir Andrew Zeit hatten, einen Schrei auszustossen oder den geringsten Widerstand zu leisten. Jeder von ihnen wurde von zwei Männern gepackt, ein dickes Tuch ihnen vor den Mund gebunden, darauf wurden sie Rücken gegen Rücken aneinander geschnürt, ihre Arme, Hände und Beine wohl befestigt. Einer der Männer hatte unterdessen ruhig die Türe geschlossen, er trug eine Maske und stand bewegungslos, während die anderen ihre Arbeit vollendeten.



„Alles sicher, Citoyen!“ sagte ein Zweiter, als er noch einmal die Fesseln der zwei jungen Männer untersuchte .

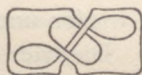
„Gut!“ erwiderte der Mann an der Türe! „nun untersucht ihre Taschen und gebt mir alle Schriften, die Ihr findet.“

Der Auftrag wurde schnell und ruhig ausgeführt. Nachdem der Mann mit der Maske von den Papieren Besitz ergriffen hatte, horchte er noch einen Augenblick, ob in „Fischers Ruhe“ sich etwas regte. Augenscheinlich zufrieden, dass ihr schändlicher Überfall unbemerkt geblieben war, öffnete er die Türe wieder und zeigte gebieterisch nach dem Gange. Die vier Männer hoben Sir Andrew und Lord Antony vom Boden und so still und lautlos, wie sie gekommen, trugen sie die Gefesselten aus dem Wirtshaus und auf dem Wege nach Dover in die dunkle Nacht. Im Gastzimmer überblickte der Mann mit der Maske schnell die gestohlenen Papiere.

„Kein übles Tagewerk,“ murmelte er, als er die Maske ruhig abnahm und seine farblosen, durchtriebenen Augen in der roten Glut des Feuers glitzerten. „Kein übles Tagewerk.“

Er öffnete noch ein oder zwei Briefe aus Sir Andrews Taschenbuch, las aufmerksam den Papierstreifen, den die beiden jungen Leute gerade noch Zeit gehabt hatten zu lesen; aber ein Brief von Armand St. Just unterzeichnet, schien ihn ganz merkwürdig zu befriedigen.

„Armand St. Just also doch ein Verräter,“  
murmelte er. „Nun, schöne Marguerite Blakeney,“  
stiess er bosshaft zwischen den zusammengebis-  
senen Zähnen hervor, ich denke, nun wirst Du Dich  
herbeilassen, mir beim Suchen nach dem roten Pim-  
pernell zu helfen.“



## Kapitel X

### In der Loge.

**L**s war gerade Galavorstellung im Covent-Garden-Theater, die erste im Herbst des ereignisreichen Jahres 1792.

Das Haus war gedrängt voll, sowohl in den Orchesterlogen und dem ersten Rang, als auch in den plebejischen Galerien. Glucks Orpheus fesselte die ernsteren Besucher des Theaters, während die feinen Damen und die geputzte Menge die Augen derer anzogen, die sich wenig aus dieser „neuesten Errungenschaft Deutschlands“ machten.

Selina Storace hatte nach ihrer grossen Arie von ihren zahlreichen Anbetern lebhaften Beifall geerntet; Benjamin Incledon, der anerkannte Liebling der Damenwelt, empfing aus der königlichen Loge besonders liebenswürdige Aufmunterung. Jetzt fiel der Vorhang nach dem herrlichen Finale des zweiten Aktes, und die Zuhörer, die durch die Klänge des Meisters wie in einem Zauberbann gehalten worden waren, schienen befriedigt aufzu-

atmen, ehe sie ihrer oberflächlichen Unterhaltung freien Lauf liessen.

In den vornehmen Orchesterlogen sah man manche wohlbekannten Gesichter. Mr. Pitt fand in dem Musikgenuss, den der heutige Abend bot, eine kurze Erholung nach den Staatsorgen, die auf ihm lasteten; der Prinz von Wales, jovial, von etwas gewöhnlichem Aussehen, ging von Loge zu Loge und verbrachte die Pause mit seinen vertrauerten Bekannten.

In der Loge von Lord Grenville zog eine merkwürdige, interessante Persönlichkeit jedermanns Aufmerksamkeit auf sich. Ein hagerer kleiner Mann mit schlaun, sarkastischen Gesichtszügen und tiefliegenden Augen, der auf die Musik horchte, dabei die Zuhörer kritisch beobachtete; er war ganz schwarz gekleidet und hatte die dunklen Haare nicht gepudert. Lord Grenville, der Staatssekretär, war von ausgesuchter, wengleich kühler Höflichkeit .

Hie und da bildete unter den englischen Schönheitstypen ein oder das andere fremde Gesicht einen grossen Gegensatz; der hochmütige, aristokratische Gesichtsschnitt der vielen royalistischen emigrés, welche, verfolgt von der unerbittlichen, revolutionären Partei ihres Vaterlandes, in England friedliche Zuflucht gefunden hatten, fiel auf. Auf diesen Gesichtern las man deutlich die Sorgen und den Kummer; besonders die Frauen schenkten weder der Musik noch dem Publikum ihre

Aufmerksamkeit, ihre Gedanken weilten ohne Zweifel in der Ferne beim Gatten, Sohn oder Bruder, der entweder seinem grausamen Schicksal schon erlegen war oder noch in Gefahr schwebte.

Unter diesen erregte besonders die erst kürzlich aus Frankreich angekommene Gräfin Tournay de Basserive Aufsehen, in schwerer schwarzer Seide und nur am Halse eine weisse Spitze, um den Eindruck der Trauerkleidung zu verwischen, sass sie neben Lady Portarles, die sich vergeblich bemühte, durch witzige Einfälle und Scherze ihr ein Lächeln zu entlocken. Hinter ihr sassen Suzanne und der Vicomte, beide schweigsam und scheu unter den vielen fremden Leuten. Suzannes Augen hatten beim Eintritt in das gefüllte Haus jedes Gesicht, jede Loge durchgeforscht. Aber der, den sie suchte, war offenbar nicht da, denn sie setzte sich ruhig hinter ihre Mutter, hörte teilnahmslos auf die Musik und nahm kein Interesse an den Zuhörern.

„Ah, Lord Grenville,“ sagte Lady Portarles, als nach einem leisen Klopfen das kluge, interessante Haupt des Staatssekretärs in der Logentüre auftauchte. „Sie könnten zu keiner passenderen Zeit kommen, hier ist die Gräfin Tournay, die sich danach sehnt, das Neueste aus Frankreich zu hören.“

Der ausgezeichnete Staatsmann kam herein und begrüßte die Damen.

„Ach“, sagte er traurig, „ich bringe schlimme Nachrichten. Das Blutbad wird fortgesetzt, Paris

schwimmt buchstäblich im Blut und das Schaffot fordert täglich ungezählte Opfer.“

Blass und die Augen voll Tränen lehnte sich die Gräfin in den Sessel zurück und horchte entsetzt diesem kurzen, aber anschaulichen Bericht über die Vorgänge in ihrem eigenen, irregeleiteten Vaterland zu.

„O wie entsetzlich klingt das, Monsieur!“ sagte sie in gebrochenem Englisch, — „und mein armer Gatte ist noch in jenem schrecklichen Lande. Wie furchtbar ist es, dass ich hier in Sicherheit und Frieden im Theater sitze, während er in solcher Gefahr ist!“

„Du lieber Gott!“ fiel hier Lady Portarles in ihrer ungeschminkten Art zu reden ein, „und wenn Sie im Kloster sässen, so brächte das Ihrem Mann auch keine Sicherheit. Sie müssen doch auch an Ihre Kinder denken, die sind zu jung, um mit Sorge und vorzeitiger Trauer gefüttert zu werden.“

Die Gräfin lächelte durch ihre Tränen über den Eifer ihrer Freundin. Lady Portarles, deren Stimme und Manieren einem Reitknecht nicht schlecht angestanden hätten, besass ein Herz von Gold und verbarg das echtteste Mitgefühl und die sanfteste Freundlichkeit unter den etwas rauhen Manieren, auf die manche Damen jener Zeit sich etwas zu gute taten.

„Überdies, Madame,“ fügte Lord Grenville hinzu, „erzählten Sie mir nicht gestern, dass die Liga von dem „roten Pimpernell“ ihr Ehrewort ver-

pfändet hätte, den Herrn Grafen sicher über den Kanal zu geleiten?“

„Ja, das ist meine einzige Hoffnung,“ antwortete die Gräfin, „ich sah Lord Hastings gestern . . . er sprach mir wieder Mut ein.“

„Dann brauchen Sie auch nichts zu fürchten. Was die Liga zugesichert, das hält sie auch. Wäre ich doch noch ein paar Jahre jünger!“ fügte der alte Diplomat mit einem Seufzer hinzu.

„Ach Unsinn!“ unterbrach ihn die offenerzige Lady Portarles, „Sie sind noch jung genug, um der französischen Vogelscheuche, die in Ihrer Loge thront, den Rücken zu kehren.“

„Ich möchte wohl, aber Mylady müssen bedenken, dass wir keine Vorurteile haben dürfen, wenn wir unserm Vaterlande dienen wollen. Monsieur Chauvelin ist der beglaubigte Vertreter seiner Regierung . . . .“

„Leeres Gewäsch, Mann!“ entgegnete sie, „Sie wollen doch nicht etwa die blutdürstigen Schurken von da drüben eine Regierung nennen?“

„Es war bis jetzt noch nicht ratsam,“ antwortete der Minister vorsichtig, „dass England seine diplomatischen Beziehungen mit Frankreich abbricht, und darum können wir dem Vertreter, den es uns zu schicken beliebt, den höflichen Empfang nicht verweigern.“

„Hol' der Teufel die diplomatischen Rücksichten, Mylord!“ Der kleine schlaue Fuchs da drüben ist nichts anderes, als ein Spion, das wette ich und

Sie werden noch entdecken, dass er sich keineswegs mit Diplomatie befasst, ausser dass er versucht, den royalistischen Flüchtlingen Streiche zu spielen, z. B. dem tapferen „roten Pimpernell“ und den Mitgliedern seiner Liga.“

„Soviel weiss ich,“ sagte die Gräfin, „dass wenn dieser Chauvelin uns einen Possen spielen will, er in Lady Blakeney eine treue Verbündete finden wird.““

„Was denken Sie sich denn nur meine Liebe,“ rief Lady Portarles aus, „Mylord Grenville, Sie sind redegewandt, erklären Sie einmal der Gräfin, dass sie wie eine Törlin handelt. In Ihrer Lage hier in England, Madame,“ fügte sie hinzu, indem sie die Gräfin zornig und resolut anblickte, „dürfen Sie sich nicht mit ihren aristokratischen Ansichten aufspielen. Lady Blakeney mag etwas oder auch nichts mit der Gefangennahme der St. Cyr zu tun gehabt haben, sie mag mit den Schurken in Frankreich sympathisieren oder nicht, so gibt sie doch hier in der Gesellschaft den Ton an. Sir Percy Blakeney hat mehr Geld als ein halbes Dutzend andere Männer zusammen, er ist ein Herz und eine Seele mit dem Hof und wenn Sie Lady Blakeney vor den Kopf stossen wollen, so tut ihr das gar nichts, Ihnen bringt es aber nur Schaden. Stimmt das, Mylord?“

Aber was Lord Grenville über die Sache dachte und zu welchen Reflexionen diese unverfrorene Rede von Lady Portales die Gräfin führte, blieb



unausgesprochen, denn der Vorhang war gerade über dem dritten Akt von Orpheus aufgegangen und von allen Teilen des Hauses wurde Schweigen geboten.

Lord Grenville verabschiedete sich hastig von den Damen und kehrte in seine eigene Loge zurück, wo Monsieur Chauvelin während des ganzen Zwischenaktes mit seiner unvermeidlichen Schnupftabaksdose in der Hand gesessen hatte, seine durchdringenden Blicke fest auf eine gegenüberliegende Loge gerichtet, in welche eben in ihrem rauschenden Seidenkleide und unter neugieriger Unruhe von Seiten der Zuschauer, Marguerite Blakeney in Begleitung ihres Gatten getreten war. Sie sah bildschön aus mit ihren rotgoldenen, leicht gepuderten Locken, die in ihren schön geschwungenen Nacken von einer grossen schwarzen Schleife zusammengehalten wurden. Sie war immer nach der allerneuesten Mode gekleidet, und war heute Abend die einzige unter den Damen, die nicht das über der Brust gekreuzte Fischu und das geraffte Überkleid trug, das in den letzten drei Jahren Mode gewesen war. Sie trug das klassisch geformte, herabwallende Gewand, welches bald in ganz Europa vorherrschend wurde. Es kleidete ihre anmutige, königliche Gestalt ganz herrlich und bestand aus einem glitzernden Stoff, der wie eine reiche Goldstickerei erschien.

Als sie eintrat, lehnte sie sich einen Augenblick über die Logenbrüstung, um nach ihren Be-

kannten Ausschau zu halten. Viele verbeugten sich, als sie das tat und auch von der königlichen Loge bekam sie einen kurzen, gnädigen Gruss.

Chauvelin betrachtete sie unausgesetzt während des Beginns des dritten Actes, als sie in die Musik versunken war; ihre kleine Hand spielte mit einem zierlichen, juwelenbesetzten Fächer; ihr königliches Haupt, ihr Hals und ihre Arme waren mit kostbaren Diamanten und Edelsteinen geschmückt, den Geschenken ihres Gatten, der teilnahmslos an ihrer Seite sass.

Marguerite war eine leidenschaftliche Musikfreundin, Orpheus entzückte sie heute Abend. Die Lebenslust leuchtete aus ihrem süssen, jungen Gesicht, sie schien aus ihren fröhlichen blauen Augen und erhellte das Lächeln, das um ihre Mundwinkel spielte. Sie war doch auch erst fünfundzwanzig Jahre alt, in der Blüte der Jugend, der angebetete, verwöhnte Liebling einer glänzenden Gesellschaft. Vor zwei Tagen war der „Seestern“ aus Calais gekommen und hatte ihr die Nachricht gebracht, dass ihr zärtlich geliebter Bruder in Sicherheit gelandet war, dass er an sie dachte und um ihretwillen vorsichtig sein würde.

Da war es wohl kein Wunder, dass sie bei den Tönen von Glucks herrlicher Musik ihre Enttäuschungen, ihr entschwundenes Liebesglück, ja selbst den unbedeutenden Gatten vergass, der seinen Mangel an geistigen Fähigkeiten durch den Überfluss an Reichtümern, mit dem er sie überschüttete,

auszugleichen versuchte. Er war bei ihr in der Loge geblieben, so lang es der Anstand forderte und machte dann seiner königlichen Hoheit und der grossen Zahl von Verehrern Platz, die der Königin der Gesellschaft ihren Tribut zollen wollten. Sir Percy war fortgeschlendert, um wahrscheinlich mit ihm zusagenderen Freunden zu sprechen. Marguerite dachte nicht einmal über sein Fortgehen nach — es berührte sie so wenig. Sie hatte eine Weile mit der jeunesse dorée von London Hof gehalten und eben alle entlassen, weil sie für eine kurze Weile Glück ungestört geniessen wollte.

Ein leises Klopfen liess sie auffahren.

„Herein,“ sagte sie ungeduldig, ohne sich nach dem Besucher umzuwenden.

Chauvelin, der die Gelegenheit abgepasst und bemerkt hatte, dass sie allein war, schlüpfte schnell in die Loge und stand im nächsten Augenblick hinter ihrem Sessel.

„Auf ein Wort ‚Citoyenne,‘“ sagte er ruhig. Marguerite wendete sich augenscheinlich erschreckt um.

„Mein Gott, wie Sie mich erschreckten,“ sagte sie mit gezwungenem Lachen, „Ihre Gegenwart ist mir recht willkommen. Ich wollte auf Glucks Musik horchen und bin nicht aufgelegt zu sprechen.“

„Jetzt ist aber die einzige Gelegenheit für mich,“ sagte er, indem er, ohne ihre Erlaubnis abzuwarten, sich einen Stuhl heranzog — so nahe, dass er ihr

in's Ohr flüstern konnte, ohne die Zuhörer zu stören und ohne von ihnen in dem dunklen Hintergrund der Loge gesehen zu werden. „Dies ist meine einzige Gelegenheit,“ wiederholte er, als sie ihn keiner Antwort würdigte, „Lady Blakeney ist immer so umringt, so gefeiert von ihrem Hofstaat, dass für einen blossen Bekannten keine Zeit bleibt.“

„Dann müssen Sie eben einen gelegeneren Moment abpassen,“ sagte sie ungeduldig, „Ich besuche nach der Oper Lord Grenvilles Ball, Sie wahrscheinlich auch. Dort will ich Ihnen fünf Minuten Zeit geben . . . .“

„Drei Minuten in der Abgeschlossenheit dieser Loge genügen mir,“ erwiderte er gelassen, „und ich denke, Sie tuen weise daran, mir zuzuhören Citoyenne St. Just.“

Marguerite erschauerte, Chauvelin hatte ganz leise geflüstert; jetzt nahm er unbekümmert eine Prise und doch lag etwas in seiner Haltung, in seinen listigen Augen, wodurch ihr Blut in den Adern zu gerinnen schien, so wie es der Anblick einer plötzlichen, ungeahnten Todesgefahr mit sich bringen könnte .

„Soll das eine Drohung sein, Citoyen?“ fragte sie endlich .

„O nein, schöne Dame,“ sagte er verbindlich, „nur ein Pfeil, der in die Luft fliegt.“

Er hielt einen Augenblick inne, wie eine Katze, die eine Maus scheinbar unbehelligt vorbeilaufen

lässt und doch mit Grausamkeit den Augenblick zum Sprunge abwartet. Dann sagte er ruhig —

„Ihr Bruder, St. Just, ist in Gefahr.“

Keine Muskel zuckte in dem schönen Gesicht vor ihm. Er sah es nur im Profil, denn Marguerite schien die Bühne aufmerksam zu betrachten, aber Chauvelin war ein scharfer Beobachter; er sah den plötzlich starr gewordenen Blick, den harten Zug um den Mund, die steife, fast gelähmte Haltung ihrer schönen, biegsamen Gestalt.

„Lieber Himmel,“ antwortete sie dann mit gemachter Fröhlichkeit, „wenn Sie mir nur eine von Ihren eingebildeten Verschwörungen auftischen wollen, so gehen Sie lieber wieder auf Ihren eigenen Platz zurück und überlassen mich dem Musikgenuss.“

Sie begann erregt auf dem Kissen der Logenbrüstung den Takt zu schlagen. Selina Storace sang gerade das „Che farò“ und die Zuhörer hingen wie gebannt an ihren Lippen. Chauvelin bewegte sich nicht vom Platze; er beobachtete ruhig die kleine, nervöse Hand, der einzige Beweis, dass sein Pfeil das Ziel erreicht hatte.

„Nun?“ fragte sie plötzlich leichthin.

„Nun, Citoyenne?“ fiel er gleichmütig ein.

„Was ist's mit meinem Bruder?“

„Ich habe von ihm Nachrichten für Sie, die Sie sicher interessieren werden, aber lassen Sie mich zuerst erklären. — Darf ich?“

Die Frage war überflüssig, denn trotzdem Marguerite ihr Gesicht nicht stetig von ihm abgewendet hielt, fühlte er, dass sie jeden Nerv anspannte, um sich keines seiner Worte entgehen zu lassen.

„Neulich bat ich Sie um Ihren Beistand, Citoyenne, . . . . Frankreich hatte ihn nötig und ich dachte, ich könnte mich auf Sie verlassen, aber Sie gaben mir Ihre Antwort . . . . Seitdem haben uns meine eigenen dringenden Geschäfte und Ihre gesellschaftlichen Pflichten auseinander geführt . . . . trotzdem hat sich manches zugetragen . . . .“

„Zur Sache, ich bitte Sie, Citoyen,“ warf sie ein, „die Musik ist hinreissend und das Publikum wird über Ihr Sprechen ungeduldig.“

„Einen Augenblick, Citoyenne. An dem Tage, wo ich die Ehre hatte, Sie in Dover zu treffen, und eine Stunde nach Ihrer endgültigen Antwort, kamen Papiere in meine Hände, die eine neue Verschwörung zur Flucht einer Anzahl französischer Aristokraten — vor allem von dem Verräter Tournay — enthüllten — alles organisiert von dem Erzverschwörer, dem „Roten Pimpernell“. Einige Fäden dieser geheimnisvollen Verschwörung sind auch in meine Hände gefallen, aber nicht alle und ich möchte — nein, ich f o r d e r e, dass Sie mir helfen, alle zu erlangen.“

Marguerite schien ihm mit merklicher Ungeduld zuzuhören, jetzt zuckte sie die Achseln und sagte heiter:

„Bah! Mann. Habe ich Ihnen nicht schon gesagt, dass mich Ihre eigenen Pläne oder die des Roten Pimpernell nicht kümmern. Hätten Sie nicht meinen Bruder erwähnt . . . .“

„Nur ein bischen Geduld, Citoyenne,“ fuhr er hart fort. „Zwei Herren, Lord Antony Dewhurst und Sir Andrew Ffoulkes waren an demselben Abend in „Fischers Ruhe“ in Dover.“

„Ich weiss es. Ich sah sie dort.“

„Sie waren meinen Spionen schon als Mitglieder der verdammten Liga bekannt. Sir Antony Ffoulkes war es, der die Gräfin Tournay und ihre Kinder über den Kanal brachte. Als die beiden jungen Leute allein waren, drangen meine Spione in die Wirtsstube, fesselten und knebelten sie und beraubten sie ihrer Papiere, die sie mir brachten.“

In einem Moment hatte sie die Gefahr erfasst. Schriftstücke? . . . . War Armand unvorsichtig gewesen? . . . . Der blosser Gedanke daran flösste ihr Entsetzen ein. Dennoch sollte der Mann vor ihr das Erschrecken nicht merken, und so lachte sie fröhlich. „Sapperment, Ihre Unverschämtheit sucht ihres Gleichen,“ sagte sie in leichtem Tone. „Räuberei und Gewalt! — in England! — in einem besuchten Gasthaus! Ihre Spione hätten dabei erwischt werden können!“

„Und wenn man sie erwischt hätte, was wäre denn dabei? Sie sind Kinder Frankreichs und sind von Ihrem ergebenen Diener gut erzogen worden. Da wären sie eben auf die Galeeren gegangen ohne

eine Einwendung, ohne ein unvorsichtiges Wort; auf alle Fälle war die Sache das Wagnis wert. Ein besuchtes Gasthaus ist für solche kleine Scherze sicherer, als Sie glauben, und meine Leute haben Erfahrung.

„Und die Papiere?“ fragte sie gleichgültig.

„Die geben mir allerdings gewisse Namen, gewisse Pläne an, genug, dass ich für den Augenblick ihren geplanten Koup durchkreuzen kann; aber unglücklicherweise nur für den Augenblick, sie lassen mich noch völlig im Dunkeln über die Persönlichkeit des roten Pimpernell.“

„Schön, mein Freund!“ sagte sie in demselben leichten Ton, „da sind Sie also so weit, wie vorher, nicht wahr? Und nun lassen Sie mich endlich die letzte Strophe des Liedes geniessen. Hätten Sie nicht von meinem Bruder angefangen,“ dabei unterdrückte sie scheinbar ein Gähnen, . . . .

„Jetzt komme ich auf ihn, Citoyenne. Unter den Papieren war ein Brief an Sir Andrew Ffoulkes, geschrieben von Ihrem Bruder, St. Just.“

„Und was weiter?“

„Jener Brief beweist, dass er mit den Feinden Frankreichs nicht nur fühlte, sondern tatsächlich für sie handelte und ein Helfer, wenn nicht gar ein Mitglied der Liga des roten Pimpernell ist.“

Endlich war der Schlag gefallen, auf den Marguerite schon die ganze Zeit gewartet hatte. Sie war entschlossen gewesen, sich keine Furcht anmerken zu lassen und kaltblütig zu scheinen. Sie



wollte nicht unvorbereitet sein, wenn der Schlag fiel und so war sie auch scheinbar unbewegt und zuckte mit keiner Wimper. Dass Chauvelin die Wahrheit sprach, wusste sie; der Mann hing mit zu blinder Ergebenheit an seinen irreführten Landsleuten, den Urhebern der Revolution, als dass er sich zu zwecklosen Lügen herabgelassen hätte.

Jener Brief von Armand — dem törichtem, unüberlegtem Armand — war in den Händen Chauvelins. Marguerite war dessen so gewiss, als hätte sie den Brief mit eigenen Augen gesehen; und Chauvelin würde ihn aufheben für seine eigenen Zwecke, bis es ihm beliebte, ihn zu zerstören oder gegen Armand zu gebrauchen. Alles das war ihr klar und dennoch lachte sie lauter und fröhlicher, als vorher.

„Ach was,“ sprach sie halb nach ihm gewendet und ihm gerade ins Gesicht blickend, „sagte ich nicht gleich, es wäre eine eingebildete Verschwörung . . . . Armand verbündet mit dem rätselhaften roten Pimpernell . . . . Armand damit beschäftigt, den französischen Aristokraten zu helfen, die er verachtet! . . . .“

„Lassen Sie mich deutlich sprechen, Citoyenne,“ sagte Chauvelin mit derselben gleichmütigen Ruhe, „ich versichere Sie, St. Just ist so bloss gestellt, dass nicht die geringste Hoffnung für seine Rettung ist.“

Für einen Augenblick herrschte in der Loge Schweigen. Marguerite sass steif und starr da und

versuchte, die Lage klar zu überschauen, zu überlegen, was sie tun könnte.

Auf der Bühne hatte die Storace die Arie zu Ende gesungen und verbeugte sich eben in ihrem klassischen Kostüm, das allerdings etwas der Mode des 18. Jahrhunderts angepasst war, vor dem begeisterten Publikum.

„Chauvelin,“ sagte Marguerite Blakeney endlich ruhig und ohne den Ton der Herausforderung, den sie bisher zur Schau getragen hatte, „Chauvelin, mein Freund, wollen wir trachten, zu einem Verständnis zu kommen? Es scheint, als ob mein Verstand in diesem feuchten Klima etwas eingetrostet wäre. Sagen Sie mir, ob Sie wirklich so begierig sind, die Persönlichkeit des roten Pimpernell festzustellen.“

„Er ist der bitterste Feind Frankreichs, Citoyenne und um so gefährlicher, weil er im Dunkeln arbeitet.“

„Nur um so edler, wollen Sie sagen . . . . und nun wollen Sie mich zwingen, um der Sicherheit meines Bruders willen Spiondienste für Sie zu tun? Nicht wahr?“

„Pfui, was für hässliche Worte, Mylady,“ protestierte Chauvelin freundlich. „Es kann doch nicht von Zwang die Rede sein, und der Freundschaftsdienst, den ich im Namen Frankreichs von Ihnen erbitte, kann niemals Spionage genannt werden.“

„Auf alle Fälle sind das die hier üblichen Bezeichnungen,“ erwiderte sie trocken. „Ist das nun Ihr Verlangen oder nicht?“

„Mein Verlangen ist, dass Sie durch einen kleinen Gegendienst freien Pardon für Armand St. Just erwirken sollen.“

„Worin besteht der?“

„Arbeiten Sie mir heute Abend in die Hände, Citoyenne St. Just,“ sagte er lebhaft. „Hören Sie zu, — unter den bei Sir Andrew Ffoulkes gefundenen Papieren war ein kleiner Zettel. Sehen Sie?“ fügte er hinzu, indem er einen winzigen Papierstreifen aus seinem Taschenbuch nahm und ihr gab.

Es war derselbe Zettel, den vor vier Tagen die beiden jungen Männer eben lasen, als Chauvelins Helfershelfer sie überwältigt hatten. Marguerite nahm ihn und las halblaut die paar Zeilen, die in undeutlicher, verstellter Handschrift geschrieben waren —

„Erinnert Euch stets daran, dass wir nicht öfter, als absolut notwendig ist, zusammentreffen dürfen. Ihr habt alle Befehle für den Zweiten. Wenn Ihr mich nochmals sprechen müsst, so findet Ihr mich auf G.'s Ball.“

„Was soll das bedeuten?“ fragte sie.

„Sehen Sie es sich genauer an, Citoyenne und Sie werden es verstehen.“

„Hier die kleine Zeichnung in der Ecke, ein rotes Blümchen . . . .“

„Ja.“

„Der rote Pimpernell,“ rief sie überrascht, „und G.'s Ball bedeutet Grenvilles Ball . . . . Er wird heute Abend auf Lord Grenvilles Ball sein!“

„Das lese ich aus den Worten heraus, Citoyenne,“ sagte Chauvelin freundlich. „Lord Antony und Sir Andrew wurden, nachdem meine Spione sie gefesselt und durchsucht hatten, meinen Befehlen nach in ein einsames Haus an der Landstrasse von Dover, das ich nur zu dem Zwecke gemietet hatte, gebracht. Dort blieben sie bis heute früh gefangen. Da ich aber diesen kleinen Zettel gefunden hatte, hielt ich es für richtig, dass sie zu rechter Zeit in London wären, um Lord Grenvilles Ball zu besuchen. Nicht wahr, die beiden müssen ihrem Oberhaupt viel mitzuteilen haben — und da bietet sich Ihnen heute Abend eine Gelegenheit, ihn zu sprechen, gerade wie er es Ihnen vorschrieb. Aus diesem Grunde fanden die beiden Herrchen heute Morgen alle Schlösser und Riegel offen, ihre Gefangenwärter verschwunden und im Hof zwei gesattelte Reitpferde. Ich habe sie noch nicht gesehen, doch dürfen wir wohl sicher annehmen, dass sie geradenwegs nach London geritten sind. Nun sehen Sie doch wohl, wie einfach alles ist, Citoyenne!“

„Es scheint allerdings ganz einfach,“ erwiderte sie mit einem letzten Versuch, schnippisch zu sprechen, „wenn Sie ein Hühnchen töten wollen, so packen Sie es . . . . dann drehen Sie ihm den Hals um . . . . aber das Hühnchen findet das nicht

so einfach. Nun setzen Sie das Messer mir an die Kehle und wollen meinen Gehorsam erzwingen — Sie finden das einfach — ich nicht.“

„Nein Citoyenne, ich biete Ihnen die Möglichkeit, den geliebten Bruder vor den Folgen seiner eigenen Torheiten zu retten.“

Marguerites Ausdruck wurde weicher und ihre Augen wurden feucht, als sie murmelte: „Das einzige Wesen auf der Welt, das mich wahrhaft und unwandelbar geliebt hat . . . . Aber was verlangen Sie von mir, Chauvelin?“ sagte sie, und ihre tränen-erstickte Stimme klang verzweifelt. „In meiner jetzigen Stellung ist das nahezu unmöglich.“

„Im Gegenteil, Citoyenne,“ antwortete er unerbittlich und nicht auf ihre Verzweiflung achtend, „gerade als Lady Blakeney werden Sie nicht begünstigt und wenn Sie mir helfen — wer weiss — vielleicht gelingt es mir, die Identität des roten Pimpernell endgültig festzustellen . . . . Sie besuchen nachher den Ball . . . . dort beobachten und horchen Sie . . . . Sie können mir dann sagen, ob Sie ein gelegentliches Wort aufgefangen haben . . . . Sie können erspähen, mit wem Sir Andrew Ffoulkes oder Lord Dewhurst sprechen. Sie stehen hoch über jedem Verdacht erhaben. Der rote Pimpernell wird heute Abend auf Lord Grenvilles Ball sein, machen Sie ihn ausfindig und ich bürge Ihnen im Namen Frankreichs für die Sicherheit Ihres Bruders.“

Chauvelin setzte ihr das Messer an die Kehle; Marguerite fühlte sich in einem Netz gefangen, aus dem sie nicht hoffen durfte, sich zu befreien. Ein hoher Lohn stand ihr in Aussicht, denn dieser Mann sprach nie leere Worte. Ohne Zweifel war Armand bei dem Ausschuss der öffentlichen Sicherheit als verdächtig denunziert, man würde ihn nicht wieder aus Frankreich herauslassen und ohne Erbarmen hinmorden, wenn sie Chauvelin nicht gehorchte. Einen Augenblick schöpfte sie noch Hoffnung, sie streckte ihre Hand dem Manne, den sie jetzt fürchtete und hasste, hin und sagte schmeichelnd:

„Wenn ich verspreche, Ihnen in dieser Sache zu helfen, Chauvelin, wollen Sie mir dann den Brief von St. Just geben?“

„Wenn Sie mir heut Abend wirklich den Dienst leisten, Citoyenne,“ antwortete er mit sarkastischem Lächeln, „dann sollen Sie jenen Brief — morgen bekommen.“

„Sie vertrauen mir nicht?“

„Ich schenke Ihnen völliges Vertrauen, My-lady, aber das Leben von St. Just ist seinem Vaterlande verfallen, es steht bei Ihnen, es zu retten.“

„Vielleicht bin ich machtlos, Ihnen zu helfen,“ flehte sie, „wenn ich noch so bereit dazu bin.“

„Das wäre in der Tat furchtbar,“ sagte er ungerührt, „für Sie — und für St. Just.“

Marguerite durchlief ein Schauder, sie fühlte, dass von diesem Mann kein Erbarmen zu erwarten

war. Allmächtig hielt er das ihr so teure Leben in seiner Hand. Sie kannte ihn zu gut, um nicht zu wissen, dass, wenn er seine eigenen Zwecke nicht erreichte, er unerbittlich sein würde. Sie fröstelte trotz der bedrückenden Luft des Opernhauses. Die ergreifende Musik schien aus weiter Ferne zu tönen. Sie zog ihren kostbaren Spitzenshawl um die Schultern und blickte traumverloren über die prächtige Szene.

Für einen Augenblick wanderten ihre Gedanken von dem geliebten Bruder, der in Gefahr schwebte, zu jenem andern Manne, der auch ein Recht auf ihr Vertrauen und ihre Neigung hatte. Sie fühlte sich einsam und beängstigt um Armands willen und sehnte sich darnach, Trost und Rat bei jemandem zu suchen, der es verstünde, sie aufzurichten und zu ermutigen. Sir Percy Blakeney hatte sie einst geliebt; er war ihr Gatte, warum sollte sie allein stehen in dieser schrecklichen Lage? Er war beschränkten Geistes, das ist wahr, aber er besass grosse körperliche Kraft und Gewandheit. Wenn sie die Gedanken dazugab und er die männliche Kraft und den Mut, da mussten sie doch im Stande sein, den schlauesten Diplomaten zu überwinden und seinen rachedürstigen Händen die Geisel zu entreissen, ohne das Leben des tapferen Anführers jener kleinen Heldenschar zu gefährden. Sir Percy kannte Armand gut — er schien ihn gern zu haben — sie war sicher, dass er ihr helfen könnte.

Chauvelin nahm keine Notiz mehr von ihr; er hatte sein grausames „Entweder — oder —“ gesagt und überliess ihr die Entscheidung. Jetzt schien er, seinerseits, in die herrlichen Melodien von Orpheus vertieft zu sein.

Ein bescheidenes Klopfen an der Logentüre riss Marguerite aus ihrem Nachdenken. Es war Sir Percy, gross, schläfrig, gutgelaunt und mit jenem halb scheuen, halb albernen Lächeln, das gerade jetzt sie aufs höchste irritierte.

„Deine Portechaise ist draussen . . . . meine Liebe“, sagte er noch gedehnter als sonst, „ich denke, Du wirst noch auf den dummen Ball gehen wollen . . . . entschuldigen Sie . . . . ah . . . . Monsieur Chauvelin — ich hatte Sie nicht bemerkt . . .“ Er hielt Chauvelin, der sich bei seinem Eintritt erhoben hatte, zwei schlanke, weisse Finger hin.

„Kommst Du, meine Liebe?“

„Pst, Ruhe!“ klang es ärgerlich aus dem Publikum.

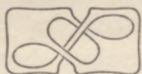
„Verdammt unverschämt,“ sagte Sir Percy mit gutmütigem Lächeln.

Marguerite seufzte ungeduldig. Ihre letzte Hoffnung schien plötzlich geschwunden zu sein. Sie hüllte sich in ihren Mantel und ohne ihren Gatten anzusehen, nahm sie seinen Arm und sagte „ich bin bereit.“ An der Türe wendete sie sich um und sah Chauvelin, der sich erhoben hatte, um dem schlecht zusammenpassenden Paare zu folgen, gerade ins Gesicht.



„Ich sage au revoir“, sagte sie liebenswürdig, „wir werden uns bald auf Lord Grenvilles Ball wieder treffen.“

Und in ihren Augen las der schlaue Franzose ohne Zweifel etwas, das ihn aufs höchste befriedigte, denn nachdem er eine Priese genommen hatte, rieb er sich mit boshafem Lächeln die Hände.



## Kapitel XI.

### Lord Grenville's Ball.

**D**er grosse Ball, den der damalige Staatssekretär des Äusseren — Lord Grenville — gab, war die Hauptfestlichkeit des Jahres. Obwohl die Herbstsaison eben erst begann, hatten sich doch alle, die sich zur guten Gesellschaft zählten, beeilt, rechtzeitig in London zu sein, um auf dem Ball zu glänzen.

Seine königliche Hoheit, der Prinz von Wales, hatte sein Erscheinen in Aussicht gestellt und wollte gleich von der Oper aus hinkommen. Lord Grenville selbst hatte die beiden ersten Akte von Orpheus angehört, ehe er sich auf den Empfang seiner Gäste vorbereitete. Um 10 Uhr — für damalige Zeiten eine ungewöhnlich späte Stunde — drängten sich schon die Gäste in den mit Palmen und Blumen geschmückten Sälen des auswärtigen Amtes. Ein Saal war dem Tanz gewidmet und die zierlichen Melodien eines Menuetts begleiteten sanft das fröh-

liche Geplauder und das heitere Lachen der Gesellschaft.

In einem kleinen Salon, der Treppe gegenüber, stand Lord Grenville und empfing seine Gäste. Hervorragende Männer, schöne Frauen, Berühmtheiten aller Länder waren an ihm vorbeigegangen und hatten die zeremoniösen Verbeugungen mit ihm ausgetauscht, welche die Sitte der damaligen Zeit verlangte; dann hatten sie sich in den Spiel- und Empfangsräumen zerstreut. Dicht hinter Lord Grenville lehnte in seinem tadellosen schwarzen Anzug Chauvelin an einer Konsole und überschaute prüfend die Menge. Er bemerkte, dass Sir Percy und Lady Blakeney noch nicht erschienen waren und seine scharfen, farblosen Augen blickten bei jeder neuen Anmeldung nach der Türe.

Er stand etwas isoliert: der Bevollmächtigte der revolutionären Regierung Frankreichs konnte wohl kaum in England zu einer Zeit populär sein, wo die Nachrichten von dem September-Blutbad der Schreckensherrschaft und der Anarchie eben ihren Weg über den Kanal fanden.

In seiner offiziellen Eigenschaft war er von seinen englischen Kollegen höflich empfangen worden: Mr. Pitt hatte ihm die Hand geschüttelt; Lord Grenville hatte ihn mehrmals eingeladen, aber die intimeren Kreise der Londoner Gesellschaft übersahen ihn vollständig; die Damen kehrten ihm den Rücken und wer von den Herren nicht eine

offizielle Stellung einnahm, wechselte keinen Händedruck mit ihm.

Aber Chauvelin war nicht der Mann, den solche gesellschaftliche Misserfolge verstimmten, er nannte sie kleine Zwischenfälle in seiner diplomatischen Laufbahn. Er schwärmte blind für die Sache der Revolution, er verachtete alle gesellschaftlichen Ungleichheiten und liebte sein Vaterland glühend: diese drei Empfindungen liessen ihn erhaben sein über die beleidigende Vernachlässigung, die man ihm in dem nebligen, altmodischen, königlich gesinnten England zu Teil werden liess.

Vor allem aber hatte er ein besonderes Ziel im Auge. Er glaubte fest, dass der französische Aristokrat der bitterste Feind Frankreichs sei und hätte am liebsten alle vernichtet gesehen: er war einer der ersten, der unter der Schreckensherrschaft den historischen, wilden Wunsch ausgesprochen hatte, „wenn doch die Aristokraten zusammen nur e i n Haupt besässen, damit es durch einen einzigen Streich auf dem Schaffot fallen könnte.“ Für ihn war jeder entkommene Aristokrat eine der Guillotine geraubte Beute. Es unterliegt ja keinem Zweifel, dass, wenn die royalistischen Emigranten einmal die Grenze überschritten hatten, sie ihr bestes taten, um die Empörung der Ausländer gegen Frankreich anzufachen. Verschwörungen ohne Zahl wurden in England, Belgien und Holland angezettelt, welche eine Grossmacht dazu bringen wollten, Truppen nach Paris zu senden, um König

Louis zu befreien und die blutdürstigen Führer der Republik zu hängen.

Da war es kein Wunder, wenn die romantische und geheimnisvolle Persönlichkeit des roten Pimpfknäuel für Chauvelin eine Quelle des bittersten Hasses war. Er hatte es mit einer Handvoll junger Herrchen, denen es nicht an Geld und Schlaueit fehlte, fertig gebracht, hunderte von Aristokraten aus Frankreich zu retten. Neun Zehntel der Emigranten, die am englischen Hof gefeiert wurden, verdankten ihre Sicherheit diesem Manne und seiner Liga.

Chauvelin hatte seinen Pariser Kollegen geschworen, dass er die Persönlichkeit dieses intriganten Engländer feststellen, ihn nach Frankreich locken würde und dann . . . . Chauvelin atmte befriedigt auf bei dem blossen Gedanken, dass er jenes rätselhafte Haupt ebenso leicht unter der Guillotine fallen sehen würde, wie irgend ein anderes.

Plötzlich merkte man eine grössere Bewegung auf der schönen Treppe, und alle Gespräche verstummten, als der Haushofmeister meldete — „Seine königliche Hoheit, der Prinz von Wales und Gefolge, Sir Percy Blakeney, Lady Blakeney.“

Lord Grenville eilte an die Tür, um seinen hohen Gast zu empfangen.

Der Prinz von Wales, in einem prächtigen Hofanzug von lachsfarbigem Sammt mit reicher Goldstickerei, trat mit Lady Blakeney am Arm ein,

an seiner Linken Sir Percy, in schimmerndem, blassgelben Atlas, sein blondes Haar ohne Puder, am Hals und den Handgelenken kostbare Spitzen und den chapeau-bas unter dem Arm.

Nach einigen untertänigen Begrüßungsworten sagte Lord Grenville zu seinem königlichen Gast. — „Wollen Euer königl. Hoheit mir gestatten, Mr. Chauvelin, den Bevollmächtigten der französischen Regierung vorzustellen?“

Chauvelin war bei dem Eintritt des Prinzen sogleichorgetreten, in der Erwartung, vorgestellt zu werden. Er machte eine tiefe Verbeugung, während der Prinz seinen Gruss mit einem kurzen Kopfnicken beantwortete.

„Monsieur,“ sagte der Prinz kurz, „wir wollen versuchen, die Regierung, die Sie sandte, zu vergessen und Sie lediglich als unseren Gast, — einen Privatmann aus Frankreich betrachten. Als solcher sind Sie willkommen, Monsieur.“ „Monseigneur,“ erwiderte Chauvelin und verbeugte sich nochmals tief. „Madame,“ fügte er hinzu und verbeugte sich ceremoniell vor Marguerite.

„Ah, Freund Chauvelin!“ sagte sie mit unbekümmerter Heiterkeit und reichte ihm ihre kleine Hand. „Monsieur und ich sind alte Freunde, Euer königl. Hoheit.“

„Dann,“ sagte der Prinz, diesmal sehr gnädig, „sind Sie doppelt willkommen.“

„Ich möchte um die gnädige Erlaubnis bitten, noch jemand Euer königl. Hoheit vorstellen zu dürfen,“ fiel Lord Grenville ein.

„Ah, wer ist es?“ fragte der Prinz.

„Madame la comtesse de Tournay de Basserive und ihre Familie, die erst kürzlich aus Frankreich angelangt sind.“

„Selbstverständlich! — Sie gehörten also zu den glücklich Entronnenen.“

Lord Grenville ging, um die Gräfin zu holen, die am andern Ende des Zimmers sass.

„Sapperlot!“ flüsterte der Prinz Marguerite zu, sobald er die steife Erscheinung der Gräfin erspäht hatte, „die sieht aber tugendhaft und melancholisch aus.“

„Meiner Treu, Euer königl. Hoheit,“ fiel sie mit einem Lächeln ein „die Tugend gleicht den wohlriechenden Blüten, sie duften am stärksten, wenn sie geknickt sind.“

„Die Tugend! Ach Gott!“ seufzte der Prinz, „die steht Ihrem zarten Geschlecht schlecht an, Madame.“ „Madame la comtesse de Tournay de Basserive,“ sagte Lord Grenville, indem er die Dame vorstellte. „Es ist mir ein Vergnügen, Madame; mein königlicher Vater ist, wie sie wissen, immer erfreut, diejenigen Ihrer Landsleute willkommen zu heissen, die Frankreich vertrieben hat.

„Euer königl. Hoheit sind immer gnädig,“ erwiderte die Gräfin mit Würde. Dann sagte sie, indem sie auf ihre Tochter zeigte, die schüchtern

neben ihr stand: „Meine Tochter Suzanne, Monseigneur.“

„Ah, reizend, entzückend!“ — sagte der Prinz, „und nun erlauben Sie mir, Gräfin, Ihnen Lady Blakeney vorzustellen, die uns mit Ihrer Freundschaft beehrt. Sie werden sich gegenseitig viel zu sagen haben, des bin ich sicher. Alle Landsleute von Lady Blakeney sind um ihretwillen doppelt willkommen . . . . ihre Freunde sind unsere Freunde . . . . ihre Feinde, die Feinde Englands.“

Marguerites blaue Augen hatten vergnügt geleuchtet bei dieser gnädigen Rede ihres überspannten Freundes. Die Gräfin de Tournay, die sich vor kurzem so blossgestellt hatte, erhielt hier eine öffentliche Lektion, über die Marguerite innerlich triumphierte. Aber die Gräfin, für die der Respekt vor Fürstlichkeiten fast der Religion gleichkam, war zu gut in höfischer Etiquette geschult, um die geringste Verlegenheit zu zeigen, als die beiden Damen sich höflich vor einander verbeugten.

„Seine königl. Hoheit ist immer gnädig, Madame,“ sagte Marguerite demütig, doch blickte der Schalk aus ihren Augen „aber hier ist seine freundliche Vermittlung nicht nötig . . . . Ihr lebenswürdiger Empfang bei unserer letzten Begegnung ist mir noch in angenehmster Erinnerung.“

„Wir armen Emigranten, Madame,“ antwortete die Gräfin kalt, „zeigen England unsere Dankbarkeit, indem wir den Wünschen von Monseigneur gehorchen.“



„Madame!“ sagte Marguerite mit einer weiten höflichen Verbeugung.

„Madame!“ erwiderte die Gräfin mit ebensolcher Würde.

Der Prinz sagte unterdessen dem jungen Vicomte einige freundliche Worte.

„Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, Monsieur le Vicomte. Ich kannte Ihren Vater gut, als er Gesandter in London war.“

„Ah, Monseigneur!“ entgegnete der Vicomte, „ich war damals ein kleiner Junge . . . . und jetzt verdanke ich die Ehre dieser Begegnung unserem Beschützer, dem roten Pimpernell.“

„Still!“ sagte der Prinz schnell und ernst, indem er nach Chauvelin zeigte, der während der ganzen Szene an der Seite gestanden und Marguerite und die Gräfin mit spöttischem Lächeln beobachtet hatte.

„Nein, Monseigneur,“ fiel er jetzt ein, als ob er direkt eine Herausforderung des Prinzen beantwortete, „wehren Sie diesen Herren nicht, seine Dankbarkeit auszusprechen; der Name jener interessanten Blume ist mir wohlbekannt — und Frankreich auch.“

Der Prinz fasste ihn einen Moment scharf ins Auge. „Nun gut, Monsieur,“ sagte er, „vielleicht wissen Sie mehr über unseren Nationalhelden, als wir selber, . . . vielleicht wissen Sie sogar, wer er ist . . . . Sehen Sie nur,“ fügte er hinzu und wendete sich nach den Gruppen im Zimmer, „die Damen

hängen an Ihren Lippen . . . . Sie würden sich bei dem schönen Geschlecht populär machen, wenn Sie seine Neugier befriedigten.“

„Ah, Monseigneur,“ sagte Chauvelin anzüglich, „in Frankreich geht das Gerücht, dass Euer königl. Hoheit den besten Aufschluss über jenes rätselhafte Feldblümchen geben könnten.“

Er warf bei diesen Worten einen schnellen, scharfen Blick auf Marguerite, aber sie zeigte keine Erregung, sondern begegnete seinem Blick ohne Furcht.

„Nein, Mann,“ entgegnete der Prinz, „meine Lippen sind versiegelt! und die Mitglieder der Liga hüten eifersüchtig das Geheimnis ihres Anführers . . . . so müssen sich also seine schönen Verehrerinnen damit begnügen, einen Schatten anzubeten. Hier in England, Monseigneur,“ fügte er mit Würde hinzu, „brauchen wir bloss den roten Pimpernell zu nennen und jede schöne Wange färbt sich mit der Glut der Begeisterung. Keiner hat ihn erblickt, ausser seinen treuen Anhängern. Wir wissen nicht, ist er gross oder klein, blond oder dunkel, schön oder missgestaltet; aber wir wissen, dass er der edelste Mensch der Welt ist und fühlen uns nicht wenig stolz, Monsieur, in dem Bewusstsein, dass er ein Engländer ist.“

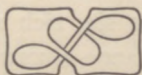
„Ah, Monsieur Chauvelin,“ fügte Marguerite hinzu und sah fast herausfordernd nach dem unbeweglichen, kalten Gesicht des Franzosen, „Seine königliche Hoheit sollte noch hinzufügen, dass wir

Frauen an ihn denken, wie an einen Helden des Altertums . . . wir verehren ihn . . . wir tragen seine Farbe . . . wir beten für ihn, wenn er in Gefahr ist und frohlocken mit ihm in der Stunde des Sieges.“

Chauvelin verbeugte sich nur stumm vor dem Prinzen und vor Marguerite; er fühlte, dass in beiden Reden eine besondere Absicht lag, Herausforderung oder Verachtung. Den vergnügungssüchtigen, untätigen Prinzen verachtete er; die schöne Frau, die in ihrem Goldhaar einen Zweig von kleinen roten Blumen aus Rubinen und Diamanten trug, hatte er in seiner Gewalt — da konnte er ruhig schweigen und den Gang der Dinge abwarten.

Ein fröhliches und doch zugleich geistloses Lachen unterbrach das plötzlich eingetretene Schweigen. „Und wir armen Ehemänner,“ klang es in langsamen, gezierten Tönen aus dem Munde des prächtig gekleideten Sir Percy, „wir dürfen dabei stehen, während die Frauen einen verdammten Schatten anbeten.“

Alle lachten, — der Prinz lauter als irgendeiner. So war die Spannung der unterdrückten Erregung gelöst und im nächsten Augenblick schwatzte und lachte die Gesellschaft fröhlich und ging auseinander in die anstossenden Salons.



## Kapitel XII

### Der Zettel.

**I**n Marguerites Seele tobte ein verzweifelter Kampf. Obgleich sie scherzte und mehr bewundert, mehr gesucht wurde, als irgend eine andere der Anwesenden, so kam sie sich vor, wie eine zum Tode Verurteilte, die ihrem letzten Stündlein entgegen geht.

Ihre Nerven waren in einen Zustand der schmerzlichsten Spannung, die noch hundertfach während der kurzen Stunde gewachsen war, die sie zwischen der Oper und dem Ball in der Gesellschaft ihres Gatten zugebracht hatte. Der kurze Hoffnungsstrahl, dass sie in diesem gutmütigen, phlegmatischen Menschen einen Berater und Freund finden könnte, war ebenso schnell verfliegen, wie er gekommen war, sobald sie sich mit ihm allein fand. Dasselbe Gefühl von gutmütiger Herablassung, das man einem Tier oder treuen Untergebenen gegenüber hat, veranlasste sie, sich mit einem traurigen Lächeln von dem Manne abzuwenden, der in dieser herzerreissenden Lage ihr moralischer Halt hätte

sein müssen. Er hätte ihr ein kühlüberlegender Berater sein sollen, wenn weibliche Zärtlichkeit und Unentschlossenheit sie schwanken liessen, zwischen der Liebe für ihren Bruder, der in der Ferne und in Gefahr war und dem Entsetzen vor dem schrecklichen Dienst, den Chauvelin für Armand's Sicherheit von ihr forderte.

Dort stand er, ihr moralischer Halt und kluger Berater, umgeben von einer Anzahl geistloser, alberner Gecken, die eben mit dem grössten Jubel eine Reihe von Knittelversen wiederholten, die sie von ihm gehört hatten. Überall klangen ihr die einfältigen Verse entgegen; die Leute schienen keinen besseren Gesprächsstoff zu haben, sogar der Prinz hatte sie gefragt, ob sie an den neuesten poetischen Versuchen ihres Mannes Gefallen fände.

„Das dichte ich im Handumdrehen,“ hatte Sir Percy seinen Bewunderern gesagt.

„Wir suchen ihn hier, wir suchen ihn dort,  
Die Franzosen suchen ihn allerort.  
Ist er im Himmel oder gar in der Höll',  
Der verdammte, der schlaue Pimpernell?“

Sir Percy's bonmot hatte in den prächtigen Empfangszimmern die Runde gemacht. Der Prinz war entzückt. Er versicherte, ohne Blakeney wäre das Leben eine Wüstenei. Dann nahm er Percy's Arm und führte ihn in das Spielzimmer zu einem langen Hazardspiel.

Sir Percy, dessen Hauptinteresse bei den meisten Gesellschaften sich um den Kartentisch

drehte, gestattete Marguerite, sich beim Tanz oder Flirten nach ihrer Weise zu amüsieren oder zu langweilen. Auch heute liess er sie von einer Anzahl von Bewunderern umgeben zurück, die alle bereit und besorgt waren, ihr vergessen zu helfen, dass irgendwo in den Salons ein langer, träger Mensch war, der sich einbildete, dass das klügste Weib Europa's in den Banden einer prosaischen, englischen Ehe Befriedigung finden würde.

Ihre noch überreizten Nerven, ihre Erregung und Unruhe machten Marguerite Blakeney noch anziehender und sie entlockte der Gesellschaft manchen Ausruf der Bewunderung. Sie wollte sich aber aus ihren quälenden Gedanken herausreissen. Ihre früheren, in Künstlerkreisen verlebten Jahre, hatten sie etwas zur Fatalistin gemacht. Sie fühlte, dass die Ereignisse ohne ihr Zutun zum Abschluss kommen würden, und dass sie machtlos wäre, sie zu locken. Von Chauvelin durfte sie kein Erbarmen erhoffen. Er hatte einen Preis auf Armand's Kopf gesetzt und überliess es ihrem Belieben, ihn zu bezahlen oder nicht.

In später Stunde erblickte sie Sir Andrew Ffoulkes und Lord Antony Dewhurst, die offenbar eben erst gekommen waren. Sie bemerkte, wie Sir Andrew sofort die kleine Suzanne de Tournay aufsuchte, und dass es den beiden bald gelang, sich in eine tiefe Fensternische zurückzuziehen, wo sie ein langes, offenbar für beide Seiten angenehmes Gespräch führten.

Die zwei jungen Männer sahen etwas angegriffen und besorgt aus, waren aber in ihrer äusseren Erscheinung ganz der Gesellschaft angemessen und in ihrem verbindlichen Wesen entdeckte man keine Spur von dem furchtbaren Erlebnis, das sie durchgemacht hatten und aus dem sie auf Gefahr für ihren Anführer schliessen mussten.

Dass die Liga des roten Pimpernell ihre Sache weiterführen wollte, hatte Marguerite aus Suzannes Reden entnommen, die offen ausgesprochen hatte, dass sie und ihre Mutter binnen wenigen Tagen sicher auf die Rettung ihres Vaters durch die Liga rechneten. Sie begann zu überlegen, während sie auf die glänzende, gewählte Gesellschaft in dem hellerleuchteten Ballsaal schaute, welcher von diesen Weltmännern wohl der geheimnisvolle „Rote Pimpernell“ sein könnte, der die Fäden der kühnsten Verschwörungen und manch' kostbares Leben in seinen Händen hielt.

Eine brennende Neugier packte sie, ihn zu kennen; seit Monaten hatte sie von ihm gehört und hatte sich, wie alle Leute, darin gefunden, ihn als einen Namenlosen zu verehren. Aber nun sehnte sie sich, ihn von Angesicht zu sehen — ganz unabhängig von ihren Gefühlen für Armand, von ihrer Scheu vor Chauvelin — nur um der begeisterten Verehrung willen, die sie immer für seine Tapferkeit und Unerschrockenheit gehabt hatte.

Natürlich musste er auf dem Balle sein, da doch Sir Andrew und Lord Antony hier waren,

augenscheinlich, um ihren Anführer zu erwarten — vielleicht um einen neuen Befehl zu bekommen.

Marguerite blickte sich forschend um, welches der aristokratischen Gesichter verriet wohl die Macht, die Schlaueit, die Energie, die ihren Willen und ihr Führeramt einer Anzahl von hochgeborenen Engländern aufgezwungen hatte, unter denen, wie das Gerücht sagte, sogar Seine königl. Hoheit selbst war.

Sir Andrew Ffoulkes? Er gewiss nicht, mit seinen sanften, blauen Augen, die so zärtlich und sehnsüchtig der reizenden Suzanne nachblickten, die von ihrer strengen Mutter dem süßen tête-à-tête entrissen wurde. Marguerite's Blicke folgten ihm, als er mit einem Seufzer Suzanne nachsah und nachdem ihre zierliche Gestalt sich im Gedränge verlor, einsam und ohne Ziel dastand.

Sie beobachtete ihn, als er nach der Tür schlen- derte, die zu einem kleinen Boudoir führte, dann innehielt, sich an den Türpfosten lehnte und sich besorgt umsah .

Marguerite machte sich von ihrem aufmerk- samen Kavalier los und näherte sich, an der Wand entlanggehend, der Tür, an welcher Sir Andrew lehnte. Sie hätte sich kaum darüber Rechenschaft geben können, warum sie es tat — vielleicht wurde sie durch eine unwiderstehliche Macht dazu ge- trieben, die so oft das Schicksal des Menschen zu bestimmen scheint.



Plötzlich blieb sie stehen, sie warf einen erschreckten Blick nach der Tür und wendete ihre grossen Augen ebenso schnell ab. Sir Andrew lehnte noch regungslos in der Türe, aber Marguerite hatte deutlich gesehen, dass Lord Hastings — ein junger Freund ihres Gatten und des Prinzen — ihm etwas in die Hand gedrückt hatte, als er schnell an ihm vorüberging.

Nur noch einen Augenblick hielt Marguerite inne, dann setzte sie mit gut gespielter Unbefangenheit ihren Weg fort, aber diesmal schneller, bis sie die Türe erreichte, durch die Sir Andrew jetzt verschwunden war.

Alles dies hatte sich in kaum einer Minute abgespielt.

In diesem Augenblick hörte Lady Blakeney plötzlich auf zu existieren und Marguerite St. Just trat an ihre Stelle — Marguerite St. Just, die ihre Kindheit, ihre erste Jugend in den schützenden Armen ihres Bruders Armand verlebt hatte. Sie hatte alles übrige vergessen — ihren Rang, ihre Würde — alles, ausser dass Armand in Lebensgefahr war und dass dort in dem kleinen, verlassenen Boudoir, in den Händen von Sir Andrew Ffoulkes vielleicht der Talisman war, mit dem sie ihren Bruder retten konnte.

Einen Augenblick später, nachdem Lord Hastings das unbestimmte „Etwas“ Sir Andrew in die Hand gedrückt hatte, erreichte sie das Boudoir. Sir Andrew stand mit dem Rücken gegen sie, dicht

an einem Tisch, auf dem ein massiv silberner Armleuchter stand. Er hielt einen Papierstreifen und überflog seinen Inhalt.

Unbemerkt, denn ihr weiches, faltiges Gewand machte nicht das leiseste Geräusch auf dem dicken Teppich, und kaum zu atmen wagend, bis sie ihren Zweck erreicht hatte, glitt Marguerite dicht hinter ihn . . . . In demselben Augenblick wendet er sich um und sah sie; sie stöhnte, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sagte matt —

„Die Hitze im Saal war so bedrückend, ich hatte ein Gefühl der Ohnmacht . . .

Sie schwankte, als ob sie nahe daran wäre zu fallen und Sir Andrew, der sich schnell fasste, zerknitterte den Zettel, den er eben gelesen hatte, in der Hand und hatte gerade nur Zeit, sie zu stützen.

„Sie sind krank, Lady Blakeney?“ fragte er mit grosser Teilnahme. „Lassen Sie mich . . .“

„Nein, nein, nichts —“ unterbrach sie ihn schnell. ‘ ‘

„Einen Stuhl.“

Sie sank in einen Stuhl dicht an dem Tisch, warf den Kopf zurück und schloss die Augen.

„Der Schwindel vergeht,“ murmelte sie, noch schwach, „Kümmern Sie sich nicht um mich, Sir Andrew, ich versichere Sie, mir wird schon besser.“

In solchen Augenblicken regt sich in uns ein sechster Sinn — das geben die Psychologen zu — der mit den andern fünf Sinnen nicht das geringste zu tun hat, wir sehen und hören nichts, fühlen auch

nicht und doch scheinen wir alles zugleich zu tun. Marguerite sass da mit scheinbar geschlossenen Augen. Sir Andrew war unmittelbar hinter ihr, und zu ihrer Rechten war der Tisch mit dem fünf-armigen Leuchter. Aber vor ihrem inneren Blick stand nur Armand's Gesicht. Armand, dessen Leben in der grössten Gefahr war und der sie anzublicken schien aus einem Hintergrunde, auf dem sich undeutlich die wogende Volksmenge von Paris, die nackten Mauern des Tribunals mit dem Richter Fouquier-Tinville, der Armand's Leben im Namen Frankreichs forderte und die blutige Guillotine abzeichneten.

Einen Augenblick herrschte Totenstille in dem kleinen Boudoir. Aus dem Ballsaal tönnten die süssen Melodien der Gavotte, das Rauschen der Seidenkleider, das Sprechen und Lachen der Menge wie ein Missklang in das Drama, das sich hier abspielte.

Sir Andrew hatte kein weiteres Wort gesprochen. Da wurde in Marguerite die übernatürliche Empfindung wach. Sie konnte nicht sehen, denn ihre Augen waren geschlossen; sie konnte nichts hören, denn der aus dem Tanzsaal dringende Lärm ertötete das leise Knistern des Papierstreifens; trotzdem wuste sie — als ob sie es gesehen und gehört hätte — dass Sir Andrew den Zettel gerade jetzt an die Flammen des Lichts hielt.

In dem Moment, wo die Flamme ihn erfasste, öffnete sie die Augen, streckte ihre Hand aus und

nahm das brennende Papier aus Sir Andrew's Fingern. Dann bliess sie die Flamme aus und hielt sich den Zettel unbefangen an die Nase.

„Wie aufmerksam von Ihnen, Sir Andrew,“ sagte sie heiter, „das hat Ihnen gewiss Ihre Grossmutter gelehrt, dass der Geruch von angebranntem Papier ein Universalmittel gegen Schwindelanfälle ist.“

Sie feufzte erleichtert auf, als sie den Talisman in ihren beringten Fingern hielt; den Talisman, der vielleicht Armand's Leben retten würde. Sir Andrew starrte sie an, zu verduzt, um sich klar zu machen, was eigentlich geschehen war; es war alles so schnell über ihn gekommen, dass er nicht fähig zu sein schien, zu fassen, dass sie in dem kleinen Zettel vielleicht das Schicksal seines Gefährten in Händen hielt.

Marguerite brach in ein langes, helles Lachen aus.

„Warum starren Sie mich so an?“ sagte sie scherzend. „Ich fühle mich viel besser durch Ihr wirksames Mittel. Dieses Zimmer ist so herrlich kühl,“ fügte sie mit völliger Fassung hinzu, „und die Klänge der Gavotte aus dem Tanzsaale sind entzückend und beruhigend.“

Sie plauderte ganz unbefangen und vergnügt, während Sir Andrew sich den Kopf zerbrach, wie er wohl auf die beste und schnellste Weise den Zettel zurückerobern könnte. Instinktiv jagten sich in seinem Gehirn unbestimmte und aufregende Ge-

danken, er gedachte plötzlich ihrer Nationalität und vor allem erinnerte er sich der schrecklichen Geschichte des Marquis de St. Cyr, der in England um Sir Percy's und um ihrer selbst willen niemand Glauben geschenkt hatte.

„Was? Immer noch träumend und starrend?“ sagte sie neckend, „Sie sind höchst ungalant, Sir Andrew; jetzt wird mir erst klar, dass Sie mehr erschreckt, als erfreut schienen, als Sie mich hier erblickten. Ich fange an zu glauben, dass es gar nicht die Sorge um meine Gesundheit, noch ein von Ihrer Grossmutter ererbtes Mittel war, das Sie veranlasste, diesen Zettel zu verbrennen. . . . Ich wette, es war ein grausamer Liebesbrief von Ihrem letzten Schatz, den Sie zerstören wollten. „Nun beichten Sie!“ fuhr sie fort und hielt den Zettel in der Höhe, „gibt sie Ihnen den Laufpass oder fleht sie um den Versöhnungskuss?“

„Was es auch sein mag, Lady, Blakeney,“ sagte Sir Andrew, der allmählich seine Selbstbeherrschung zurückgewann, „dieser kleine Zettel ist unzweifelhaft mein Eigentum und . . . .“

ohne zu überlegen, ob seine Handlung gegen eine Dame unhöflich sei oder nicht, wollte der junge Mann Lady Blakeney den Zettel entreissen. Aber Margueritas Gedanken eilten den seinigen voraus und sie hantelte unter dem Druck dieser intensiven Erregung schneller und sicherer. Sie war gross und kräftig und indem sie einen Schritt zurück tat, warf

sie das kleine Tischchen um, so dass es samt dem daraufstehenden Armleuchter krachend umfiel.

Sie stieß einen Schreckensruf aus —

„Die Lichter, Sir Andrew — schnell!“

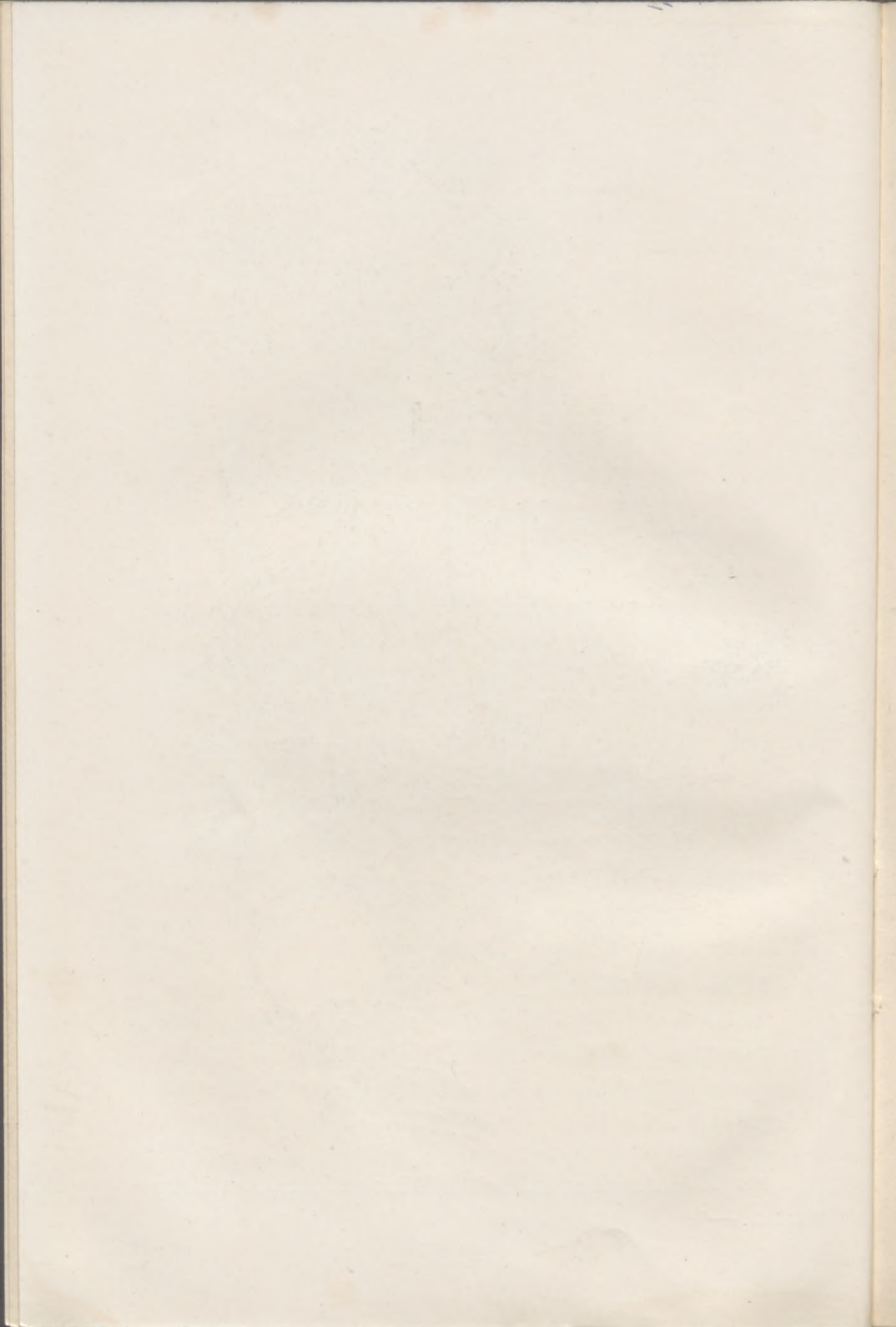
Es war nicht viel Schaden geschehen, ein oder zwei Lichter waren erloschen, als der Kandelaber fiel, und auf dem Teppich waren Wachstropfen und einer der kleinen Papierschirme hatte Feuer gefangen. Sir Andrew löschte die Flammen und stellte den Leuchter wieder auf den Tisch. Aber das hatte doch einige Sekunden in Anspruch genommen und die hatten für Marguerite genügt, um einen schnellen Blick auf den Zettel zu werfen — ein Dutzend Worte in derselben verstellten Handschrift, die sie schon früher gesehen hatte, in der Ecke die Zeichnung der sternförmigen, roten Blume.

Als Sir Andrew wieder nach ihr schaute, sah er auf ihrem Gesicht nur den Schrecken über den Unfall und die Erleichterung über den glücklichen Ausgang, während der kleine Zettel auf die Erde geflattert war. Der junge Mann hob ihn auf und sein Gesicht trug einen befriedigten Ausdruck, als seine Finger sich fest darüber schlossen.

„Pfui, Sir Andrew,“ sagte sie und schüttelte den Kopf mit einem leichten Seufzer, „da brechen Sie irgend einer leichtentzündlichen Herzogin das Herz, während Sie sich die Neigung meiner süßen, kleinen Suzanne erringen. Ja, ja! Ich glaube, Amor selbst stand Ihnen bei und bedrohte das ganze auswärtige Amt mit einem Brande, nur damit ich



. . . . um einen schnellen Blick auf den Zettel zu werfen —





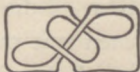
die Liebesbotschaft fallen liesse, ehe meine indis-  
kreten Augen sie entweiheten. Wenn ich denke,  
dass noch ein paar Sekunden genügt hätten, mir die  
Geheimnisse einer irrenden Herzogin zu verraten.“

„Sie werden mir verzeihen, Lady Blakeney,“  
sagte Sir Andrew, der jetzt ebenso gefasst, als sie  
selbst war, „wenn ich die interessante Beschäfti-  
gung fortsetze, in der Sie mich unterbrachen.“

„Selbstverständlich, Sir Andrew! Wie sollte  
ich auch wagen, nochmals den Liebesgott zu er-  
zürnen? Verbrennen Sie doch nur gleich die zärt-  
lichen Worte.“

Sir Andrew hatte den Papierstreifen schon zu-  
sammengekniffen und hielt ihn nochmals an das  
brennende Licht. Er war so vertieft, das Zer-  
störungswerk zu beobachten, dass er das sonderbare  
Lächeln im Antlitz von Marguerite nicht bemerkte,  
sonst wäre wohl bei ihm der Ausdruck von Er-  
leichterung geschwunden. Er beobachtete den ver-  
hängnisvollen Zettel, als er verbrannte und bald fiel  
das letzte Aschenstäubchen zur Erde.

„Und nun, Sir Andrew,“ sagte Lady Blakeney  
mit der ihr eigenen, anmutigen Unbefangenheit und  
einem gewinnenden Lächeln, „wollen Sie es wagen,  
die Eifersucht ihrer Schönen zu erregen, indem Sie  
mich zu einem Menuett auffordern?“



## Kapitel XIII

### Entweder — oder.

**D**ie wenigen Worte, die Marguerite auf dem halbversengten Papier hatte lesen können, schienen wirklich Worte des Schicksals zu sein. „Werde morgen selbst abreisen . . .“, das hatte sie deutlich gelesen, dann kam eine durch den Rauch unleserlich gemachte Stelle, aber ganz unten kam noch ein Satz, der vor ihrem Geiste wie mit feurigen Buchstaben geschrieben stand. „Wenn Ihr mich nochmals sprechen möchtet, so werdet Ihr mich Punkt ein Uhr im Speisesaal finden.“ Das Ganze war unterzeichnet mit dem hastig hingezeichneten Sternblümchen, das ihr so wohl bekannt war.

Punkt ein Uhr! Jetzt war es bald elf, das letzte Menuett wurde getanzt, wobei Sir Andrew Ffoulkes und Lady Blakeney die Paare bei den zierlichen und verwickelten Figuren anführten.

Schon bald elf Uhr — die Zeiger der schönen Uhr Louis XV. schienen mit rasender Schnelligkeit vorzurücken. Nun noch zwei Stunden und Ar-

mand's und ihr Schicksal war besiegelt. Binnen zwei Stunden musste sie den Entschluss gefasst haben, ob sie die auf so schlaue Weise gewonnene Nachricht für sich behalten und ihren Bruder seinem Schicksal überlassen wollte, oder ob sie aus freiem Willen einen tapferen Mann verriet, der sein Leben für seine Mitmenschen aufopferte. Armand war auch edel und tapfer, er liebte sie und hätte sein Leben vertrauensvoll in ihre Hände gelegt und sie zögerte, wo sie ihn vom Tode retten konnte. „Du hättest mich retten können,“ schien es zu sagen, „aber Du wähltest das Leben eines Fremden, eines Mannes, den Du niemals gesehen hast. Und doch zogst Du vor, ihn zu schützen und sandtest mich auf das Schaffot.“

Diese widerstreitenden Gefühle kämpften in Marguerite's Herzen, während sie mit lächelndem Munde durch die graziösen Irrwege des Menuetts glitt. Sie überzeugte sich mit ihren geschärften Sinnen, dass sie Sir Andrews Befürchtungen völlig beruhigt hatte. Ihre Selbstbeherrschung war vollkommen, sie war auf der Bühne nie eine bessere Schauspielerin gewesen, als während dieses Menuetts; aber damals hatte es auch nicht das Leben ihres Bruders gegolten.

Marguerite war zu klug, um ihre Rolle zu übertreiben und machte keine weiteren Anspielungen auf das vermeintliche *billet doux*, das Sir Andrew so qualvolle Minuten bereitet hatte. Sie sah, wie seine Sorge unter ihrem sonnigen Lächeln

schwand, und wenn auch Zweifel in ihm aufgestiegen waren, so war es ihr vollständig gelungen, sie bis die letzten Töne des Menuetts verklangen, zu zerstreuen. Er ahnte nicht in welch' fieberhafter Erregung sie war und unter welchen Anstrengungen sie die leichte Konversation durchführte.

Als das Menuett zu Ende war, bat sie Sir Andrew sie in das anstosende Zimmer zu führen.

„Ich habe Seiner königl. Hoheit versprochen, mich von ihm zum Souper führen zu lassen,“ sagte sie, „aber ehe wir uns trennen, sagen Sie mir . . . . haben Sie mir verziehen?“

„Verziehen?“

„Ja! Geben Sie nur zu, dass ich Sie vorhin erschreckt habe. Aber Sie müssen bedenken, dass ich keine Engländerin bin, die in dem Austausch von billets doux ein Verbrechen sieht, ich gelobe auch, meiner kleinen Suzanne nichts zu verraten. Und sagen Sie mir, darf ich Sie am Mittwoch zu meiner Gartengesellschaft erwarten?“

„Ich kann es nicht bestimmt zusagen, Lady Blakeney,“ antwortete er ausweichend. „Vielleicht muss ich London morgen verlassen.“

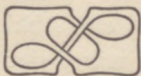
„Das täte ich an Ihrer Stelle nicht,“ sagte sie eindringlich, fügte aber, als sie in seinem Gesicht den erregten Ausdruck wieder erscheinen sah, heiter hinzu: „Keiner wirft den Ball besser, als Sie, Sir Andrew, wir würden Sie beim Spiel sehr vermissen.“

Er hatte sie zum Eingang des nächsten Saales geleitet, wo schon Seine königl. Hoheit die schöne Lady Blakeney erwartete.

„Madame, das Souper erwartet uns,“ sagte der Prinz und bot Marguerite den Arm, „und ich bin voll froher Vorahnung. Die Glücksgöttin hat beim Kartenspiel mir so unfreundlich den Rücken gekehrt, dass ich voll Vertrauen auf das Lächeln der Göttin der Schönheit rechne.“

„Euer königl. Hoheit hatten kein Glück am Spieltisch?“ fragte Marguerite, als sie den Arm des Prinzen nahm.

„Im Gegenteil! Und Blakeney, nicht zufrieden damit, der reichste Untertan meines Vaters zu sein, hat auch noch das unglaublichste Glück im Spiel. Wo steckt übrigens der famose Witzbold? Sie können es mir glauben, Madame, dass dieses Leben ohne Ihr süßes Lächeln und seine Spässe nur eine Einöde wäre.“



## Kapitel XIV

### Punkt ein Uhr.

**D**as Souper verlief in der fröhlichsten Stimmung. Alle Gäste erklärten, dass weder Lady Blakeney jemals so entzückend, noch der „Einfaltspinsel“ Sir Percy ergötzlicher gewesen wäre.

Seine königl. Hoheit hatte über Blakeney's närrische Antworten gelacht, dass ihm die Tränen über die Backen rollten. Seine Knittelverse: „Wir suchen ihn hier, wir suchen ihn dort“ wurden auf die Melodie von „Hallo, Ihr lustigen Britten“ gesungen und dazu stiessen sie die Gläser laut auf den Tisch. Überdies hatte Lord Grenville einen tadellosen Koch — ein paar Übermütige behaupteten, dass derselbe ein Abkömmling von altem französischen Adel wäre, der nach dem Verlust seines Vermögens sein Glück in der Küche des auswärtigen Amtes suchte.

Marguerite Blakeney war in ihrer glänzendsten Laune und keine Seele in dem Gedränge des Speisesaales ahnte, welch' schrecklicher Kampf in ihrem Innern tobte.

Der Zeiger der Uhr rückte so unbarmherzig schnell vor. Mitternacht war vorbei und der Prinz von Wales hob die Tafel auf. Binnen der nächsten halben Stunde würde das Schicksal von zwei tapferen Männern in der Wagschale liegen — von ihrem zärtlich geliebten Bruder und von ihm, dem unbekanntem Helden.

Marguerite hatte keinen Versuch gemacht, Chauvelin während der letzten halben Stunde zu sehen; sie wusste, dass seine stechenden Augen sie sofort mit Entsetzen erfüllen und die Wagschale sich für Armand neigen lassen würde. Solange sie ihn nicht sah, war in ihrem Herzen doch noch eine unbestimmte Hoffnung, es könnte „irgend etwas“ sich ereignen, um von ihren jungen Schultern die furchtbare Verantwortung zu nehmen, zwischen zwei so grausamen Möglichkeiten zu wählen. Aber die Uhr tickte mit der dumpfen Einförmigkeit, die sie anzunehmen scheint, wenn unsere Nerven aufs höchste gespannt sind.

Nach dem Souper wurde wieder getanzt. Seine königl. Hoheit hatte den Ball verlassen, auch andre ältere Gäste sprachen vom Fortgehen; nur die Jugend war unermüdlich und begann eben eine neue Gavotte.

Marguerite war nicht mehr fähig zum tanzen, sie war an der Grenze ihrer Selbstbeherrschung angelangt. Ein Kabinettsminister hatte sie wieder in das kleine Boudoir geleitet, das noch von allen Zimmern das leerste war. Sie wusste, dass Chau-

velin irgendwo auf der Lauer lag, um die erste Gelegenheit zu einem tête-à-tête zu ergreifen. Ihre Augen waren sich vor dem Souper einen Moment begegnet und sie wusste, der durchtriebene Diplomat hatte erraten, dass ihr Werk vollbracht sei.

Das Schicksal hatt es gewollt. Marguerite ergab sich darein, obwohl ihr Gewissen durch die schwersten Seelenkämpfe beunruhigt wurde. Aber Armand musste gerettet werden, koste es was es wolle; er war ihr Bruder, Freund und Eltern in einer Person, seit sie in ihrer frühesten Kindheit verwaist war. Der Gedanke, dass Armand auf dem Schaffot den Tod eines Verräters erleiden sollte, war zu entsetzlich — unmöglich. Das dürfte niemals geschehen . . . . Der Fremde hingegen, der Held . . . das Schicksal mochte entscheiden. Marguerite wollte das Leben ihres Bruders den Händen des erbarmungslosen Feindes entreissen, mochte dann der so kluge, schlaue rote Pimpernell sich selbst aus der Schlinge ziehen.

Vielleicht — so wagte Marguerite noch zu hoffen — gelang es dem waghalsigen Helden, der seit Monaten ein Heer von Spionen an der Nase herumgeführt hatte, Chauvelin nicht in den Weg zu kommen und frei zu bleiben.

Sie dachte an dies alles, während sie der witzigen Unterhaltung des Ministers zu lauschen schien, den es ohne Zweifel sehr erfreute, an Lady Blake-ney eine so aufmerksame ZuhörerIn gefunden zu



haben. Plötzlich sah sie, wie Chauvelin durch eine Spalte im Türvorhang spähte .

„Lord Fancourt,“ sagte sie zu dem Minister, „wollen Sie mir einen Gefallen tun?“

„Ich lege Ihnen meine Dienste zu Füßen,“ erwiderte er galant.

„Wollen Sie sehen, ob mein Gemahl noch im Spielzimmer ist? Und wenn Sie ihn finden, sagen Sie ihm, bitte, dass ich sehr müde bin und gern bald heimkehren möchte.“

Die Befehle einer schönen Frau sind immer bindend, selbst für einen Minister und so machte sich Lord Fancourt sofort bereit, zu gehorchen.

„Ich möchte Mylady aber nicht gern allein lassen,“ sagte er.

„Das tut nichts. Ich bin ja hier sicher aufgehoben — hoffentlich bleibe ich ungestört, denn ich bin wirklich müde. Sie wissen, dass Sir Percy nach Richmond zurückfahren will . Das ist eine grosse Strecke und wir können kaum vor Tagesanbruch dort sein.

Es blieb Lord Fancourt nichts übrig, als zu gehen. Kaum war er fort, als Chauvelin in das Zimmer schlüpfte und im nächsten Augenblick ruhig und kaltblütig neben ihr stand.

„Sie haben Nachrichten für mich?“ fragte er. Marguerite hatte die Empfindung, als ob sich eine Eisdecke um ihre Schultern legte; obgleich ihre Wangen glühten, durchschauerte es sie.

„Nichts von Wichtigkeit,“ sagte sie und starrte abwesend vor sich hin, „aber es gibt vielleicht einen Anhalt. Ich überraschte, — die Art und Weise tut nichts zur Sache — Sir Andrew Ffoulkes in dem Moment, als er in diesem Zimmer an einem der Lichter einen Zettel verbrennen wollte. Es gelang mir, diesen Zettel eine Minute in Händen zu halten und einen Blick darauf zu werfen.“

„Zeit genug, um den Inhalt zu erfahren?“ fragte Chauvelin.

Sie nickte und fuhr dann in demselben, mechanischen Ton fort —

„In der Ecke des Zettels war die gewohnte rohe Skizze der kleinen, sternförmigen Blume. darüber las ich zwei Zeilen, das übrige war schon von den Flammen versengt und geschwärzt.“

„Und was enthielten diese Zeilen?“

Die Stimme schien ihr plötzlich zu versagen und sie hatte für einen Augenblick das Gefühl, als könnte sie die Worte nicht über die Lippen bringen, die einen tapferen Mann in den Tod schicken würden.

„Es ist ein Glück, dass nicht der ganze Zettel verbrannt war,“ fügte Chauvelin mit seinem trockenen Sarkasmus hinzu, „sonst erginge es Armand St. Just übel. „Was enthielten diese Zeilen, Citoyenne?“

„Auf der ersten stand: „Ich reise morgen selbst ab,“ antwortete sie ruhig, auf der nächsten —

„Wenn Ihr mich sprechen wollt, so findet Ihr mich Punkt ein Uhr im Speisesaal.“

Chauvelin sah nach der Uhr über dem Kamin und sagte gleichmütig — „Dann habe ich noch viele Zeit.“

„Was wollen Sie tun?“ fragte Marguerite. Sie war so bleich, wie ein Marmorbild, ihre Hände waren eiskalt und ihr Herz klopfte zum Zerspringen in der furchtbaren Aufregung ihrer Nerven. O wie grausam spielte ihr das Schicksal mit! Was hatte sie begangen, um alles dies zu verdienen? Sie hatte gewählt: hatte sie nun eine niedrige oder eine grosse Handlung vollführt? Diese Frage konnte wohl nur der Engel, der unsere Taten in das goldene Buch schreibt, beantworten.

„Was wollen Sie tun?“ wiederholte sie mechanisch.

„O nichts für den Augenblick. Das spätere wird sich finden.“

„Wovon wird das abhängen?“

„Von demjenigen, den ich Punkt ein Uhr im Speisesaal sehe.“

„Sie werden natürlich den roten Pimpernell sehen. Aber Sie kennen ihn ja nicht.“

„Nein, aber das wird nicht mehr lang dauern.“

„Sir Andrew wird ihn gewarnt haben.“

„Das glaube ich nicht. Als Sie sich nach dem Menuett von ihm trennten, sah er ihnen einen Augenblick mit einem Ausdruck nach, der mich merken liess, dass zwischen Ihnen etwas vorgefallen

war. Es war nur natürlich — nicht wahr? — dass ich mir über das „Etwas“ meine eigenen Gedanken machte. Daher verwickelte ich den jungen Herrn in eine lange, lebhafte Unterhaltung — wir sprachen von Herrn Glucks grossen Erfolgen in England — bis er einer Dame den Arm zum Souper reichen musste.“

„Und nachher?“

„Auch während des Soupers verlor ich ihn nicht aus den Augen. Als wir alle wieder heraufkamen, legte Lady Portarles Beschlag auf ihn und fing von der hübschen Mademoiselle Suzanne de Tournay an. Ich wusste, dass er nun festgehalten wird, bis Lady Portarles ihr Thema erschöpft hat, das kann noch eine Viertelstunde dauern und jetzt fehlen nur noch fünf Minuten an Eins.“

Er bereitete sich zum Fortgehen, zog den Türvorhang auseinander und zeigte Marguerite in der Ferne Sir Andrew in eifrigem Gespräch mit Lady Portarles.

„Ich denke,“ sagte er mit einem triumphierenden Lächeln, „dass ich sicher sein darf, die gesuchte Person im Speisesaal zu finden, schöne Lady.“

„Vielleicht finden Sie mehr als eine.“

„Ob nun eine oder mehrere Personen Punkt ein Uhr im Speisesaal sind, ist gleich, sie werden von einem meiner Spione beobachtet werden. Morgen reist dann jedenfalls eine oder einige von ihnen nach Frankreich. Eine von ihnen muss der „rote Pimpernell“ sein.“

„Ja? — Und dann?“

„Auch ich reise morgen nach Frankreich. Die Papiere, die man in Dover bei Sir Andrew Ffoulkes gefunden hat, sprechen von einem Wirtshaus in der Umgebung von Calais, in einsamer Gegend, „Die graue Katze“, so heisst Vater Blanchard's Hütte, die muss ich finden. Dort sollen auf das Gebot des verdammten Engländers der Verräter de Tournay und andere mit seinen Verbündeten zusammentreffen. Aber wie es scheint, hat er beschlossen, anstatt seiner Verbündeten morgen selbst abzureisen. Nun wird also eine der Personen, die ich nachher im Esssaal beobachte, morgen nach Chalais reisen; ich folge ihr, bis sie den Ort erreicht, an dem jene Aristokraten auf ihrer Flucht mit ihm zusammentreffen, denn diese Person ist der Mann, dessen Energie mich übertrumpft, dessen Schlaueit mich irre geführt, dessen Kühnheit meine Bewunderung erregt hat — ja, meine Bewunderung! — Und das ist der geheimnisvolle „Rote Pimpernell.“

„Und Armand?“ flehte sie.

„Habe ich jemals mein Wort gebrochen? Ich verspreche Ihnen, dass ich Ihnen jenen unüberlegten Brief durch einen Expressboten schicke, sobald ich mit dem roten Pimpernell auf dem Wege nach Frankreich bin. Noch mehr, ich verbürge Ihnen das Wort Frankreichs, dass an demselben Tage, wo ich den ränkevollen Engländer erwische, St. Just hier in England, in den Armen seiner reizenden Schwester sein soll.“

Und mit einer tiefen Verbeugung und einem nochmaligen Blick auf die Uhr verließ Chauvelin das Zimmer.

Marguerite hatte die Empfindung, als ob sie durch all das Geräusch, die Musik, das Lachen, seine schleichenden Schritte hören könnte, wie er durch die Empfangsräume und die Treppen hinunterging, die Türe des Esssaals erreichte und jetzt hineintrat. Das Schicksal hatte entschieden, hatte sie veranlasst zu sprechen und um ihres geliebten Bruders willen eine niedrige, abscheuliche Handlung zu begehen. Sie lehnte sich in den Stuhl zurück und sah immer im Geiste die Gestalt ihres unbarmherzigen Feindes.

Der Esssaal war leer, als Chauvelin ihn betrat und bot einen unerfreulichen, unordentlichen Anblick. Halbleere Gläser waren auf dem Tisch, zerknüllte Servietten lagen umher, die Stühle — zu zweien oder dreien zusammengerückt — schienen wie die Sitze von eifrig sprechenden Geistern. Da standen Gruppen von zwei Stühlen — dicht aneinander — in den lauschigen Ecken, die erzählten von Liebesgeflüster; Gruppen von drei oder vier Stühlen riefen die Erinnerung an fröhliche, lebhaftes Gespräche über die letzten Neuigkeiten in der Gesellschaft wach; auch vereinzelt Stühle, dicht an den Tisch gerückt, dort hatten Gourmands sich die leckeren Gerichte schmecken lassen, und umgeworfene Stühle verrieten, wie eifrig manche Gäste Lord Grenvilles Weinen zugesprochen hatten.

Chauvelin sah sich in dem leeren Esssaal um und rieb sich mit zufriedennem Lächeln die Hände. Alles war so üppig und es herrschte eine solche Stille, dass der aufmerksamste Beobachter nicht erraten hätte, dass der verlassene Esssaal nichts anderes, als eine Falle für den klügsten und kühnsten Verschwörer jener unruhigen Zeiten war.

Chauvelin überlegte und versuchte, sich ein Bild von den kommenden Ereignissen zu machen. Welcher Art mochte wohl der Mann sein, dem er und die Führer der Revolution den Tod geschworen hatten? Alles, was man über ihn hörte, war so unheimlich und geheimnisvoll; seine Person, die niemand entdecken konnte, die Macht, die er über neunzehn junge Engländer besass, so dass sie in blinder Begeisterung jedem Befehl gehorchten und vor allem seine unglaubliche Kühnheit, mit der er sogar innerhalb Paris seine Feinde verhöhnnte und herausforderte.

Da war es kein Wunder, wenn in Frankreich sein blosser Name bei dem Volke einen abergläubischen Schauer erregte. Selbst Chauvelin empfand als er sich in dem verlassenen Zimmer umsah, ein unbehagliches Gefühl.

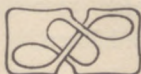
Aber seine Pläne waren wohl überlegt. Er war sicher, dass der rote Pimpernell nicht gewarnt worden war und ebenso sicher, dass Marguerite Blake-ney keines falschen Spieles fähig war. Wenn sie ihm aber einen Streich gespielt hätte, dann sollte Armand St. Just es büssen.

Doch nein, nein! Sie hatte kein falsches Spiel gespielt. Zum Glück war der Esssaal verlassen, das würde Chauvelins Aufgabe erleichtern, wenn nun der rätselhafte Mann einträte. Chauvelin war allein. Aber halt! als der schlaue Bevollmächtigte sich mit Befriedigung in dem leeren Zimmer umsah, hörte er plötzlich regelmässiges, friedliches Atmen, offenbar hatte einer der Gäste es sich gut schmecken lassen und machte, fern vom Geräusch des Tanzsaals, ein ruhiges Schläfchen.

Als Chauvelin sich nach dem Schläfer umsah, bemerkte er, dass in einer dunklen Ecke des Speisesaals der prächtig gekleidete Gemahl des klügsten Weibes von Europa seine langen Glieder auf einem Sopha ausgestreckt hatte und mit geschlossenen Augen und offenem Munde in tiefem Schlummer lag.

Chauvelin betrachtete ihn, als er so friedlich da lag, offenbar nach einem so köstlichen Mahle mit sich und der Welt zufrieden. Ein fast mitleidiges Lächeln erhellte einen Augenblick die harten Züge des Franzosen.

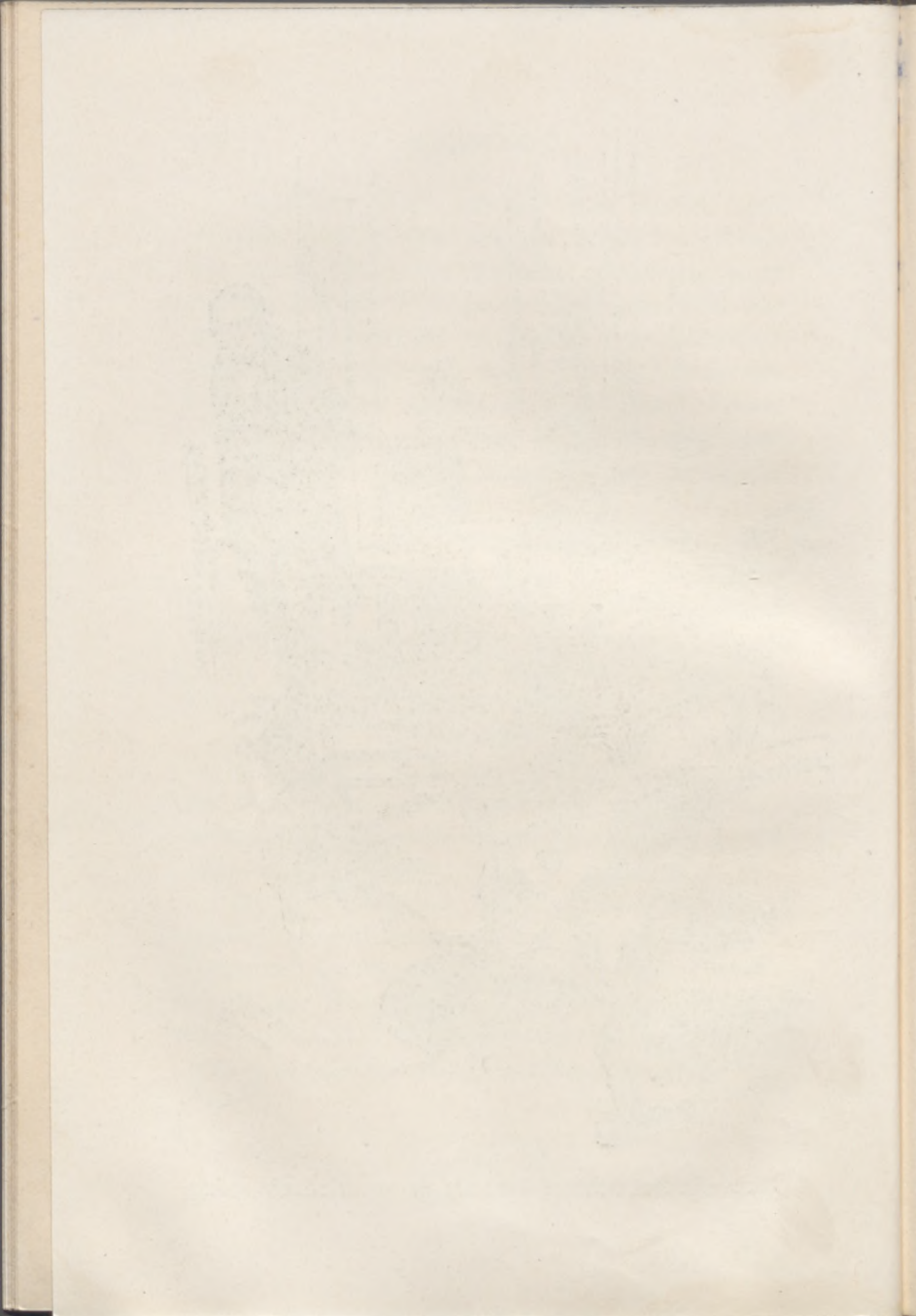
Der im traumlosen Schlaf liegende Sir Percy würde keinesfalls seinen Anschlag auf den roten Pimpernell durchkreuzen. Er rieb sich mehrmals befriedigt die Hände, folgte dem Beispiel Sir Percys, streckte sich auch auf einem Sopha aus, schloss die Augen, atmete tief und regelmässig und . . . . wartete.







Chauvelin betrachtete ihn, als er so friedlich dalag.



## Kapitel XV

### Zweifel.



Marguerite hatte der schwächtigen Gestalt Chauvelins nachgeblickt, als er sich durch den Ballsaal einen Weg bahnte, dann musste sie geduldig warten, während ihre Nerven aufs äusserste erregt waren. So sass sie schweigend in dem kleinen, immer noch verlassenen Boudoir und blickte durch die halb verhangene Tür nach den Tanzenden; sie schaute nach ihnen, ohne sie zu sehen, sie hörte die Musik und war sich doch nur eines dumpfen Gefühls von Erwartung, von ängstlichem, endlosen Warten bewusst.

Ihr Geist beschwor eine Vision herauf von dem, was vielleicht gerade in diesem Augenblicke sich unten zutrug. Das halbverlassene Speisezimmer, die verhängnisvolle Stunde, Chauvelin als Spion! Dann, pünktlich auf die Minute, tritt ein Mann herein, er, der rote Pimpernell, der geheimnisvolle Held, der für Marguerite fast zu einem körperlosen Wesen wird, so unheimlich und übernatürlich scheint seine Persönlichkeit.

Könnte sie doch im Speisesaal sein und seinen Eintritt beobachten; sie wusste, dass sie mit dem Scharfblick des Weibes sofort in dem Gesicht des Fremden — wer er auch sei — jene starke Individualität erkennen würde, die einem Führer, einem Helden angehört, dem mächtigen, hochfliegenden Adler, dessen kühne Flügel bald in einer elenden Falle gelähmt werden sollten.

Nach Frauenart dachte sie in unvermischter Traurigkeit an ihn; das Schickal war so grausam, dass es den furchtlosen Löwen durch das Nagen einer Ratte zu Grunde gehen liess! Ah, hätte nicht Armands Leben auf dem Spiele gestanden! . . . .

„Verzeihen Sie, Mylady, Sie müssen mich für sehr ungeschickt gehalten haben“, sagte plötzlich eine Stimme dicht neben ihr. „Ich konnte Ihre Botschaft nicht gleich ausrichten, denn Blakeney war zuerst nirgends zu finden.“

Marguerite hatte ihren Gatten, den Auftrag, ja alles vergessen und schreckte wie aus einem Traume auf, als Lord Fancourt seinen Namen nannte, denn ihre Gedanken waren bei ihrem alten Leben in der Rue de Richelieu, wo Armands Liebe sie beschützte.

„Endlich fand ich ihn“, fuhr Lord Fancourt fort, „und richtete Ihren Auftrag aus. Er sagte, dass er sogleich den Befehl zum Anspannen geben würde.“

„Ah,“ sagte sie endlich, noch immer abwesend, „Sie fanden meinen Gatten und richteten meinen Auftrag aus?“

„Ja, er schlief im Esssaal so fest, dass ich Mühe hatte, ihn zu erwecken.“

„Ich danke Ihnen vielmals,“ sagte sie mechanisch und versuchte, sich zu sammeln.

„Wollen Sie mir die Ehre geben, die nächste Quadrille mit mir zu tanzen, bis die Kutsche bereit ist?“ fragte Lord Fancourt.

„Nein, ich danke, Sie müssen mich entschuldigen, aber ich bin so ermüdet und die Hitze im Ballsaal ist so drückend.“

„Das Gewächshaus ist herrlich kühl, erlauben Sie, dass ich Sie hineinführe und Ihnen eine Erfrischung hole. Sie scheinen leidend zu sein, Lady Blakeney.“

„Ich bin nur übermüdet,“ wiederholte sie matt, als Lord Fancourt sie dorthin geleitete, wo gedämpfte Lichter und grüne Pflanzen die Luft kühlten. Sie sank in einen Sessel; dieses lange Warten war unerträglich. Warum kam Chauvelin nicht, um ihr das Resultat seines Aufpassens zu berichten?

Lord Fancourt war sehr aufmerksam. Sie hörte kaum, was er sprach und erstaunte ihn plötzlich durch die unvermittelte Frage:

„Lord Fancourt, bemerkten Sie, wer ausser Sir Percy noch im Esssaal war?“

„Nur der Bevollmächtigte der französischen Regierung, Chauvelin, er schlief ebenso fest in einer anderen Ecke. Warum fragen Sie, Mylady?“

„Ich weiss nicht . . . . Ich . . . . Wissen Sie, um welche Zeit das war?“

„Es mag etwa fünf bis zehn Minuten nach Eins gewesen sein . . . . Ich möchte wohl wissen, an was Sie denken“, fügte er hinzu, denn er merkte wohl, dass die Gedanken der schönen Frau weit weg waren und sie nicht auf seine geistreiche Unterhaltung gehört hatte.

Weit weg waren ihre Gedanken nicht, nur ein Stockwerk tiefer, in dem Esssaal. War es Chauvelin gelungen? Einen Augenblick hoffte sie, Sir Andrew hätte den roten Pimpernell gewarnt und der Vogel wäre Chauvelin nicht ins Netz gegangen. Aber was wurde dann mit Armand?

Lord Fancourt hatte es aufgegeben zu sprechen, da sie nicht zuhörte und suchte nach einem Vorwand, um sich entfernen zu können.

„Darf ich nachsehen, ob Ihr Wagen bereit ist?“ fragte er endlich.

„O ich danke Ihnen, wenn Sie so gütig sein wollen . . . . ich fürchte, ich bin eine schlechte Gesellschafterin — aber ich bin wirklich ermüdet und vielleicht am besten allein.“

Sie sehnte sich, ihn los zu sein, denn sie hoffte, dass Chauvelin, gleich dem Fuchs, der seine Beute beschleicht, in der Nähe wäre, in der Hoffnung, sie allein zu finden.

Aber Lord Fancourt ging und dennoch kam Chauvelin nicht. Wenn es ihm missglückt war? — Dann durfte sie auf kein Erbarmen für Armand hoffen. Er hatte sein: „Entweder — oder“ ausgesprochen, und nichts Geringeres würde ihn zufrieden stellen; er war so boshaft, dass er es so drehen würde, als hätte sie ihn absichtlich irre geführt und gelang es ihm nicht, den Adler in die Falle zu locken, so würde er sich auch mit einer geringeren Beute, mit Armand begnügen.

Und doch hatte sie sich so bemüht, um Armands willen ihr Bestes zu tun, sie konnte den Gedanken nicht ertragen, dass alles misslungen sein sollte. Sie konnte nicht stillsitzen, sie wollte lieber gehen und das Schlimmste hören und staunte, dass Chauvelin noch nicht gekommen war, um seinen Zorn an ihr auszulassen.

Doch da kam Lord Grenville selbst, um ihr zu sagen, dass ihre Kutsche vorgefahren wäre und Sir Percy ihrer harrte, die Zügel in den Händen. Marguerite sagte ihrem lebenswürdigen Gastgeber Lebewohl; viele ihrer Bekannten hielten sie noch an, als sie die Zimmer durcheilte.

Der Minister nahm oben an der Treppe von der schönen Lady Blakeney Abschied; unten in der Vorhalle standen eine ganze Anzahl galanter, junger Herren, die der Königin des Festes ihren letzten Tribut zollen wollten, während draussen vor dem Portal Sir Percys prächtige Rappen ungeduldig scharren.

Noch oben auf der Treppe sah sie plötzlich Chauvelin, der langsam die Stufen heraufkam.

Sein bewegliches Gesicht trug einen merkwürdigen Ausdruck, halb ergötzt, halb verdutzt, und als seine scharfen Augen Marguerites Blick begegneten, wurden sie fast höhrend.

„Mr. Chauvelin“, sagte sie, als er sich vor ihr verbeugte, „meine Kutsche ist vor der Türe, darf ich um Ihren Arm bitten?“

So verbindlich wie immer bot er ihr den Arm und führte sie hinunter. Das Gedränge war gross, viele Gäste brachen auf, andere lehnten am Treppengeländer und betrachteten die auf- und abwogende Menge.

„Chauvelin“, sagte sie endlich verzweifelt, „ich muss wissen, was geschehen ist.“

„Was geschehen ist, Verehrteste?“ antwortete er in scheinbarer Überraschung. „Wann? Wo?“

„Sie foltern mich, Chauvelin. Ich habe Ihnen heute Abend geholfen . . . . da habe ich das Recht, etwas zu erfahren. Was geschah im Speisesaal von ein Uhr bis jetzt?“

Sie sprach leise und dachte, dass in dem unruhigen Getreibe ihr Worte von niemandem, ausser ihrem Begleiter verstanden werden könnten.

„Ruhe und Frieden herrschten dort, schöne Dame; zu jener Stunde schlief ich in der einen Sophaecke und Sir Percy Blakeney in einer andern.“

„Niemand weiter kam in das Zimmer?“

„Niemand.“



„Dann haben wir, Sie und ich, unsern Zweck verfehlt?“

„Ja! Der Plan ist misslungen — vielleicht . . .“

„Aber Armand?“ flehte sie.

„Armand St. Just's Leben hängt an einem Faden . . . . beten Sie, Mylady, dass der Faden nicht reißen möge.“

„Chauvelin, ich arbeite für Sie, ernsthaft, aufrichtig . . . . bedenken Sie . . . .“

„Ich erinnere mich meines Versprechens wohl“, sagte er kaltblütig, „an dem Tage, wo der rote Pimpernell und ich uns auf französischem Boden begegneten, wird St. Just in den Armen seiner reizenden Schwester sein.“

„Das bedeutet also, dass das Blut eines edlen Mannes an meinen Händen klebt“, sagte sie schauernd.

„Sein Blut oder das Ihres Bruders. In diesem Augenblick werden Sie sicherlich hoffen, wie auch ich, dass der rätselhafte rote Pimpernell noch heute nach Calais abreist —“ „Ich bin mir nur einer einzigen Hoffnung bewusst, Citoyen.“

„Und die wäre?“

„Dass Satan, Ihr Meister, Sie, noch ehe die Sonne heute aufgeht, irgendwo anders nötig hat.“

„Sie schmeicheln mir, Citoyenne.“

Sie hatte ihn auf halber Treppe einige Augenblicke aufgehalten und versuchte, herauszubringen, was er hinter seiner Fuchsmaske verbarg. Aber Chauvelin blieb sarkastisch und geheimnisvoll, keine

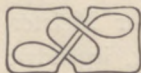
Falte verriet dem armen, geängstigten Weib, ob sie fürchten oder hoffen sollte.

Unten wurde sie bald von den jungen Herren umringt, wie die Schmetterlinge um das Licht flattern, aber ehe sie sich von Chauvelin abwandte, hielt sie ihm ihre kleine Hand mit einer reizenden, kindlich bittenden Bewegung hin, die so ganz ihr eigen war.

„Lassen Sie mir doch einen Hoffnungsstrahl,“ bat sie. Mit der grössten Verbindlichkeit beugte er sich über die kleine Hand, die so weiss und zierlich durch die durchbrochenen Handschuhe schimmerte und als er die rosigen Fingerspitzen küsste, wiederholte er mit seinem unergründlichen Lächeln —

„Beten Sie, dass der Faden nicht reissen möge.“

Indem er bei Seite trat, konnten die Schmetterlinge noch näher an das Licht der Schönheit heranzufattern und die jeunesse dorée, die Lade Blakeney umdrängte, verbarg ihren Blicken das lauernde Gesicht ihres Peinigers.



## Kapitel XVI

### Richmond.

**I**n paar Minuten später sass sie, in kostbare Pelze gehüllt, neben Sir Percy auf dem Bock seiner Kutsche, und die vier prächtigen Rappen eilten durch die stille Strasse. Die Nacht war trotz des sanften Windes, der Marguerite's Wangen fächelte, warm. Bald lagen die Häuser von London hinter ihnen und nachdem sie über die alte Brücke von Hammersmith gerattert waren, trieb Sir Percy seine Pferde eilig nach Richmond zu.

Der Fluss wand seine hübschen, zarten Kurven, wie eine silberne Schlange unter den zitternden Mondstrahlen. Lange Schatten der Bäume lagen manchmal wie ein schwarzes Leichentuch über der Strasse. Die Rappen liefen mit halbsbrecherischer Schnelligkeit und wurden nur leicht von Sir Percy's sicheren Händen zurückgehalten.

Diese Nachtfahrten nach den Bällen und Soupers in London waren eine Quelle des fortwähren-

den Entzückens für Marguerite und sie stimmte ganz mit der Marotte ihres Mannes überein, die ihm den Plan eingegeben hatte, sie nach allen Festlichkeiten noch in ihr schönes Landhaus am Fluss heimzufahren, anstatt in einem dumpfen Londoner Haus zu übernachten. Ihm war es ein Vergügen, seine mutigen Pferde auf den einsamen, mondbeschiedenen Wegen zu leiten und sie genoss die frische Nachtluft nach den heissen Gesellschaftszimmern. Die Fahrt war nicht lang — kaum eine Stunde, wenn die Pferde frisch waren und Sir Percy ihnen freien Lauf liess.

Heute schien der Teufel los zu sein, denn sie rasten die Strasse am Fluss entlang. Wie gewöhnlich sprach er nicht mit ihr, sondern starrte vor sich hin, die Zügel schienen lose in seinen weissen, schlanken Händen zu liegen. Marguerite blickte ein paar mal forschend, fast bittend zu ihm hin; sie konnte sein hübsches Profil sehen und eines der müden Augen mit dem schweren Augenlid und der schön geschwungenen Braue.

Das Gesicht sah im Mondenschein merkwürdig ernst aus und rief Marguerite in schmerzlicher Erinnerung jene glücklichen Tage zurück, in denen er um sie warb, ehe er der fade Müssiggänger wurde, dessen Leben sich beim Kartenspiel und Souper abspielte.

Aber jetzt, im Mondenschein, sah sie nicht den müden, albernen Ausdruck, sie sah nur die Kontur des Kinnes und des entschlossenen Mundes, die gut

geschnittene Form der Stirne; wirklich, die Natur hatte es mit Sir Percy gut gemeint; an seinen Fehlern waren seine arme, halb verrückte Mutter und sein verzweifelter, trauernder Vater schuld, die sich nicht um das junge, aufblühende Leben gekümmert hatten.

Marguerite empfand ein plötzliches Mitgefühl für ihren Gatten. Die moralische Krisis, die sie eben durchgemacht hatte, liess sie die Fehler anderer nachsichtig betrachten.

Wie ein Mensch vom Schicksal hin- und hergestossen und vollständig gebrochen werden kann, das war ihr in seiner ganzen Macht klar geworden. Hätte ihr noch vor einer Woche jemand gesagt, dass sie sich erniedrigen würde, ihren Freunden nachzuspionieren und einen tapferen, arglosen Mann in die Hände eines erbarmungslosen Feindes auszuliefern, sie hätte einen solchen Gedanken mit Verachtung bestraft.

Und doch hatte sie es getan, — jetzt war sie vielleicht an dem Tode jenes braven Manes schuld, gerade so wie vor zwei Jahren ein gedankenloses Wort von ihr den Tod des Marquis von St. Cyr verursacht hatte. Aber damals war sie moralisch unschuldig — sie hatte keine böse Absicht gehabt — das Schicksal hatte eingegriffen. Diesmal hatte sie wirklich eine niedrige Handlung begangen, hatte freiwillig etwas getan, aus einem Beweggrunde, den wohl auch grosse Moralisten nicht würgen gelten lassen.

Und als sie den starken Arm ihres Gatten neben sich fühlte, war sie sich bewusst, wie sie um so mehr seine Achtung und Liebe verlieren würde, wenn er ihr letztes Vergehen von heute Abend erführe. So oberflächlich beurteilen sich oft die Menschen, sie verurteilen und verachten sich ohne tiefen Grund und erbarmungslos. Sie blickte auf ihren Gatten wegen seiner Beschränktheit und seiner läppischen Liebhabereien herab und er würde sie noch viel tiefer verachten, weil sie nicht die Kraft gehabt hatte, das Rechte um seiner selbst willen zu tun und ihren Bruder nach den Forderungen ihres Gewissens seinem Schicksal zu überlassen.

In Gedanken versunken fand Marguerite die Fahrt viel zu kurz war und enttäuscht, als die Pferde plötzlich an das massive Tor ihres herrlichen, englischen Landsitzes einbogen.

Sir Percy Blakeney's Haus am Fluss hatte historischen Ruf, und es machte einen fürstlichen Eindruck, umgeben von dem herrlich angelegten Garten mit einer grossen Terrasse nach der Themse zu. Zur Zeit der Tudors gebaut, sahen die roten Ziegelmauern inmitten des üppigen Grüns höchst malerisch aus, der grüne Rasen mit der Sonnenuhr vervollständigte die Harmonie des Bildes. Grosse Bäume spenden Schatten und die Blätter weisen schon einen herbstlich gelbroten Schimmer auf, der alte Garten übt im Mondenschein einen ganz besonders poetischen, friedlichen Reiz aus.

Mit nie versagender Präcision brachte Sir Percy die vier Pferde gerade vor der Thür der schönen Eingangshalle zum Stehen; trotz der späten Stunde schienen eine grössere Anzahl Reitknechte wie plötzlich aus dem Erdboden gewachsen zu sein, als die Kutsche herandonnerte und warteten respektvoll.

Sir Percy sprang schnell herunter und half dann Marguerite abzustiegen. Sie zögerte noch einen Augenblick im Freien, während er seinen Leuten ein paar Befehle gab. Sie ging um das Haus herum, betrat den Rasenplatz und schaute träumerisch in die mondhelle Landschaft. Die Natur war so friedlich im Gegensatz zu den aufregenden Szenen, die sie durchlebt hatte; sie konnte das leise Plätschern des Flusses hören und hie und da fiel ein dürres Blatt zur Erde.

Sonst war Stille um sie her. Im Haus erhellten sich die Fenster von zwei verschiedenen Zimmerreihen, es waren ihre und seine Gemächer, so weit entfernt von einander liegend, als es im Haus möglich war, so weit getrennt, wie jetzt ihr Leben. Sie seufzte unwillkürlich — kaum hätte sie in dem Augenblick sagen können, warum.

Nie hatte sie sich so vereinsamt gefühlt, so sehr sich nach Trost und Mitgefühl gesehnt. Und als sie sich mit einem zweiten Seufzer vom Fluss dem Hause zuwandte, dachte sie, ob sie nach einer solchen Nacht wohl jemals Ruhe und Schlaf finden würde.

Plötzlich, noch ehe sie die Terasse erreicht hatte, hörte sie einen festen Schritt auf dem knirschenden Kies und sah ihren Gatten aus dem Schatten auftauchen. Er trug noch seinen schweren Mantel mit den vielen kleinen Kragen, die er in die Mode gebracht hatte, aber er hatte ihn weit zurückgeschlagen und die Hände nach seiner Gewohnheit in die weiten Taschen seiner Atlashose gesteckt; der prächtige, weisse Anzug, den er auf Lord Grenville's Ball getragen hatte, mit dem Jabot von den kostbaren Spitzen, sah gegen das dunkle Haus ganz geisterhaft aus.

Augenscheinlich bemerkte er sie nicht, denn nach ein paar Augenblicken wandte er sich wieder dem Hause zu.

„Sir Percy.“

Er hatte schon den Fuss auf der untersten Stufe der Terasse, aber beim Klang ihrer Stimme fuhr er zusammen, blieb stehen und blickte suchend nach ihr in den Schatten.

Sie trat schnell in den Mondschein heraus und sobald er sie sah, sagte er mit der Galanterie, die er ihr gegenüber nie vergass. —

„Was steht zu Deinen Diensten?“

Aber sein Fuss war noch auf der Stufe und in seiner ganzen Haltung lag der Wunsch ausgeprägt, zu gehen und keine nächtliche Besprechung mehr zu halten.

„Die Luft ist köstlich kühl,“ sagte sie, „der Mondschein so friedlich und der Garten so ein-



ladend. Willst Du nicht ein wenig verweilen, oder ist Dir meine Gesellschaft so unangenehm, dass Du eilst, mich los zu werden?“

„Nein, gar nicht,“ antwortete er gelassen, „nur ist die Sache wohl umgekehrt. Ich glaube, Du genießt den Mondschein lieber ohne mich, und je eher ich mich drücke, desto besser wird es Dir behagen.“

Er wandte sich nochmals zum Gehen.

„Du willst mich missverstehen, Percy,“ sagte sie hastig und trat näher zu ihm heran; „die Entfremdung zwischen uns ist nicht durch mich entstanden. Erwinnere Dich recht.“

„Ach Gott, da mußt Du entschuldigen, mein Gedächtnis war stets schlecht.“

Er sah ihr mit der schläfrigen Lässigkeit in die Augen, die ihm zur zweiten Natur geworden war.

Sie erwiderte den Blick und sagte, —

„So ein kurzes Gedächtnis, Percy? Meiner Treu, dann mußt es sich sehr verändert haben. Sahst Du mich nicht vor drei Jahren in Paris nur für eine Stunde auf Deinem Wege nach dem Orient? Und als Du nach zwei Jahren wiederkamst, hattest Du mich nicht vergessen?“

Sie sah göttlich schön aus, als sie im Mondschein dastand, der Pelz war von ihren hübschen Schultern gegliitten, die Goldstickerei ihres Kleides glitzerte und sie hatte ihm ihre blauen Kinder-Augen voll zugewendet.

Er stand einen Augenblick steif und still, nur die geballte Faust legte er auf die Steinbalustrade der Terasse.

„Du wünschtest meine Gegenwart,“ sagte er eisig, ich wette, es geschah nicht in der Absicht, Dich in zärtliche Rückerinnerungen zu vertiefen.“

Seine Stimme war zweifellos kalt und wenig versprechend, seine ganze Haltung steif. Um sich nichts zu vergeben hätte Marguerite Gleiches mit Gleichem vergelten und mit einem gnädigen Kopfnicken ihn verlassen müssen — aber der weibliche Instinkt gab ihr ein, zu bleiben — der Instinkt, durch den ein schönes Weib, das sich seiner Macht bewusst ist, sich darnach sehnt, den Mann, der sie nicht anbetet, vor sich auf den Knien zu sehen. Sie reichte ihm die Hand.

„Warum nur nicht? Percy? Die Gegenwart ist doch nicht so rosig, dass ich nicht wünschen sollte, bei der Vergangenheit zu verweilen.“

Er beugte sich zu ihr herab, ergriff ihre Fingerspitzen und küsste sie höflich.

„Dann musst Du mir wahrhaftig verzeihen, wenn mein dummer Verstand Dich dabei nicht begleiten kann.“

Noch einmal wollte er gehen, aber nochmals rief ihn ihre süsse, fast zärtliche Stimme zurück.

„Percy!“

„Du wünschest?“

„Ist es nicht möglich, dass die Liebe sterben kann?“ sagte sie plötzlich heftig. „Mich dünkt,

dass die Leidenschaft, die Du einst für mich empfandest, die Spanne eines Menschenlebens hätte ausdauern sollen. Ist gar nichts von der Liebe übrig, Percy . . . . die Dir helfen könnte . . . . die traurige Entfremdung zu überbrücken?“

Sein kräftige Gestalt schien bei ihren Worten noch starrer zu werden, ein harter Zug kam um seinen Mund, ein Ausdruck von unnachgiebigem Widerstand lag in seinen blauen Augen.

„Zu welchem Zweck, Madame?“ fragte er kalt.

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Und doch ist es simpel genug,“ erwiderte er mit plötzlicher Bitterkeit, obwohl er versuchte, sie zu unterdrücken. „Ich frage Dich ganz bescheiden, denn mein schwacher Verstand ist unfähig, die Ursache Deiner neuesten Laune zu erfassen. Hast Du etwa Lust, den teuflischen Sport vom letzten Jahre nochmals mit mir zu treiben? Gelüstet es Dich, mich noch einmal liebeskrank zu Deinen Füßen zu sehen, damit Du das Vergnügen haben kannst, mich mit einem Fusstritt bei Seite zu schieben, wie einen lästig gewordenen Schosshund?“

Es war ihr gelungen, ihn aufzurütteln und sie sah ihm gerade ins Gesicht, denn so hatte sie ihn vor einem Jahr gekannt.

„Percy, ich flehe Dich an, können wir nicht das Vergangene begraben?“

„Verzeihe, aber ich verstand, es sei Dein Wunsch, dabei zu verweilen.“

„Ich meinte damit jene Vergangenheit,“ sagte sie in fast zärtlichem Tone, in der Du mich liebtest und ich — o ich war eitel und oberflächlich, Deine Stellung und Dein Reichthum lockten mich. Ich heiratete Dich und hoffte, dass Deine grosse Liebe in meinem Herzen Gegenliebe erzeugen würde . . . aber ach . . .“

Der Mond war jetzt hinter den Wolken verborgen, Percy sah nur ihren Kopf mit den reichen, rotgoldenen Locken und die glitzernden, roten Sternblümchen aus Edelstein, die sie als Diadem trug.

„Vierundzwanzig Stunden nach unserer Trauung starben der Marquis von St. Cyr und seine Angehörigen auf dem Schaffot und das Gerücht drang zu mir, dass die Gemahlin von Sir Percy Blakeney dazu beigetragen hatte, sie dahin zu bringen.

„Ich selbst sagte Dir die Wahrheit in der Sache.“

„Aber erst, nachdem mir alle entsetzlichen Einzelheiten von Fremden erzählt worden waren.“

„Und Du schenktest ihnen Glauben,“ sagte sie erregt, — ohne einen Beweis oder eine Frage glaubtest Du, dass ich, die Du mehr als Dein Leben zu lieben behauptetest, einer so niedrigen Handlung fähig sei. Hättest Du mich angehört, so hätte ich Dir sagen können, dass ich alle Hebel in Bewegung gesetzt hatte, um sie zu retten. Aber der Stolz versiegelte meine Lippen, als Deine Liebe erstarben

schien. Und doch hätte ich Dir so gern gesagt, wie man mich irreführt hatte. Ich, der man den schärfsten Verstand in Frankreich nachsagte, war durch Leute zu der Handlung verleitet worden, die es verstanden, die Liebe zu meinem einzigen Bruder und meinen Durst nach Rache auszuspieren. War das unnatürlich?“

Ihre Stimme wurde von Tränen erstickt, sie hielt inne um sich zu sammeln und sah ihn flehend an, als ob er ihr Richter wäre. Er hatte sie in ihrer leidenschaftlichen, erregten Weise reden lassen, ohne ein Wort der Sympathie oder des Einwands und auch jetzt, während sie versuchte, die Tränen hinunter zu schlucken, wartete er gleichgültig und still. Die Morgendämmerung liess ihn noch grösser erscheinen, das gutmütige Gesicht war ganz verändert. Marguerite sah trotz ihrer Erregung, dass die Augen nicht mehr matt waren, der Mund nicht länger gutmütig und fade. Ein eigenartiger Zug von heisser Leidenschaft schien unter seinen gesenkten Lidern zu glühen, der Mund war fest geschlossen, die Lippen zusammengepresst, als ob der Wille allein die aufwallende Leidenschaft zügelte.

Marguerite Blakeney war vor allem ein Weib, mit all' den verführerischen Schwächen des Weibes, mit allen liebenswerten Sünden. Sie wusste sofort, dass sie während der letzten Monate in einem Irrtum befangen gewesen war — dass dieser Mann, der marmorkalt vor ihr stand, sie liebte, sobald ihre süsse Stimme an sein Ohr schlug; seine Leiden-

schaft mochte geschlummert haben, aber sie war so stark, so glühend da, als zur Zeit, wo ihre Lippen sich in dem ersten, langen Kuss fanden.

Plötzlich meinte sie, ihr Lebensglück hinge davon ab, noch einmal seinen Kuss auf ihren Lippen zu fühlen.

„Höre mich an, Percy,“ sagte sie, und ihre Stimme klang unendlich süß und zärtlich. „Armand war mir alles. Wir hatten keine Eltern, er war mein Väterchen und ich seine kleine Mutter und wir liebten uns so sehr. Dann eines Tages — hörst Du auch zu, Percy? liess der Marquis de St. Cyr meinen Bruder durchprügeln, von Bedienten, — den Bruder, den ich über alles liebte. Und nur, weil der Plebejer wagte, die Tochter des Marquis zu lieben! O, wie sich die Demütigung in mein Herz frass. Ich wollte mich rächen, aber ich dachte nur, dass der Marquis gedemütigt werden sollte. Er schwor sich mit Österreich gegen die Republik, der Zufall liess es mich erfahren. Ich sprach davon, man horchte mich aus, als mir bewusst ward, was ich getan hatte, war es zu spät.“

„Vielleicht ist es schwierig,“ sagte Sir Percy nach einer Pause, „die Vergangenheit zurückzurufen. Ich sagte Dir, mein Gedächtnis wäre kurz. Aber dennoch dämmert mir eine Erinnerung auf, als hättest Du mir damals jegliche Erklärung verweigert und von meiner Liebe eine Demütigung verlangt, der sie sich nicht unterwerfen konnte.“

„Ich wollte Deine Liebe auf die Probe stellen und sie hielt dieselbe nicht aus.“

„Und um meine Liebe zu beweisen, verlangtest Du, dass ich meine Ehre verloren gäbe,“ sagte er, während seine Steife und Spannung sich zu lösen schienen, „ich sollte, ohne zu fragen oder zu murren, als stummer, ergebener Sklave, jede Handlung meiner Herrin annehmen. Da mein Herz voll überströmender Liebe war, verlangte ich keine Erklärung — ich erwartete eine, nicht zweifelnd, sondern hoffend. Hättest Du nur ein einziges Wort gesagt, so hätte ich von Dir jede Erklärung angenommen und geglaubt. Aber Du verliessest mich ohne ein Wort, ausser den paar nackten Tatsachen; stolz kehrtest Du zu Deinem Bruder zurück und liessest mich allein — auf Wochen — ich wusste nicht, an wen ich glauben konnte, denn der Schrein, der mein höchstes enthalten hatte, lag zerschmettert zu meinen Füßen.“

Jetzt brauchte sie nicht über seine Kälte zu klagen, er bebte vor einer Leidenschaft, die er sich vergeblich bemühte, zu zügeln.

„Ach, mein törichter Stolz!“ sagte sie traurig. „Kaum war ich fort, so ergriff mich schon die Reue. Aber als ich zurückkehrte, fand ich Dich so verändert, Du trugst schon die Maske der schläfrigen Gleichgültigkeit, die Du nie ablegtest, ausser jetzt . . . . jetzt.“

Sie stand ihm jetzt so nahe, dass ihr Haar sein Gesicht streifte, ihre Augen voll Tränen machten

ihn toll, die Musik ihrer Stimme liess das Blut in seinen Adern erglühen. Aber er wollte dem Zauber des Weibes, das er so tief geliebt und durch dessen Hände sein Stolz so bitter gelitten hatte, nicht erliegen.

„Nein, es ist keine Maske,“ sagte er kalt, „einst schwur ich, dass mein Herz Dir gehörte. Jetzt ist es Monate lang Dein Spielzeug gewesen . . . . es hat seinen Zweck erfüllt.“

Sie wusste jetzt aber, dass gerade diese Kälte eine Maske war, die am Abend durchlebten Sorgen und Kämpfe lasteten nicht mehr mit Bitterkeit auf ihr, sondern mit der Empfindung, dass dieser Mann, der sie liebte, ihr helfen würde, die Bürde zu tragen.

„Percy,“ sagte sie lebhaft, „Gott weiss, Du machst es mir schwer. Ich wollte mit Dir sprechen . . . . weil ich Sorgen habe — mich verlangte nach Deinem Mitgefühl.“

„Es steht Dir zur Verfügung.“

„Wie kalt Du bist!“ seufzte sie. „Kaum kann ich glauben, dass vor ein paar Monaten eine Träne in meinen Augen Dich toll machen konnte. Jetzt komme ich in Verzweiflung im Herzen zu Dir — und — —“

„Bitte, Madame,“ sagte er mit fast eben so erregter Stimme, „wie kann ich Dir dienen?“

„Percy! — Armand ist in Todesgefahr. Ein Brief von ihm — unüberlegt, wie alle seine Handlungen, an Sir Andrew Ffoulkes, ist einem Fanatiker in die Hände gefallen. Armand ist bloss-



gestellt . . . morgen wird er vielleicht gefangen — er kommt auf die Guillotine, wenn nicht — wenn nicht —“ sagte sie mit einem plötzlichen Laut des Wehklagens, als alle Ereignisse des Abends wieder auf sie einstürmten, „entsetzlich, und Du verstehst nicht — kannst nicht — ich kann mich an niemand wenden — um Hilfe oder auch nur Mitgefühl . . .“

Jetzt konnte sie ihre Tränen nicht mehr zurückhalten. Alle Kämpfe, die entsetzliche Ungewissheit über Armands Schicksal überwältigten sie. Sie schwankte, lehnte sich an die Ballustrade, begrub ihr Gesicht in den Händen und weinte bitterlich.

Bei der Erwähnung von Armands Namen und der Gefahr war Sir Percy erbleicht und der Ausdruck von Entschlossenheit wurde noch grösser. Aber er sagte im Augenblick nichts und beobachtete sie, bis sein Gesicht weicher wurde.

„Und nun,“ sagte er bitter, „schnappt der mörderische Hund der Revolution nach den Händen, die ihn füttern? „Aber bitte,“ fügte er sanfter hinzu, als Marguerite schluchzte, „willst Du nicht Deine Tränen trocknen? — Ich konnte nie ein hübsches Weib weinen sehen und ich . . .“

Er streckte schon die Arme nach ihr aus und war so nahe daran, sie an sich zu pressen und mit seinem Herzblut vor allem Leid zu schützen — aber der Stolz gewann die Oberhand; er bezwang sich mit grosser Willenskraft und sagte kühl aber sanft —

„Willst Du Dich mir anvertrauen und mir sagen, wie ich Dir dienen kann?“

Sie versuchte, sich zu fassen und hielt ihm nochmals ihr Hand hin, die ein paar Sekunden in seiner lag und sie fühlte, dass seine Hand bebte und brannte, während seine Lippen, als sie ihre Finger küssten, eiskalt waren .

„Kannst Du nichts für Armand tun?“ sagte sie schlicht und bittend, „Du hast ja so viel Einfluss bei Hof — so viele Freunde —“

„Nein, solltest Du nicht eher den Einfluss Deines französischen Freundes, Mr. Chauvelin, zu gewinnen suchen?“

„Ich kann ihn nicht bitten, Percy. — dürfte ich Dir doch alles sagen — aber er hat einen Preis auf den Kopf meines Bruders gesetzt, der . . . .“

Sie hätte viel darum gegeben, wenn sie den Mut gehabt hätte, ihm alles zu sagen — alles, was sie getan und gelitten hatte. Aber sie wagte nicht, ihrem Impuls zu folgen — nicht jetzt, wo sie fühlte, dass er sie doch noch liebte. Sie konnte ihm kein neues Bekenntnis machen. Vielleicht verstand er sie doch nicht.

Er erriet vielleicht, was in ihr vorging, seine ganze Stellung verriet eine Sehnsucht, fast ein Bitten um das Vertrauen, das ihr törichter Stolz ihm vorenthielt. Als sie schwieg, seufzte er und sagte kühl — „Da es Dich betrübt, wollen wir nicht weiter darüber sprechen — Was Armand anbetrifft, so befürchte nichts. Ich gebe Dir mein Wort,

dass für seine Sicherheit gesorgt werden soll. Und nun gestattest Du wohl, dass ich gehe? Es ist spät und . . . .“

„Ich darf Dir doch wenigstens danken?“ sagte sie mit wirklicher Zärtlichkeit.

Nochmals war er nahe daran, sie an sich zu ziehen und ihre Tränen wegzuküssen, aber sie hatte ihn schon einmal an sich gelockt und fallen lassen. Er dachte, dies wäre eine Laune, die wieder vergehe. „Es ist noch verfrüht,“ sagte er ruhig, „ich habe noch nichts getan. Es ist spät, Du wirst müde sein, Deine Kammerfrauen werden Dich oben erwarten.“

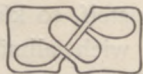
Er trat bei Seite, um sie vorbei zu lassen. Sein Stolz und ihre Schönheit hatten sich gegenüber gestanden und sein Stolz hatte gesiegt. Vielleicht hatte sie sich getäuscht, was sie in seinen Augen für den Schimmer der Liebe hielt, war vielleicht Stolz oder sogar Hass gewesen. Sie sah nochmals nach ihm, er war so steif, so kühl wie vorher. Die Morgendämmerung wich allmählich dem rosigen Licht der aufgehenden Sonne, die Natur erwachte und lächelte dem warmen Oktobermorgen entgegen. Nur zwischen diesen beiden Menschenherzen lag eine starke, unübersteigbare Schranke, die der Stolz von beiden Seiten aufgebaut hatte und keines wollte den ersten Schritt tun, sie einzureißen.

Sie erreichte die Glastüre, die in das Haus führte und blickte sich noch einmal nach ihm um,

noch immer hoffend, er könnte sie zurückrufen. Aber er stand unbeweglich, der verkörperte Stolz.

Die Tränen liefen ihr über die Wangen und damit er es nicht sähe eilte sie in das Haus und hinauf in ihre Gemächer.

Hätte sie sich nochmals umgedreht, so hätte sie gesehen, was ihre eigenen Leiden erträglicher machen konnte, — einen starken Mann, von Leidenschaft und Verzweiflung überwältigt. Der Stolz war fort, der Wille war ohnmächtig. Er war nur ein Mensch, der blind, leidenschaftlich liebte und sobald ihre Schritte verhallt waren, kniete er auf den Stufen der Terasse und küsste die Stelle, wo ihr Fuss verweilt und die Balustrade dort, wo ihre Hand geruht hatte.



## Kapitel XVII

### Abschied.



ls Marguerite ihr Zimmer erreichte, fand sie ihr Kammermädchen schon in Sorge ihrer wartend.

„Euer Gnaden werden so totmüde sein“, sagte das arme Mädchen, der die Augen vor Müdigkeit fast zufielen, „es ist schon fünf Uhr vorbei.“

„Ja, Louise, ich werde wohl die Müdigkeit bald fühlen,“ sagte Marguerite freundlich; „aber Du bist jetzt sehr müde, darum geh gleich zu Bett. Ich will mich allein auskleiden.“

„Aber, Mylady . . . .“

„Nein, mache keine Einwendungen, Louise, geh gleich zu Bett. Gib mir einen Morgenrock und lass mich allein.“

Louise gehorchte nur zu gern. Sie half ihrer Herrin noch, das prächtige Ballkleid abzulegen und hüllte sie in ein weiches, loses Gewand.

„Wünschen Euer Gnaden sonst noch etwas?“ fragte sie dann.

„Nein, weiter nichts. Lösche die Lichter, wenn Du gehst.“

„Ja, Mylady. Gute Nacht, Mylady.“

„Gute Nacht, Louise.“

Als das Mädchen gegangen war, zog Marguerite die Vorhänge zurück und öffnete die Fenster weit. Der Garten und der Fluss waren von rosigem Licht überflutet. Weit draussen im Osten waren die roten Sonnenstrahlen schon in leuchtendes Gold übergegangen. Der Rasenplatz lag jetzt verlassen da, und Marguerite schaute auf die Terasse nieder, wo sie vor einigen Minuten vergeblich versucht hatte, die Liebe ihres Gatten zurück zu gewinnen.

Es war sonderbar, dass trotz all ihrer Sorgen um Armand jetzt ein bitterer, scharfer Schmerz in ihrem Herzen vorherrschte. Sie sehnte sich nach dem Manne, der ihrer Zärtlichkeit widerstanden hatte, bei ihren Bitten kalt geblieben war und den Ausbruch von Leidenschaft nicht erwiderte, der sie hatte hoffen lassen, dass die glücklichen Tage von Paris noch nicht vergessen waren.

Wenn sie an die letzten Monate der Missverständnisse und der Vereinsamung zurückdachte, so wurde ihr klar, dass sie doch nie aufgehört hatte, ihn zu lieben. Sie hatte im tiefsten Herzensgrund immer das unbestimmte Gefühl, dass sein einfältiges Lachen, seine nachlässige Miene nur eine Maske waren, hinter der sich der wahre Mann, den sie geliebt, der sie bezaubert hatte, verbarg; dass er

hinter seinem scheinbar beschränkten Verstand noch ein gewisses Etwas der Welt und besonders ihr vor-enthielt.

Das weibliche Herz ist ein merkwürdiges Rätsel — selbst die Besitzerin desselben kann oft die Lösung nicht finden.

Liebte Marguerite, „das klügste Weib Europa's“ wirklich einen Toren? Hatte sie ihn geliebt, als sie ihn heiratete? Liebte sie ihn jetzt, wo sie fühlte, dass er sie noch liebte, aber nie ihr Sklave werden würde? Das alles war ihr in diesem Augenblick unklar. Aber das Eine stand fest, — sie wollte ihn erringen, um ihn nie wieder zu verlieren. Sie wollte seine Liebe verdienen und hoch halten, denn ohne dieselbe gab es für sie kein Glück mehr auf Erden.

So stürmten die widersprechendsten Gefühle auf sie ein. Erschöpft durch die Erregung schloss sie die Augen und sank in einen unruhigen Schlummer — aber plötzlich wurde sie aus ängstlichen Träumen durch Schritte vor ihrer Türe erweckt.

Sie spang erschreckt auf und horchte, das Haus war so still, wie je und die Schritte waren verhallt. Die Uhr zeigte auf  $\frac{1}{2}$ 6 Uhr — zu früh, als das der Haushalt schon im Gang sein könnte.

Sie musste wohl unbewusst eingeschlafen sein, das Geräusch von Schritten, auch leises Sprechen hatte sie geweckt — was konnte das bedeuten?

Leise, auf den Zehenspitzen durchkreuzte sie das Zimmer, öffnete die Tür und horchte; kein

Laut, nur die eigentümliche Stille des frühen Morgens, wo alle Leute im tiefsten Schlaf liegen. Aber das Geräusch hatte ihr Angs eingeflösst und als ihr Blick plötzlich auf etwas Weisses an ihrer Türschwelle fiel — offenbar ein Brief — wagte sie kaum, ihn zu berühren. Wie kam er dorthin? Endlich bückte sie sich und hob ihn auf, erstaunt und erschrocken sah sie, dass der Brief in den Schriftzügen ihres Gatten an sie selbst gerichtet war. Was konnte er ihr zu sagen haben, das nicht Zeit hatte, bis der Tag anbrach?

Sie riss den Umschlag ab und las: —

„Ein unvorhergesehener Umstand zwingt mich, sofort nach dem Norden abzureisen und ich bitte um Verzeihung, wenn ich mir nicht die Ehre geben kann, persönlich Abschied zu nehmen. Die Geschäfte halten mich vielleicht eine Woche fern, so dass ich nicht den Vorzug haben werde, an Deinem Gartenfest am Mittwoch teilzunehmen.

Dein untertänigster Diener

Percy Blakeney.“

Marguerite schien plötzlich das langsame Begriffsvermögen ihres Gatten geerbt zu haben, denn sie musste die Zeilen wiederholt lesen, ehe ihr der Inhalt völlig klar wurde.

Sir Percy hatte ausgedehnte Besitzungen im Norden, er war auch oft allein hingereist und eine Woche dort geblieben; aber es war doch sonderbar, dass zwischen fünf und sechs Uhr morgens Ereig-



nisse eingetreten sein sollten, die ihn zu einer so hastigen Abreise zwangen.

Sie bebte vor Erregung, ein wildes, unbezwingbares Begehren packte sie, ihren Gatten noch einmal zu sehen, wenn er nicht schon fort war.

Ohne zu bedenken, dass sie nur leicht mit dem Morgengewand bekleidet war, mit aufgelöstem Haar, flog sie die Treppen hinunter, durch die Halle nach der Haustüre.

Wie gewöhnlich zu dieser Stunde, war sie noch verriegelt, aber ihr scharfes Ohr vernahm Stimmen draussen und das Scharren von Pferdehufen.

Mit zitternden Händen schob sie den schweren Riegel zurück, so dass ihre zarten Finger und Nägel zerschunden wurden, aber sie beachtete es nicht, wenn sie nur nicht zu spät kam, um ihm Lebewohl zu sagen.

Endlich hatte sie den Schlüssel umgedreht und das Tor geöffnet. Ihr Ohr hatte sie nicht getäuscht, ein Reitknecht stand dicht davor und hielt zwei Pferde, eines davon war Sultan, Percy's schnellstes und liebstes Pferd, für eine Reise gesattelt.

Im nächsten Augenblick kam Sir Percy von der andern Ecke des Hauses schnell auf die Pferde zugeschritten. Er hatte seinen Gesellschaftsanzug abgelegt, war aber wie immer untadelhaft und reich gekleidet in einem Anzug von feinem Tuch, mit Spitzenjabot und Manschetten, hohen Stulpenstiefeln und Reithosen.

Marguerite trat ihm ein paar Schritte entgegen, er erblickte sie und eine Falte trat auf seine Stirne.

„Du gehst?“ fragte sie hastig und fieberhaft.  
„Wohin?“

„Wie ich die Ehre hatte Dir mitzuteilen, rufen mich unerwartete Geschäfte heute früh nach dem Norden,“ sagte er in seiner gewohnten, gedehnten Weise.

„Aber Deine Geschäfte morgen? — —

„Ich ersuche Dich, mich bei Seiner königl. Hoheit zu entschuldigen. Du machst die Honneurs so vollendet, dass man mich nicht vermissen wird.“

„Aber Du hättest doch gewiss mit Deiner Fahrt bis nach unserer Gesellschaft warten können —“ sagte sie, noch immer ängstlich erregt sprechend, „die Geschäfte sind sicherlich nicht so dringend — Du hattest sie doch bis jetzt nicht erwähnt —“

„Mein Geschäft ist, wie ich schrieb, ebenso dringend, wie unerwartet . . . . Darf ich daher um Deine Erlaubnis bitten, zu gehen? . . . . Kann ich Dir etwas in der Stadt besorgen — auf dem Rückweg?“

„Nein . . . . nein . . . . danke, nichts. — Aber Du kommst doch bald wieder?“

„Sehr bald.“

„Ehe die Woche zu Ende geht?“

„Das kann ich nicht bestimmen.“

Er versuchte offenbar, eilends fortzukommen, während sie jeden Nerv anspannte, um ihn noch für ein paar Augenblicke zurück zu halten.

„Percy,“ sagte sie, „willst Du mir nicht sagen, warum Du heute gehst? Als Dein Weib habe ich ein Recht, es zu erfahren. Du bist nicht nach dem Norden abberufen. Das weiss ich, Es waren keine Briefe gekommen, ehe wir gestern Abend zur Oper fuhren, und als wir vom Balle heimkehrten, erwarteten Dich auch keine . . . . Du gehst nicht nach dem Norden, das fühle ich . . . . da liegt ein Geheimnis vor . . . und . . .“

„Nein, ein Geheimnis liegt nicht vor,“ erwiderte er mit leiser Ungeduld. „Mein Geschäft betrifft Armand — nun weisst Du's. Darf ich nun fort?“

„Es betrifft Armand? — Aber Du begibst Dich doch nicht in Gefahr?“

„In Gefahr? Ich? . . . Nein, Du bist zu besorgt um mich. Weil Du sagtest, ich hätte einigen Einfluss, darum will ich ihn geltend machen, ehe es zu spät ist.“

„Darf ich Dir wenigstens danken?“

„Nein,“ sagte er kalt, „das ist nicht nötig. Mein Leben steht Dir zu Diensten und ich bin schon reichlich belohnt.“

„Und meines gehört Dir, Percy, wenn Du es nur als Lohn für das nehmen willst, was Du für Armand tust,“ sagte sie lebhaft und streckte ihm beide Hände entgegen. „Aber nun will ich Dich

nicht mehr aufhalten — meine Gedanken begleiten Dich — Lebe wohl! —

Wie lieblich sah sie im Mondenschein aus. Er beugte sich tief über ihre Hand und küsste sie; sie fühlte den heissen Kuss und ihr Herz erbebte vor freudiger Hoffnung.

„Du kommst zurück?“

„Sehr bald!“ antwortete er und blickte verlangend in ihre blauen Augen.

„Und..... Du wirst Dich erinnern?.....“ fragte sie und ihre Augen erwiderten seinen Blick verheissungsvoll.

„Ich werde mich immer daran erinnern, dass Du mir die Ehre antatest, meine Dienste zu verlangen.“ Seine Worte klangen kalt und förmlich, denn sein Stolz legte die Maske noch nicht ab, aber ihr Herz las in seinem die noch glühende Liebe.

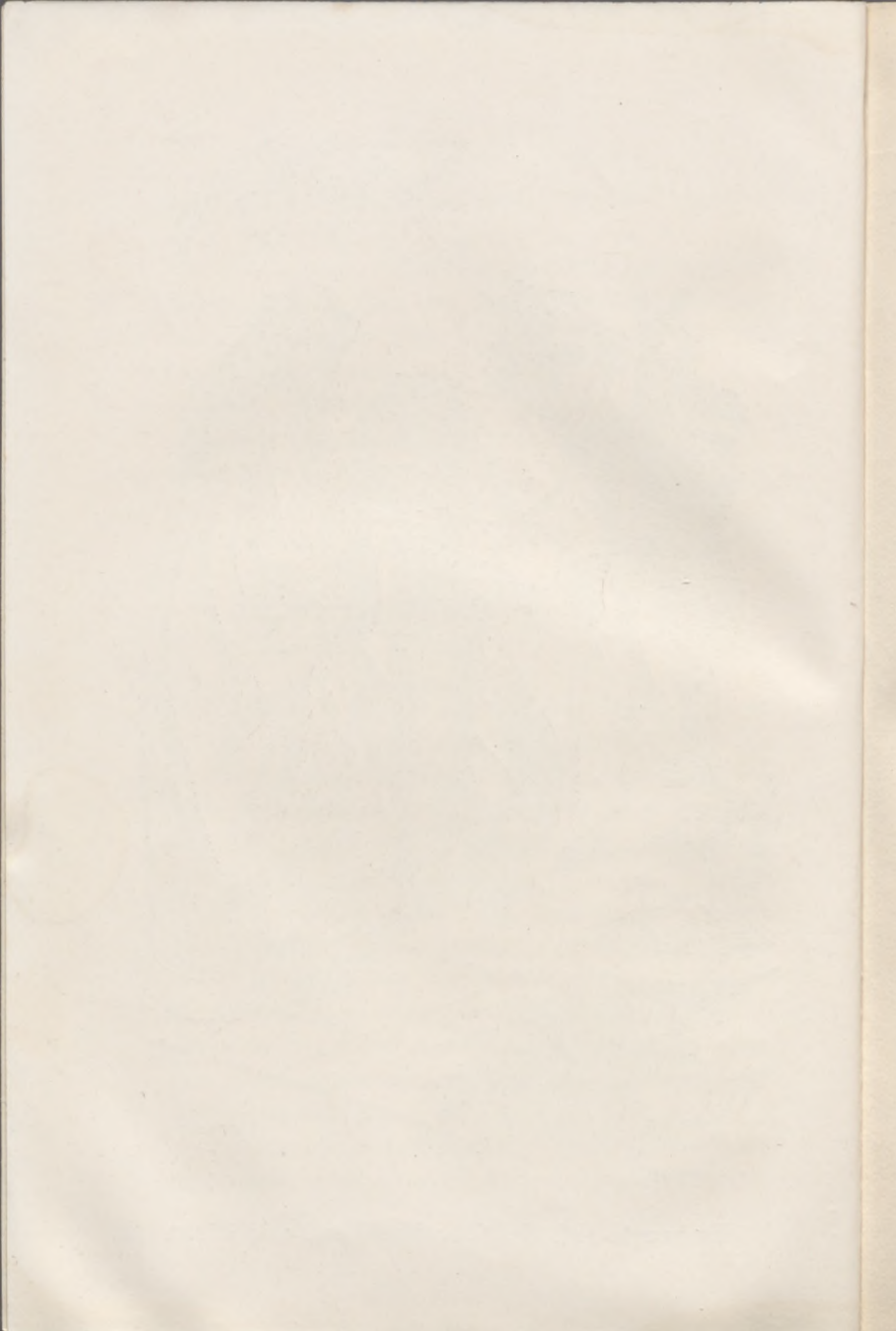
Er verbeugte sich nochmals, sie trat zur Seite, während er in den Sattel sprang und als er aus dem Gartentor galoppierte, winkte sie ihm einen letzten Abschiedsgruss nach.

Bald war er hinter einer Biegung des Weges verschwunden; sein vertrauter Diener hatte Mühe, ihm zu folgen, denn Sultan flog dahin, so schnell wie die Gedanken seines Herrn flogen. Marguerite kehrte in das Haus zurück und ging in ihr Zimmer, gleich einem müden Kind fühlte sie sich jetzt wirklich schläfrig.

In ihr Herz war plötzlich ein grosser Friede gekommen, wenn es auch noch Sehnsuchtsschmer-



Er beugte sich tief über ihre Hand und küsste sie.



zen litt, so wurde es doch durch den Balsam einer unbestimmten, aber süßen Hoffnung beruhigt. Sie ängstigte sich nicht mehr um Armand. Der Mann, der eben mit der Absicht, ihrem Bruder zu helfen, weggeritten war, flosste ihr ein unbegrenztes Vertrauen in seine Kraft und seine Macht ein.

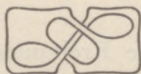
Nun würde auch alles gut werden, sie wollte ihren eigenen Stolz beugen, ihm volles Vertrauen schenken und jene glücklichen Tage würden wiederkehren, wo sie zusammen in die Wälder wanderten und wenig sprachen — denn er war immer ein schweigsamer Mann — aber sie fühlte, dass sie an seinem starken Herzen immer Ruhe und Glück finden würde .

Je mehr sie die Ereignisse der vergangenen Nacht überdachte, desto weniger Angst hatte sie vor Chauvelin und seinen Ränken. Es war ihm nicht gelungen, die Persönlichkeit des roten Pimpernell festzustellen, dessen war sie sicher. Sowohl Lord Fancourt als Chauvelin selbst hatten ihr versichert, dass kein Mensch um 1 Uhr im Speisesaal gewesen war, ausser dem Franzosen selbst und Percy — Ja! — Percy! den hätte sie fragen können, hätte sie daran gedacht. Immerhin hatte sie keine Angst mehr, dass der unbekannte und tapfere Held Chauvelin in die Falle gehen würde; seinen Tod konnte man nicht ihr zur Last legen.

Armand war wohl noch in Gefahr, aber Percy hatte sein Wort gegeben, ihn zu retten und als Marguerite ihn hatte wegreiten sehen, war ihr gar

nicht einmal ein Zweifel in den Sinn gekommen, dass ihm jemals ein Unternehmen misslingen könnte.

Sie fühlte sich fast glücklich und nachdem sie die Vorhänge dicht zugezogen hatte, um die Sonnenstrahlen auszuschliessen, ging sie endlich zu Bett, legte ihr müdes Haupt auf das Kissen und fiel in einen friedlichen, traumlosen Schlaf.





## Kapitel XVIII

### Der geheimnisvolle Siegelring.

**E**s war ein voller Tag, als Marguerite Obst gebracht und sie genoss dieses frische Milch und einen Teller voll frische Milch und einen Teller voll frische Augen aufschlug. Louise hatte ihr nach einem erquickenden Schlaf die frugale Frühstück mit gesundem Appetit. Die Gedanken drängten sich in ihrem Kopfe, aber die meisten folgten der stattlichen Gestalt ihres Gatten, den ihre Blicke beim Fortreiten vor fünf Stunden begleitet hatten.

Auf ihre eindringlichen Fragen hatte Louise die Nachricht gebracht, dass der Reitknecht Sir Percy in London verlassen hatte und mit dem Sultan heimgekehrt war. Der Groom meinte, sein Herr hätte vorgehabt, an Bord seiner Yacht zu gehen, die gerade unterhalb Londonbridge ankerte. Bis dahin war Sir Percy geritten, war mit dem Kapitän des „Seesterns“ zusammengetroffen und hatte den Groom mit den Pferden entlassen.

Diese Nachricht verwirrte Marguerite mehr als je. Wohin konnte Sir Percy im Seestern fahren? Wegen Armand, hatte er gesagt. Nun gut! Sir Percy hatte überall Freunde. Vielleicht fuhr er nach Greenwich, oder . . . . . aber Marguerite hörte auf zu grübeln; es würde ja bald alles klar werden — er hatte gesagt, dass er bald heimkehren und an alles denken wollte.

Ein langer, unbeschäftigter Tag lag vor Marguerite. Sie erwartete den Besuch ihrer Schulfreundin Suzanne de Tournay. Mit allem ihr zu Gebote stehenden Mutwillen hatte sie gestern Abend in Gegenwart des Prinzen von Wales die Gräfin um den Besuch gebeten. Se. königl. Hoheit hatte den Vorschlag lebhaft unterstützt und erklärt, er würde sich das Vergnügen machen, die beiden Damen im Laufe des Nachmittags zu besuchen. Die Gräfin wagte nicht, die Bitte abzuschlagen und wurde zu dem Versprechen verlockt, Suzanne für einen ganzen, glücklichen Tag nach Richmond zu schicken.

Marguerite erwartete sie ungeduldig, sie sehnte sich nach einer Plauderstunde über alte Schulzeiten und fühlte, dass sie heute Suzannes Gesellschaft jeder andern vorzöge, sie wollten zusammen den schönen, alten Garten und Wildpark durchstreifen und sich am Fluss ergehen.

Aber Suzanne war noch nicht gekommen und so wollte Marguerite hinunter gehen. Sie sah so mädchenhaft aus in ihrem schlichten, weissen Mullkleid, mit einer breiten, blauen Schärpe um die schlanke

Gestalt und das über der Brust gekreuzte Fichu, in das sie ein paar späte, dunkelrote Rosen gesteckt hatte.

An der Treppe hielt sie inne. Zur Linken waren die Gemächer ihres Gatten, die sie eigentlich nie betrat.

Sie bestanden aus einem Schlafzimmer, Ankleide- und Empfangszimmer und am äussersten Ende des Vorplatzes lag ein kleines Arbeitszimmer, das immer verschlossen gehalten wurde. Sein eigener, vertrauter Diener Frank besorgte dieses Zimmer. Niemand durfte es betreten. Mylady hatte kein Verlangen es zu tun und die Dienstleute wagten es natürlich nicht.

Marguerite hatte oft in dem spöttischen Ton, den sie in letzter Zeit gegen Percy anschlug, ihn wegen dieser Geheimniskrämerei mit seinem Studierzimmer geneckt. Sie hatte lachend erklärt, er hielte wahrscheinlich nur darum alle Späheraugen von seinem Heiligtum fern, damit niemand entdecke, wie wenig darin „studiert“ würde; ein bequemer Armstuhl für Sir Percy's süssen Schlummer wär wahrscheinlich das wichtigste Möbelstück.

An alles das dachte Marguerite an diesem hellen Oktobermorgen, als sie den Korridor entlang blickte. Frank war offenbar in den Zimmern seines Herrn beschäftigt, denn alle Türen, selbst die des Studierzimmers, standen offen .

Eine plötzliche, brennende, kindische Neugier packte sie, einen Blick in Percy's Heiligtümer zu werfen. Das Verbot erstreckte sich eigentlich nicht auf sie und Frank würde nicht wagen, Einspruch zu erheben. Trotzdem hoffte sie, dass der Diener in einem andern Zimmer beschäftigt wäre und sie unbelästigt, heimlich ihre Neugier befriedigen könnte.

Leise, auf den Zehenspitzen, schlich sie durch den Korridor, wie Blaubart's Weib, halb erregt, halb staunend, hielt sie auf der Schwelle unentschlossen inne.

Sie stiess die angelehnte Tür auf, nichts regte sich, Frank war sicher nicht drin und sie trat kühn ein. Sofort fiel ihr die strenge Einfachheit auf; dunkle, schwere Vorhänge, massive Eichenmöbel und ein oder zwei Landkarten erinnerten sie in keiner Weise an den untätigen Weltmann, den Liebhaber der Wettrennen.

Nichts verriet eine hastige Abreise. Alles war in Ordnung. Kein Papierschnitzel lag auf dem Fussboden. Kein Schubfach stand offen. Die Vorhänge waren zurückgezogen und durch das offene Fenster strömte die frische Morgenluft herein.

Gegenüber dem Fenster, tief im Zimmer, stand ein grosser Schreibtisch, schlicht und als ob er vielen Dienst erlebt hätte. Zur Linken des Schreibtisches hing an der Wand, die es fast vom Boden

bis zur Decke einnahm, ein lebensgrosses Frauenbildnis, wundervoll gemalt, in reichem Rahmen und mit dem Namen Boucher gezeichnet. Es war Percy's Mutter.

Marguerite wusste nicht viel mehr von ihr, als dass sie im Ausland gestorben war, an Geist und Körper krank, als Percy noch ein Knabe war. Sie musste zu der Zeit, als Boucher sie malte, sehr schön gewesen sein und Marguerite fiel die grosse Ähnlichkeit zwischen Mutter und Sohn auf.

Marguerite studierte das Bild, denn es interessierte sie; dann kehrten ihre Blicke zu dem mächtigen Schreibtisch zurück. Er war mit vielen Papieren bedeckt, alle sorgsam zusammengefaltet und mit Etiketten versehen, die wie Rechnungen und wohlgeordnete Geschäftspapiere aussahen. Es war Marguerite nie in den Sinn gekommen, zu überlegen — noch hatte sie es der Mühe wert gefunden, zu fragen — wie Sir Percy, den alle Welt für einfältig hielt, das ihm von seinem Vater hinterlassene, grosses Vermögen verwalten konnte.

Der Eindruck, den sie in diesem Zimmer gewann, erfüllte sie mit Staunen und bestärkte sie in der Überzeugung, dass sein albernes, oberflächliches Wesen und sein seichtes Geschwätz eine wohlstudierte und berechnete Rolle waren.

Marguerite sann weiter. Aus welchem Grunde sollte er sich diese Mühe machen? Warum wollte er, der offenbar ein ernster, verständiger Mann war,

vor seinen Mitmenschen als ein hohler Tor erscheinen?

Er mochte ja gewünscht haben, die Liebe zu einem Weibe, das auf ihn herabsah, zu verbergen . . . . . aber den Zweck hätte er wohl auf leichterem Wege erreichen können, ohne das Opfer, fortwährend eine unnatürliche Rolle zu spielen.

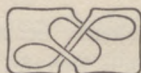
Sie sah sich jetzt ohne bestimmtes Ziel um, sie war betroffen und wurde von Angst vor dem unentwirrbaren Geheimnis ergriffen. Das dunkle Zimmer war ihr plötzlich kalt und unheimlich. Ausser dem schönen Porträt waren keine Bilder an den Wänden, nur Landkarten von der Nordküste Frankreichs und der Umgebung von Paris hingen da. Was mochte Sir Percy damit wollen?

Ihr Kopf begann zu schmerzen, sie wandte sich ab von Blaubarts Zimmer, das sie betreten hatte und nicht verstand. Frank sollte sie nicht hier finden und sie wollte zur Tür gehen, als ihr Fuss an einen kleinen Gegenstand stiess, der augenscheinlich dicht am Schreibtisch auf dem Teppich gelegen hatte und nun durch das Zimmer rollte.

Sie bückte sich, um ihn aufzuheben; es war ein schwerer goldener Ring mit einem flachen Plättchen, auf dem etwas eingraviert war.

Marguerite drehte ihn in den Fingern und betrachtete dann das Plättchen genauer. Die Gravie-

rung zeigte eine kleine, sternförmige Blume, deren Zeichnung sie zweimal so deutlich gesehen hatte, einmal in der Oper und dann auf Lord Greneville's Ball.



## Kapitel XIX.

### Der rote Pimpernell.

**I**n welchem besonderen Augenblick sich der Zweifel zuerst in Marguerites Herz eingeschlichen hatte, darüber konnte sie sich später keine Rechenschaft geben. Den Ring krampfhaft festhaltend, war sie aus dem Zimmer, die Treppe hinunter, hinaus in den Garten gestürzt, dort in der Einsamkeit, allein mit den Blumen, dem Fluss und den Vögeln, konnte sie den Ring wieder ansehen und das eingravierte Zeichen studieren.

Sie sass wie gelähmt, unfähig einen Gedanken zu fassen, unter den überhängenden Zweigen eines Ahorns und sah das einfache kleine, goldene Schild mit dem eingravierten sternförmigen Blümchen an.

Bah! Es war lächerlich! Sie träumte! Ihre Nerven waren überreizt und sie argwöhnte in den einfachsten Zufälligkeiten Zeichen und Geheimnisse. Hatten sich nicht manche Leute in der Stadt seit kurzem die Devise des mutigen roten Pimpernell beigelegt?



Trug sie nicht selbst die kleine rote Pimpernelle auf ihren Kleidern gestickt und als Schmucknadel im Haar? Was fand sie denn so wunderbar darin, dass Sir Percy sich das Blümchen hatte in einen Siegelring gravieren lassen? Das konnte er doch leicht tun . . . . . es war gar nichts ungewöhnliches . . . . . ausserdem war es doch gar nicht möglich, dass ihr stets so geckenhaft gekleideter Mann mit seinen nachlässigen, verfeinerten Lebensgewohnheiten in irgend welchem Zusammenhange mit dem kühnen Verschwörer stehen könnte.

Ihre Gedanken bewegten sich wie in einem Wirbel, . . . . . sie sah nicht, was um sie her vorging und schreckte auf, als eine frische, junge Stimme durch den Garten rief:

„Chérie, — chérie! wo bist Du?“ und die kleine Suzanne kam frisch, wie eine Rosenknospe, mit strahlenden Augen und im Morgenwinde fliegenden Locken über den Rasen gelaufen.

„Man sagte mir, Du wärst im Garten“, plauderte sie fröhlich weiter und warf sich zärtlich in Marguerites Arme, „da lief ich heraus, um Dich zu überraschen. Nicht wahr, liebste Marguerite, Du hattest mich noch nicht erwartet?“

Marguerite, die den Ring hastig in ihrem Tuch verborgen hatte, versuchte unbefangen zu scheinen.

„Wie schön ist es, mein Liebling, dass ich Dich einen ganzen Tag für mich allein haben darf“, sagte sie lächelnd. „Aber Du wirst Dich doch nicht langweilen?“

„Ich soll mich bei Dir langweilen? Wie kannst Du nur so etwas denken, Marguerite. Waren wir denn in dem lieben alten Kloster nicht immer glücklich, wenn wir allein zusammen sein durften?“

„Und unsere kleinen Geheimnisse austauschten?“

Sie gingen umschlungen im Garten umher.

„Oh, wie reizend es bei Dir ist, Marguerite“, rief Suzanne begeistert aus, „und wie glücklich musst Du sein!“

„Ja, ich sollte wohl glücklich sein — nicht wahr, mein Herz?“ sagte Marguerite sehnsüchtig.

„Wie traurig Du das sagst, chérie . . . . jetzt, wo Du verheiratet bist, machst Du Dir gewiss nichts mehr daraus, Geheimnisse mit mir zu besprechen. Oh, was für unzählige Geheimnisse wir in der Schule hatten! Erinnerst Du Dich daran? — Manche vertrauten wir nicht einmal der Schwester Kuniberta an, trotzdem sie so gut zu uns war.“

„Und jetzt hast Du ein einziges, ganz wichtiges Geheimnis, Kleine?“ sagte Marguerite fröhlich, „das Dir auf der Zunge brennt. Nein, Du brauchst nicht zu erröten, chérie,“ fügte sie hinzu, als Suzannes hübsches Gesichtchen wie mit Purpur übergossen war, „warum solltest Du Dich schämen? Er ist ein treuer, prächtiger Mensch, den Du als Geliebten — und als Gatten hochhalten wirst.“

„Ich schäme mich auch gar nicht, Liebste,“ sagte Suzanne weich, „es macht mich stolz, wenn Du so gut von ihm sprichst. Ich hoffe, dass Mama

einwilligt“, fügte sie nachdenklich hinzu, „wie werde ich glücklich sein, so überglücklich! — Aber es kann sich ja nichts entscheiden, ehe nicht Papa in Sicherheit ist.“

Marguerite schreckte zusammen. Suzannes Vater! Der Graf de Tournay! — einer von denen, deren Leben verloren war, wenn es Chauvelin gelang, den roten Pimpernell aufzuspüren.

Sie hatte aus den Reden der Gräfin entnommen, dass der rote Pimpernell sich für die sichere Flucht des Grafen verbürgt hatte. Und während Suzanne, ohne an etwas anderes, als an ihr eigenes, süßes Geheimnis zu denken, fröhlich weiterplauderte, kehrten Marguerites Gedanken zu den Ereignissen des vergangenen Abends zurück.

Armands Gefahr, Chauvelins Drohung, sein grausames „Entweder — oder“ — und ihren eignen Anteil an der Sache.

Seitdem hatte sie nichts von Chauvelin gehört und nahm an, dass sein Plan missglückt war. Trotzdem ängstigte sie sich nicht um Armand, weil ihr Gatte ihr versprochen hatte, dass ihm nichts zustossen sollte.

Aber jetzt überfiel sie plötzlich eine namenlose Angst um das, was sie getan hatte. Chauvelin hatte ihr ja nichts mitgeteilt, aber sie erinnerte sich seines höhnischen, bösen Blickes beim Verlassen des Balls. Hatte er doch etwas entdeckt? Ein Gefühl von Schwäche kam über sie und ihre Hand umklammerte krampfhaft den Ring.

„Du hörst mir gar nicht zu, chérie,“ sagte Suzanne vorwurfsvoll, als sie in ihrem Geplauder innehielt.

„Ich höre wohl, Liebling“, sagte Marguerite und raffte sich zu einem Lächeln auf. „Ich höre Dir gern zu . . . . Dein Glück macht mich froh . . . . Habe keine Angst, wir wollen Deine Mama schon günstig stimmen. Sir Andrew Ffoulkes ist ein englischer Edelmann; er hat Geld und eine Stellung, die Gräfin wird ihre Einwilligung nicht versagen . . . . Aber, Kleine . . . . sage mir . . . . was hörtest Ihr zuletzt von Eurem Vater?“

„Oh!“ sagte Suzanne in überströmender Freude, „die besten Nachrichten. Lord Hastings besuchte Mama heute früh. Er sagte, dass wir ganz ohne Sorge sein dürfen und Papa ganz sicher in drei bis vier Tagen hier erwarten können.“

„Ja“, sagte Marguerite und ihre Augen hingen an Suzannes Lippen, als diese fröhlich weiterplauderte:

„Nun haben wir keine Angst mehr! Du weißt wohl noch gar nicht, dass der grosse, edle rote Pimpernell selbst Papas Rettung unternommen hat. Er ist unterwegs . . . . denke doch nur . . . . wirklich schon unterwegs . . . .“ fügte Suzanne erregt hinzu. „Heute morgen war er in London, morgen wird er vielleicht schon in Calais sein, wo er Papa trifft und dann — dann —“

So war das, was sie längst befürchtet hatte, eingetroffen und sie konnte sich nicht mehr darüber

hinwegtäuschen. Er war auf dem Wege nach Calais, . . . . er, der „Rote Pimpernell“ . . . . Sir Percy Blakeney . . . . ihr Gatte, den sie gestern Abend an Chauvelin verraten hatte. — Percy . . . . ihr Gatte war der rote Pimpernell! Wie hatte sie nur so blind sein können! Plötzlich war ihr alles klar . . . . die Rolle, welche er spielte . . . . die Maske, die er trug . . . . alles nur, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen.

Und aus blosser Liebe am Sport, aus Waghalsigkeit rettete er Männer, Frauen und Kinder vom Tode, wie andere Männer auf die Jagd gehen. Der reiche Müssiggänger brauchte einen Lebenszweck — da hatten er und seine jungen Anhänger sich seit Monaten die Zeit damit vertrieben, ihr Leben um ein paar Unschuldiger willen aufs Spiel zu setzen.

Vielleicht hatte er bei ihrer Verheiratung ihr alles erzählen wollen; dann war ihm die Geschichte von dem Marquis St. Cyr zu Ohren gekommen. Da hatte er sich plötzlich von ihr abgewendet in dem Gedanken, dass sie auch ihn und seine Gefährten eines Tages verraten könnte.

So hatte er auch sie irre geführt, wie alle andern, während ihm Unzählige ihr Leben verdankten, und manche Familien verdankten ihm ihr Leben und ihr Lebensglück.

Die Maske des albernen Gecken war gut gewählt und die Rolle gut durchgeführt. Da war es kein Wunder, dass Chauvelins Spione in dem Ein-

faltspinsel nicht den rastlosen, tapferen Mann vermuteten, der die schlauesten französischen und englischen Spione an der Nase herumführte. Sogar gestern Abend, als Chauvelin in Lord Grenvilles Speisesaal dem kühnen roten Pimpernell auf-lauerte, sah er nur den beschränkten Sir Percy Blakeney in der Sophaecke schlafen.

Hatte sein Schlausinn das Geheimnis erraten? Das war die furchtbare, quälende Hauptfrage. Hatte Marguerite in der Meinung, zur Errettung ihres Bruders einen namenlosen Fremdling zu verraten, ihren eigenen Gatten in den Tod geschickt?

Nein, nein! Tausendmal nein! So grausam konnte das Schicksal nicht sein; hätte da nicht die Natur eher ihre Hand, die gestern den verhängnis-vollen Papierstreifen hielt, erstarren lassen, ehe sie das Schreckliche beging?

„Aber was ist Dir?“ fragte Suzanne in wirk-licher Unruhe, als sie Marguerites aschfahles Ge-sicht sah. „Bist Du krank, Marguerite?“

„Nichts, Kind, nein“, murmelte sie wie im Traum. „Geduld . . . . lass mich nachdenken . . . . Sagtest Du, der rote Pimpernell wäre heut abge-reist?“

„Marguerite, Liebling, was ist Dir? Du erschreckst mich . . . .“

„Ich sage Dir ja, es ist nichts — ich muss eine Minute allein sein, um nachdenken zu können . . . . vielleicht muss ich heute jede Stunde ausnutzen . . . . vielleicht muss ich abreisen — verstehst Du?“

„Ich verstehe, dass irgend etwas geschehen ist, Liebste, und dass Du allein sein musst. Denke nicht an mich, Lucile, meine Jungfer ist noch nicht fort, ich gehe mit ihr nach Hause.“

Sie umarmte Marguerite stürmisch; so sehr sie noch Kind war, fühlte sie doch den bitteren Kummer ihrer Freundin und versuchte nicht, in sie zu dringen, sondern war bereit, sich zurückzuziehen.

Nach einem hastigen Lebewohl ging sie traurig über den Rasenplatz zurück. Marguerite stand unbeweglich dort und überlegte, was zu tun sei.

Gerade als Suzanne die Stufe zur Terasse hinaufschritt, kam ein Reitknecht um die Ecke des Hauses gelaufen und trug einen versiegelten Brief. Suzanne kehrte instinktiv um, ihr Herz sagte ihr, dass der Brief vielleicht neue schlimme Nachrichten für ihre Freundin brächte und sie fühlte, dass ihre arme Margot nicht noch mehr ertragen konnte.

Der Diener stand ehrerbietig neben seiner Herrin, dann reichte er ihr das Schreiben.

„Was ist das?“ fragte Marguerite.

„Eben durch einen Boten gebracht, Mylady.“

Marguerite nahm den Brief und drehte ihn mechanisch zwischen ihren zitternden Fingern.

„Wer schickte ihn?“ sagte sie.

„Der Bote sagte, Mylady, dass er den Befehl hätte, dies abzugeben und Euer Gnaden würden verstehen, von wem es käme.“

Marguerite zerriss den Umschlag. Sie begann zu ahnen, was der Brief enthielt.

Es war ein Brief, den Armand St. Just an Sir Andrew Ffoulkes geschrieben — den Chauvelins Spione in „Fischer's Ruhe“ gestohlen hatten und den Chauvelin als Köder für ihre Einwilligung benutzt hatte.

Nun löste er sein Wort ein — er hatte den kompromittierenden Brief von St. Just ihr geschickt — denn er war dem roten Pimpernell auf der Spur.

Es wurde Marguerite ganz wirr zu Mut; sie taumelte und wäre gefallen, hätte nicht Suzanne sie gestützt. Aber sie gewann ihre Selbstbeherrschung wieder, denn sie musste schnell handeln.

„Bringt den Boten zu mir“, sagte sie gefasst zu dem Diener. „Er ist doch nicht fort?“

„Nein, Mylady.“

Der Diener ging und Marguerite wendete sich zu Suzanne.

„Und Du, Kind, laufe ins Haus. Sage Lucile, sie soll sich bereit machen; ich fürchte, ich muss Dich nach Haus schicken, mein Herz. Und — halt, sage meiner Jungfer, sie möchte ein Reisekleid und den Mantel für mich bereit legen.“

Suzanne erwiderte nichts. Sie küsste Marguerite zärtlich und gehorchte wortlos; das junge Mädchen war durch den Ausdruck des namenlosen Jammers in dem Gesicht ihrer Freundin ganz verstört.



Gleich darauf kehrte der Reitknecht mit dem Boten, der den Brief gebracht hatte, zurück.

„Wer gab Euch das Schreiben?“ fragte Marguerite.

„Ein Herr im Gasthaus „Zur Rose und Distel“, Mylady“, antwortete der Mann. Er sagte, Sie wüssten schon Bescheid.“

„Zur Rose und Distel? Was tat er dort?“

„Er wartete auf die bestellte Kutsche.“

„Die Kutsche?“

„Ja, Mylady. Eine Extrapost, die er bestellt hatte. Ich verstand von seinem Diener, dass er geraden Wegs nach Dover wollte.“

„Das genügt. Ihr könnt gehen.“ Dann sagte sie zum Reitknecht: „Meine Kutsche mit den vier schnellsten Pferden und zwar gleich.“

Der Bote und der Diener entfernten sich. Marguerite stand einen Augenblick ganz allein auf dem Rasen. Ihre anmutige Gestalt war so unbeweglich, wie eine Statue, ihr Blick starr, ihre Hände waren fest über der Brust gekreuzt und ihre Lippen wiederholten in Verzweiflung:

„Was soll ich tun? Was soll ich tun? Wo kann ich ihn finden? — O Gott, schenke mir Erleuchtung!“

Aber jetzt war keine Zeit für Reue und Verzweiflung.

Sie hatte — unbewusst — ein furchtbares Verbrechen begangen, — das schlimmste, das in ihren Augen jemals ein Weib beging und sie sah es jetzt

in ihrer ganzen Schwere. Dass sie in ihrer Blindheit das Geheimnis ihres Gatten nicht erraten hatte, schien ihr jetzt eine neue Todsünde zu sein. Sie hätte es wissen müssen!

Wie hatte sie nur denken können, dass ein Mann, der so glühend lieben konnte, wie Blakeney sie zuerst geliebt hatte, wirklich der alberne Geck war, dessen Rolle zu spielen ihm beliebt hatte? Sie hätte erraten müssen, dass er nur eine Maske trug und hätte es ihm unter vier Augen sagen müssen.

Ihre Liebe zu ihm war oberflächlich und lau gewesen und auch sie hatte eine Maske getragen, indem sie sich über ihn erhaben gedünkt hatte, während sie ihn völlig missverstand.

Aber wenn auch jetzt nicht der rechte Augenblick war, um sich in die Vergangenheit zu versenken, so konnte sie durch schnelles Handeln vielleicht gut machen, was sie in ihrer Verblendung gesündigt hatte.

Percy war nach Calais abgereist, ohne zu ahnen, dass sein ärgster Feind ihm auf den Fersen folgte. Er war früh am Morgen von London Bridge abgesegelt. Bei günstigem Winde konnte er in 24 Stunden in Frankreich sein und er hatte gewiss bei der Wahl seines Reisewegs den Wind in Betracht gezogen.

Chauvelin hingegen wollte mit Extrapost nach Dover fahren, dort ein Schiff mieten und ohne Zweifel Calais ziemlich zu derselben Zeit erreichen.

In Calais traf Percy natürlich alle, die so ungeduldig auf ihren Retter, den tapfern roten Pimpernell warteten, der sie vom unverdienten, schrecklichen Tode erretten wollte. Und wenn nun Chauvelin ihn verfolgte, so war nicht nur Percys eigenes Leben, sondern auch das von dem Vater Suzannes, dem alten Grafen de Tournay und den andern Flüchtlingen in Gefahr. Da war auch Armand, der dem Grafen de Tournay entgegen gereist war, in der sicheren Überzeugung, dass der rote Pimpernell über ihre Sicherheit wachte.

Das Leben dieser Leute und das ihres Mannes lag in Marguerites Hand, sie musste sie retten, wenn menschlicher Mut und Scharfsinn der Aufgabe gewachsen waren.

Unglücklicher Weise konnte sie es nicht allein tun. Sobald sie Calais erreicht hatte, wusste sie nicht mehr, wohin ihr Gatte sich von dort aus gewendet hatte, während Chauvelin durch den Diebstahl der Papiere in Dover den ganzen Reiseplan kannte. Vor allem wollte sie Percy warnen.

Sie kannte ihn nun gut genug, um zu wissen, dass er nie vor einer Gefahr zurückschrecken und die ihm anvertrauten Flüchtlinge, den Grafen de Tournay, in die unbarmherzigen, blutdürstigen Hände fallen lassen würde. Wurde er aber gewarnt, so konnte er seine Pläne ändern, schlauer oder vorsichtiger sein. Blieb er ahnungslos, so würde er in eine listig gestellte Falle geraten.

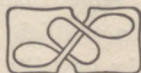
Und wenn er unterlag, — wenn wirklich das Schicksal und Chauvelin mit seinen vielen Hilfsmitteln zu stark für den kühnen Helden waren — dann wäre sie wenigstens an seiner Seite, um ihn zu trösten, zu hegen und zu pflegen und selbst den Tod ihm zu versüssen, wenn sie zusammen sterben könnten, umschlungen, in dem Bewusstsein ihrer Liebe und dass alle Missverständnisse geschwunden wären.

Dies wollte sie tun, wenn Gott ihr Weisheit und Kraft gab. Ihre Augen glühten vor innerem Feuer bei dem Gedanken an ein baldiges Wiedersehen und strahlten vor Freude, seine Gefahren teilen zu dürfen.

Ihr süßes Kindergesicht hatte einen harten, entschlossenen Ausdruck bekommen; sie wollte zuerst gehen, um Sir Andrew Ffoulkes aufzufinden, Percys besten Freund, der immer mit so blinder Begeisterung von seinem geheimnisvollen Führer gesprochen hatte.

Er würde ihr helfen, wenn sie Hilfe nötig hatte. Ihre Kutsche war bereit; ein schnelles Umkleiden, ein Lebewohl für Suzanne und sie konnte unterwegs sein.

Ohne Hast, aber ohne Zögern, ging sie in das Haus.



## Kapitel XX.

### Der Freund.



aum eine halbe Stunde später sass Marguerite im tiefen Nachdenken in ihrer Kutsche, die sie schnell nach London führte.

Sie hatte zärtlich von Suzanne Abschied genommen, die unter dem Schutz ihrer Kammerfrau in die Stadt zurückgefahren war. Sie hatte einen Kourier mit einem respektvollen Brief an Sr. königl. Hoheit gesandt und wegen dringender Geschäfte um einen Aufschub seines gnädigen Besuches gebeten und einen zweiten voraus nach Faversham, um frische Pferde zu bestellen.

Dann hatte sie ihr Muslinkleid mit einem dunkeln Reisekleid und einem Mantel vertauscht, hatte sich Geld eingesteckt, womit ihr Mann sie immer reichlich versorgte, und fuhr ab.

Sie versuchte nicht, sich durch leere Hoffnungen zu täuschen; die Sicherheit ihres Bruders sollte von der sofortigen Ergreifung des roten Pimpernells abhängen. Da Chauvelin ihr Armands Brief

zurückgeschickt hatte, stand es fest, dass er davon überzeugt war, Percy Blakeney wäre der Mann, dem er den Tod geschworen hatte.

Nein! für Selbsttäuschungen war jetzt keine Gelegenheit. Percy, ihr Gatte, den sie mit all der Glut liebte, die ihre Bewunderung seiner Tapferkeit angefacht hatte, war durch ihre Hand in unmittelbarer Lebensgefahr. Sie hatte ihn seinem Feind verraten, — freilich unwissentlich — aber sie h a t t e ihn verraten und wenn es Chauvelin gelang, ihn in die Falle zu locken, dann war sie an seinem Tode schuldig. An seinem Tode! wenn sie doch bereit war, ihr Herzblut für sein Leben zu opfern.

Sie hatte befohlen, sie nach dem Gasthaus „Zur Krone“ zu fahren und dort angekommen, befahl sie dem Kutscher, die Pferde ausruhen zu lassen und zu füttern. Dann liess sie eine Porte-Chaise kommen und sich zu dem Haus in Pall Mall tragen, wo Sir Andrew Ffoulkes wohnte.

Unter allen Freunden Percys, die zu seiner Fahne schwuren, war ihr Sir Andrew der, zu dem sie das meiste Vertrauen hatte. Er war immer ihr Freund gewesen und jetzt hatte seine Liebe zu Suzanne ihn ihr noch näher gebracht. Wäre er fort gewesen, vielleicht als Begleiter von Sir Percy auf seiner tollen Fahrt, dann hätte sie Lord Hastings oder Lord Tony aufgesucht — sie musste den Beistand von einem dieser jungen Herren haben, sonst war sie machtlos, ihrem Gatten Rettung zu bringen.

Aber Sir Andrew war zu Haus und sein Diener führte Lady Blakeney sogleich hinein. Sie wurde in ein kleines, luxuriös ausgestattetes Esszimmer geführt und gleich darauf erschien Sir Andrew selbst.

Er war augenscheinlich höchst erstaunt über diesen Besuch, denn er sah Marguerite besorgt — fast argwöhnisch — an, während er sie begrüßte.

Marguerite hatte alle Angst beiseite gelegt, sie war gefasst und nachdem sie die feierliche Begrüssung des jungen Mannes erwidert hatte, begann sie unruhig:

„Sir Andrew, ich will die kostbare Zeit nicht durch viele Worte kürzen. Sie müssen gewisse Dinge, die ich Ihnen mitteile, auf guten Glauben hinnehmen, denn sie sind nicht von grosser Wichtigkeit. Was aber wichtig ist, ist die Tatsache, dass Ihr Anführer und Kamerad, der rote Pimpernell . . . mein Gatte . . . . in Todesgefahr schwebt.“

Hätte sie noch den geringsten Zweifel gehegt, so würden sich jetzt ihre Vermutungen bestätigt haben, denn Sir Andrew, der vollständig überrascht war, wurde totenbleich und war unfähig, den leisesten Versuch zu machen, ihren Verdacht zu zerstören.

„Es kommt nichts darauf an, woher ich das weiss, Sir Andrew“, fuhr sie ruhig fort, „Gott sei Dank, dass ich es weiss und dass es vielleicht noch nicht zu spät ist, ihn zu retten. Unglücklicher Weise

kann ich es nicht allein tun und darum wende ich mich an Sie um Hülfe.“

„Lady Blakeney“, sagte der junge Mann und versuchte, sich zu fassen, „ich . . . .“

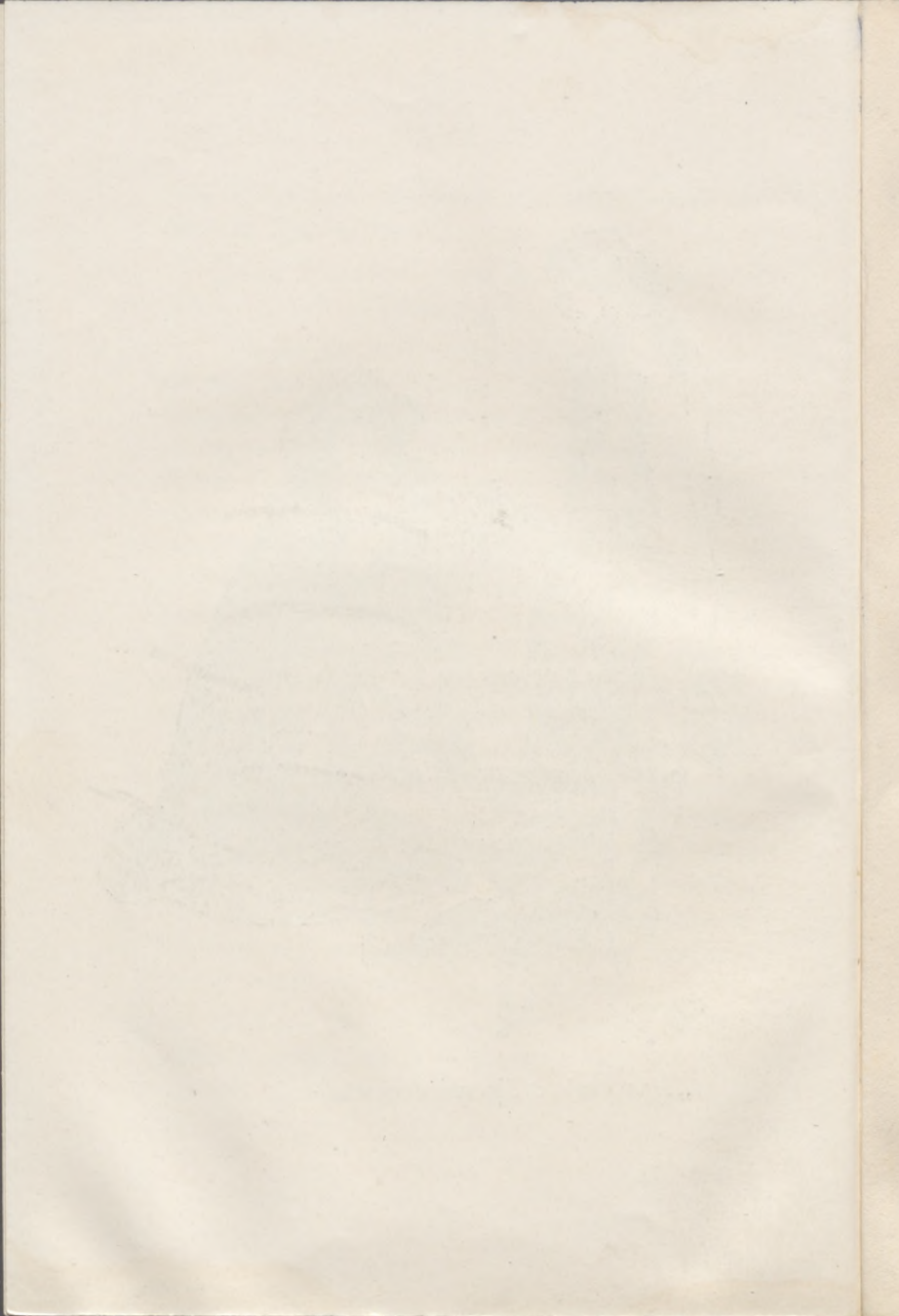
„Wollen Sie mich zuerst anhören?“ unterbrach sie ihn, „die Sache steht so. Als der französische Bevollmächtigte Ihre Papiere in Dover stahl, fand er darunter gewisse Pläne, die Sie oder Ihr Anführer zur Rettung des Grafen von Tournay ausführen wollten. Der rote Pimpernell — Percy, mein Gemahl — ist heute selbst zu diesem Unternehmen aufgebrochen. Chauvelin weiss, dass der rote Pimpernell und Percy Blakeney ein und dieselbe Person ist. Er wird ihm nach Calais folgen und ihn dort ergreifen. Sie wissen so gut wie ich, welches Schicksal seiner bei der revolutionären Regierung in Frankreich wartet. Kein Eingreifen von England, — von König Georg selbst — würde ihn retten. Robespierre und sein Anhang würden schon dafür sorgen, dass jedes Eingreifen zu spät käme. Aber nicht nur das, sondern der so hochverehrte Anführer wird auch unbewusst das Versteck des Grafen de Tournay und der andern, die ihre ganze Hoffnung in ihn setzen, verraten.

Sie hatte ohne Leidenschaft und mit unbeugsamer Entschlossenheit gesprochen, denn sie wollte sich das Vertrauen und die Hülfe des jungen Mannes sichern.





„Was denken Sie, wird geschehen?“



„Ich verstehe noch nicht —“, wiederholte er und versuchte, Zeit zu gewinnen, um nachzudenken.

„Aber ich meine, Sie verstehen es doch, Sir Andrew. Sie müssen sehen, dass ich die Wahrheit spreche. Machen Sie sich doch die Sache klar, Percy ist nach Calais gesegelt, wahrscheinlich nach einer einsamen Stelle der Küste und Chauvelin folgt seiner Fährte. Er fährt jetzt mit der Post nach Dover und wird wahrscheinlich heute Nacht über den Kanal segeln. Was denken Sie, wird geschehen?“

Der junge Man schwieg.

„Percy wird am Bestimmungsort anlangen; ahnungslos, dass man ihm folgt, wird er Tournay und die andern — darunter auch meinen Bruder Armand — aufsuchen, während die schärfsten Augen der Welt jeden seiner Schritte beobachten. Wenn er dann unbewusst die andern verraten hat und nichts mehr von ihm erlangt werden kann, wenn er bereit ist, mit denen, die er retten will, nach England zurückzukehren, dann wird die Falle zuschnappen und man wird ihn auf die Guillotine schicken, damit sein edles Leben dort ende.

Sir Andrew schwieg noch immer.

„Haben Sie denn kein Vertrauen zu mir“, sagte sie leidenschaftlich, „O Gott! sehen Sie denn nicht, dass es mein bitterster Ernst ist? Mensch“, fügte sie hinzu, packte den jungen Mann mit ihren zarten Händen an beiden Schultern und zwang ihn, ihr ins Gesicht zu blicken, „sagen Sie mir, sehe ich

so aus, als ob ich das gemeinste Wesen auf Erden wäre — ein Weib, das ihren eigenen Mann ver-rät?“

„Gott verhüte, dass ich Ihnen so etwas zu-trauen sollte, Lady Blakeney“, sagte endlich der junge Mann, „aber . . . .“

„Aber was? . . . . Schnell, sprechen Sie! . . . . jede Sekunde ist kostbar.“

„Wollen Sie mir sagen“, fragte er entschlos-sen, und blickte forschend in ihre blauen Augen, „wessen Hand Mr. Chauvelin zu dem verhalf, was er nach Ihren Worten weiss?“

„Meine,“ sagte sie ruhig, „ich gebe es zu — ich will aufrichtig gegen Sie sein, damit Sie mir voll vertrauen können. Aber ich hatte keine Ah-nung — woher sollte ich sie auch haben? — wer der rote Pimpernell sei . . . . und das Leben meines Bruders sollte mein Lohn sein, wenn es mir ge-lang —“

„Chauvelin dazu zu verhelfen, die Spur des roten Pimpernell zu finden?“

Sie nickte.

„Es hat keinen Zweck, Ihnen zu erzählen, wie er mich dazu zwang. Armand ist mir ja mehr, als ein Bruder und . . . . und . . . . wie konnte ich ahnen? — Aber wir vergeuden die Zeit, Sir And-rew, um Gotteswillen — mein Gatte ist in Gefahr — Ihr Freund und Gefährte, — helfen Sie mir ihn zu retten!“

Sir Andrew fühlte, dass er in einer höchst peinlichen Lage war. Er hatte seinem Anführer Gehorsam und Verschwiegenheit geschworen und doch meinte es dies schöne Weib, das um sein Zutrauen flehte, zweifellos ernst; sein Freund und Führer war sicher in der äussersten Gefahr und . . .

„Lady Blakeney“, sagte er endlich, „Sie haben mich so überrascht und verwirrt, dass ich nicht weiss, nach welcher Seite meine Pflicht liegt. Sagen Sie mir, was soll ich für Sie tun? Wir sind neunzehn Mann, die wir unser Leben für den roten Pimpernell geben, wenn er in Gefahr ist.“

„Es handelt sich vorläufig noch nicht ums Leben“, sagte sie trocken, „meine fünf Sinne und vier flinke Pferde genügen fürs Erste. Aber ich muss wissen, wo ich ihn finden kann. Sehen Sie, fügte sie hinzu, während sich ihre Augen mit Tränen füllten, „ich habe mich vor Ihnen gedemütigt und meine Schuld bekannt; soll ich auch noch meine Schwäche beichten. — Zwischen mir und meinen Mann hatte sich eine Entfremdung eingeschlichen, er hatte kein Zutrauen zu mir und ich war zu blind, um ihn zu verstehen. Sie müssen zugeben, dass er mir eine dicke Binde über die Augen legte. Ist es da erstaunlich, dass ich nicht hindurchsah? Aber gestern, nachdem ich ihn unbewusst in so grosse Gefahr gebracht hatte, fiel sie von meinen Augen. Wenn Sie mir nicht helfen wollen, würde ich dennoch alle meine Kräfte auf-

bieten, um ihn zu retten. Aber ich käme vielleicht zu spät und dann bliebe Ihnen eine lebenslängliche Reue und mir . . . . ein gebrochenes Herz.“

„Aber, Lady Blakeney“, sagte der junge Mann, gerührt durch ihren sanften Ernst, „wissen Sie auch, dass Ihr Vorhaben Männerarbeit ist? — Sie können nicht allein nach Calais reisen. Sie setzen sich den grössten Gefahren aus und die Möglichkeit, Ihren Gatten jetzt zu finden, — und wenn ich Ihnen noch so genaue Angaben machte — ist sehr gering.“

„Oh, ich hoffe, dass ich mich Gefahren aussetze“, murmelte sie leise, „ich habe so viel gut zu machen. Aber ich glaube, Sie irren sich. Chauvelins Augen sind auf Sie alle gerichtet, er wird mich kaum bemerken. Schnell, Sir Andrew! — Die Kutsche ist bereit und wir dürfen keinen Augenblick verlieren. — Ich muss ihn erreichen! Ich muss ihn warnen“, wiederholte sie mit fast wilder Entschlossenheit, „dass der Mann auf seiner Fährte ist . . . . sehen Sie denn das nicht ein . . . . dass ich ihn einholen muss, um wenigstens an seiner Seite zu sein, wenn ich ihn schon nicht erretten kann?“

„Verfügen Sie über mich, Madame. Bei Gott, ich und meine Gefährten opfern mit Freuden unser Leben für Ihren Gemahl. Wenn Sie durchaus selbst gehen wollen — —“

„Sehen Sie denn nicht ein, dass ich wahnsinnig würde, wenn ich zurückbleiben müsste?“ Sie reichte ihm die Hand, „nicht wahr, Sie trauen mir?“

„Ich erwarte Ihre Befehle“, sagte er schlicht.

„Hören Sie also. Meine Kutsche soll mich sogleich nach Dover bringen. Sie folgen mir, so schnell Ihr Pferd laufen kann und beim Anbruch der Nacht treffen wir uns in „Fischers Ruhe“. Chauvelin kommt sicher nicht dorthin, denn er ist dort bekannt. Ich werde gern Ihre Begleitung nach Calais annehmen . . . . wie Sie richtig bemerkten, könnte ich Sir Percy trotz Ihrer genauesten Angaben verfehlen. Wir wollen in Dover ein Schiff mieten und während der Nacht überfahren. Als mein Lakai verkleidet, werden Sie sich keiner Entdeckung aussetzen.“

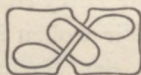
„Ich stehe Ihnen ganz zur Verfügung“, fiel Sir Andrew ernst ein. „Gebe Gott, dass wir den „Seestern“ noch vor Calais erreichen. Jeder Schritt, den der rote Pimpernell mit Chauvelin auf den Fersen auf französischem Boden tut, ist gefährlich.“

„Gott gebe es, Sir Andrew. Aber nun leben Sie wohl. Wir treffen uns heute Abend in Dover. Es wird ein Wettlauf zwischen mir und Chauvelin heute Nacht über den Kanal — und der Preis — das Leben des roten Pimpernell!“

Er küsste ihre Hand und geleitete sie zu ihrer Porte-Chaise. Nach einer Viertelstunde war sie wieder im Gasthaus zur Krone, wo ihr Wagen war-

tete, und im nächsten Augenblick fuhr sie in rasender Schnelligkeit auf der Strase nach Dover.

Jetzt hatte sie keine Zeit mehr zur Verzweiflung. Sie durfte handeln und hatte Sir Andrew als ihren Begleiter und Beistand, da belebte neue Hoffnung ihr Herz.





## Kapitel XXI.

### In banger Erwartung.

**S**pät am Abend erreichten sie „Fischers Ruhe“. Sie hatte die ganze Reise in weniger als acht Stunden zurückgelegt, dank dem häufigen Wechseln der Pferde an den verschiedenen Stationen, wofür sie freigebig bezahlte und daher die besten und schnellsten bekam, die es gab.

Ihr Kutscher war auch unermüdlich gewesen; das Versprechen einer besonders reichen Belohnung hatte ihn natürlich angespornt.

Die Ankunft von Lady Blakeney mitten in der Nacht hatte in „Fischers Ruhe“ keine geringe Verwirrung hervorgerufen. Sally sprang eiligst aus dem Bett und Mr. Jellyband war in grösster Verlegenheit, wie er es seinem hohen Gast behaglich machen sollte.

Beide waren jedoch zu gut als Wirtsleute gedrillt, als dass sie Lady Blakeney das geringste Erstaunen über ihre Ankunft, allein, um Mitternacht,

hätten merken lassen. Aber sie hatten jedenfalls ihre Gedanken darüber, doch war Marguerite zu sehr von der ernsten Bedeutung ihrer Reise hingenommen, als dass sie an solche Sachen gedacht hätte.

Das Gastzimmer — noch vor gar nicht langer Zeit der Schauplatz des schurkischen Überfalls auf die beiden Engländer — war ganz verödet. Mr. Jellyband zündete die Lampe wieder an, blies das Feuer in dem grossn Kamin an und schob dann einen bequemen Lehnstuhl davor, in den Marguerite dankbar sank.

„Wollen Euer Gnaden die Nacht hier bleiben?“ fragte die niedliche Sally und deckte geschäftig ein weisses Tischtuch auf, um dann ein einfaches Abendbrot für Lady Blakeney zu bereiten.

„Nein. Nicht die ganze Nacht“, erwiderte Marguerite, „auf alle Fälle brauche ich kein anderes Zimmer, als dieses, wenn ich es für ein paar Stunden allein haben kann.“

„Es steht Euer Gnaden zu Diensten“, sagte der ehrliche Jellyband, der sein Gesicht in ernste Falten legte, damit seine Mienen nicht das unendliche Erstaunen verrieten, das er empfand.

„Ich will mit der nächsten Flut über den Kanal und auf dem ersten Schiff, das ich erreichen kann“, sagte Marguerite. „Aber mein Kutscher und Diener werden über Nacht und vielleicht noch ein paar Tage hierbleiben und ich hoffe, Ihr werdet es ihnen behaglich machen.“

„Ja, Mylady; ich werde für sie sorgen. Soll Sally Euer Gnaden jetzt etwas Abendbrot bringen?“

„Bitte, lasst nur kalte Speisen auftragen, und sobald Sir Andrew Ffoulkes kommt, führt ihn herein.“

„Zu Befehl, Mylady.“

Der brave Jellyband sah jetzt wirklich bekümmert aus. Er hatte grosse Verehrung für Sir Percy Blakeney und da war es ihm nicht gleichgiltig, ob dessen Frau mit Sir Andrew durchbrannte. Es ging ihn ja nichts an und Mr. Jellyband war keine Klatschbase. Aber im Grunde war Lady Blakeney doch nichts anderes, als eine von jenen „Ausländischen“, da war es kein Wunder, wenn sie eben so leichtfertig, als alle andern war.

„Ihr braucht nicht aufzubleiben, mein ehrenwerter Jellyband“, fuhr Marguerite freundlich fort, „auch Du nicht, Sally. Sir Andrew kommt vielleicht spät.“

Jellyband war es sehr recht, wenn Sally zu Bett ging, er begann Missfallen an dem ganzen Vorgang zu empfinden. Immerhin würde Lady Blakeney reichlich für die Unterkunft bezahlen und ihn ging schliesslich die Sache nichts an.

Sally stellte ein einfaches Abendbrot, bestehend aus kaltem Fleisch, Wein und Früchten auf den Tisch und zog sich mit einem respektvollen Knix zurück, mit stiller Verwunderung, dass Lady Blakeney so ernst aussah, wenn sie doch von ihrem Geliebten entführt werden sollte.

Dann begann eine Zeit des angstvollen Wartens für Marguerite. Sie wusste, das Sir Andrew, der sich erst passende Bedientenkleidung verschaffen musste, nicht unter ein paar Stunden in Dover ankommen konnte. Er war ein guter Reiter, dem die Strecke von London nach Dover nichts ausmachte, aber er bekam vielleicht nicht auf allen Stationen ein gutes, frisches Pferd und hatte erst eine Stunde nach ihr aus London aufbrechen können.

Von Chauvelin hatte sie unterwegs nichts bemerkt. Ihr Kutscher, den sie ausfragte, hatte niemanden gesehen, auf den die Beschreibung, die sie ihm gab, passte. Jedenfalls war er Ihnen voraus. Sie hatte nicht gewagt, in den Gasthäusern, wo sie die Pferde wechselten, nach ihm zu fragen, denn sie fürchtete seine Spione, die ihre Frage hören und dann ihr vorauseilen könnten, um ihm ihr Kommen zu verraten. Ob er wohl in Dover schon ein Schiff gemietet hatte, in welchem Gasthaus mochte er sein, oder war er schon auf dem Meer? Diese Gedanken erregten und beängstigten sie über alle Maassen.

Die Einsamkeit des Zimmers, in dem das langsame, gemessene Ticken der alten Wanduhr das einzige Geräusch war, bedrückte sie. Marguerite musste ihre ganze Energie zusammenehmen und ihr Ziel im Auge behalten, um dies qualvolle Warten zu ertragen.

Alle im Haus schienen zu schlafen. Mr. Jellyband hatte noch einmal nach dem Kutscher und den

Pferden gesehen und sich dann in die Haustüre gesetzt. Jedenfalls wollte er Sir Andrew erwarten, war aber von der Müdigkeit übermannt worden, denn jetzt hörte Marguerite ausser dem Ticken der Uhr noch das monotone Geräusch von Schnarchen.

Der schöne, warme Oktobertag war in eine kalte, rauhe Nacht übergegangen. Sie fröstelte und war froh über das flammende Kaminfeuer. Das Wetter wurde stürmischer und allmählich tönte das Anschlagen der Brandung an die Landungsbrücke wie entfernter Donner.

Der Wind rüttelte an den Fenstern und Türen des alten Hauses, er schüttelte die Bäume und heulte in der Esse. Marguerite dachte daran, ob der Wind wohl für ihre Überfahrt günstig wäre. Sie hatte keine Angst vor dem Sturm und hätte sich noch grösseren Gefahren ausgesetzt, um die Reise auch nicht um eine Minute zu verzögern.

Eine plötzliche Unruhe draussen weckte sie aus ihren Gedanken. Offenbar kam Sir Andrew in toller Hast angejagt, denn sie hörte das Dröhnen der Hufe auf den Steinen und Jellyband's schläfrige, aber fröhliche Begrüssungsworte.

Einen Augenblick wurde jetzt Marguerite das Verlegene ihrer Lage klar; zu dieser späten Stunde allein an einem Ort, wo man sie gut kannte, um mit einem ebenso wohl bekannten jungen Mann, der in Verkleidung anlangte, zusammen zu treffen! Welche gute Veranlassung zum Klatsch für boshafte Leute!

Marguerite betrachtete die Sache nur von der komischen Seite, es war so ein wunderlicher Gegensatz zwischen dem Ernst der Lage und der Art, wie Mr. Jellyband sie jedenfalls auffassen würde, und seit vielen Stunden umspielte zum ersten Mal ein Lächeln ihre Lippen. Als Sir Andrew eintrat, fast unkenntlich in seiner Verkleidung, war sie im Stande, ihn mit einem heiteren Lachen zu begrüßen.

„Sapperlot, mein Herr Lakai,“ sagte sie, „ich bin höchst zufrieden mit Ihrem Aussehen.“

Mr. Jellyband war Sir Andrew gefolgt und sah ganz verduzt aus. Die Verkleidung des jungen Herrn hatte seinen schlimmsten Argwohn bestätigt. Ohne ein Lächeln in seinem sonst so jovialen Gesicht zog er den Kork aus der Weinflasche, rückte die Stühle zurecht und hielt sich bereit, zu bedienen.

„Danke, guter Freund,“ sagte Marguerite, die noch bei dem Gedanken lächelte, was der ehrenwerte Wirt wohl jetzt argwöhnen mochte, „wir brauchen nichts weiter, und hier, nehmt das für Eure Mühe.“

Sie gab Jellyband ein paar Goldstücke, die er respektvoll dankend annahm.

„Halt, Lady Blakeney,“ unterbrach sie Sir Andrew, als Jellyband sich zurückziehen wollte, „ich fürchte, wir haben die Gastfreundschaft meines Freundes Jelly doch noch länger nötig. Ich muss

leider sagen, dass wir heute Nacht nicht überfahren können.“

„Heute Nacht nicht überfahren?“ wiederholte sie entsetzt. „Aber wir müssen es, Sir Andrew, ganz sicher! Da darf nicht von Nichtkönnen die Rede sein; koste es was es wolle, wir müssen heute Nacht fahren.“

Aber der junge Mann schüttelte traurig den Kopf.

„Ich fürchte, dass es nicht eine Kostenfrage ist, Lady Blakeney.“ Es stürmt ein eklicher Wind von Frankreich herüber, der Wind ist gegen uns und ehe er nicht umspringt, können wir nicht segeln.“

Marguerite wurde totenbleich. An dieses Hindernis hatte sie nicht gedacht. Die Natur selbst spielte ihr einen grausamen, furchtbaren Streich. Percy war in Gefahr und sie konnte nicht zu ihm eilen, weil der Wind von Frankreich herwehte.

„Aber wir müssen hinüber!“ wiederholte sie hartnäckig — „Sie wissen, dass es sein muss! — Können Sie keinen Ausweg finden?“

„Ich war schon an der Küste,“ antwortete er, „und sprach mit einigen Schiffern. Es ist ganz unmöglich, heute zu segeln, das versicherten alle. „Keiner,“ fügte er hinzu und warf Marguerite einen vielsagenden Blick zu, „keiner kann heute von Dover absegeln.“ Marguerite verstand sogleich, was er meinte. Keiner bedeutete ebenso gut

Chauvelin, als sie selbst. Sie nickte Jellyband freundlich zu.

„Nun, dann muss ich mich ergeben,“ sagte sie zu ihm. „Habt Ihr ein Zimmer für mich?“

„Ja, Mylady. Ein hübsches, luftiges, freundliches Zimmer. Ich will gleich nachsehen. . . . Und es ist noch eins da für Sir Andrew — beide sind bereit.“

„Das ist schön, mein braver Jelly,“ sagte Sir Andrew heiter und schlug seinen Wirt kräftig auf den Rücken. „Schliesst die beiden Stuben auf und lasst die Leuchter hier auf der Anrichte. Ich wette, Ihr seid halbtot vor Müdigkeit und Lady Blakeney muss noch ihr Abenbrot verzehren, ehe sie sich zur Ruhe begibt. Und nun, Ritter von der traurigen Gestalt, seid ohne Furcht; Mylady's Besuch ist trotz der ungewöhnlichen Stunde eine grosse Ehre für Euer Haus und Sir Percy Blakeney wird Euch doppelt belohnen, wenn ihr gut dafür sorgt, dass sie behaglich und ungestört bleibt.“

Sir Andrew hatte ohne Zweifel die widerstreitenden Gefühle in Jellybands Innerem erraten und als feinführender Edelmann versuchte er, durch diese Andeutung seinen Argwohn zu verscheuchen. Er sah mit Befriedigung, dass es ihm einigermaßen gelungen war, den Jellybands Gesicht hellte sich bei der Erwähnung von Sir Percy auf.

„Ich will sogleich gehen und nachsehen, Sir,“ sagte er geschäftig und in wärmerem Tone. „Hat Mylady alles, was sie zum Abendbrot braucht?“



„Alles, danke, Jellyband, und weil ich fast verhungert und halb tot vor Müdigkeit bin, so bitte ich Euch, seht nach den Zimmern.“

„Und nun erzählen Sie mir,“ sagte sie, sobald Jellyband das Zimmer verlassen hatte, „alles was Sie erfahren haben.“

„Da ist nicht viel zu berichten, Lady Blakeney,“ sagte der junge Mann. „Der Sturm macht es für jedes Schiff unmöglich, Dover zu verlassen. Aber was Ihnen zuerst eine schreckliche Verlegenheit schien, ist in Wahrheit ein Segen. Wenn wir heute Nacht nicht über den Kanal segeln können, so ist Chauvelin in derselben Lage.“

„Er ist vielleicht vor dem Ausbruch des Sturmes abgesegelt.“

„Gott gebe es,“ sagte Sir Andrew vergnügt, „denn dann ist er höchst wahrscheinlich aus seinem Kurs getrieben worden! Wer weiss? Vielleicht liegt er auf dem Boden des Meeres, denn der Sturm wütet und es muss jedem kleineren Fahrzeug schlecht ergehen, das draussen ist. Aber ich fürchte, wir dürfen unsere Hoffnungen nicht auf einen Schiffbruch des durchtriebenen Teufels setzen. Alle Fischer, die ich hier sprach, versicherten mich, dass kein Schiff abgefahren wäre. Andererseits erfuhr ich, dass heute Nachmittag ein Fremder in der Postkutsche angekommen ist, der gleich mir Erkundigungen wegen der Überfahrt nach Frankreich eingezogen hat.“

„Dann ist also Chauvelin noch in Dover?“

„Ohne Zweifel. Soll ich ihm auflauern und ihn mit meinem Degen durchbohren? Das wäre die schnellste Lösung aller Schwierigkeiten.“

„Nein, Sir Andrew, scherzen sie nicht. Ach, wie oft habe ich seit gestern Abend mich dabei ertappt, seinen Tod zu wünschen. Aber was Sie vorschlagen, ist unmöglich. Die Gesetze dieses Landes erlauben keinen Mord! Nur in unserem schönen Frankreich wird der Massenmord vom Gesetz im Namen der Freiheit und der brüderlichen Liebe gutgeheissen.“

Sir Andrew hatte sie überredet, sich an den Tisch zu setzen und etwas zu geniessen. Dieser gezwungene Aufenthalt von wenigstens 12 Stunden war schrecklich zu ertragen, da sie in einem so überreizten Zustand war. Aber ihr Gefährte verstand es durch die tiefe Sympathie, die in jedem Liebenden steckt, sie fast glücklich zu stimmen, indem er mit ihr von ihrem Gatten sprach. Er erzählte ihr von verschiedenen Fällen, wo der tapfere rote Pimpernell den armen Royalisten, die die blutige Revolution aus ihrem Vaterlande vertrieb, zur Flucht verholfen hatte. Ihre Augen glühten vor Begeisterung, als er von seiner Kühnheit, seinen Schlichen und Auswegen erzählte, durch die er Männer, Frauen, selbst Kinder noch vom Fusse der Guillotine entführt hatte.

Er entlockte ihr sogar ein Lächeln, als er die mannigfachen Verkleidungen des roten Pimpernells

schilderte, besonders als altes Marktweib bei der Rettung der Tournays.

Und sie lachte herzlich bei der Beschreibung von Blakeney's Erscheinung und wie seine Grösse die Verkleidungen in Frankreich besonders erschwert hatte.

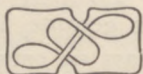
So verging eine Stunde; aber wie viele mussten noch untätig in Dover verbracht werden? Marguerite stand seufzend vom Tische auf, ihr graute vor der Nacht in dem Bett oben, mit angstvollen Gedanken zur Gesellschaft und dem Heulen des Sturmes, das den Schlaf verscheuchen würde.

Wo mochte Percy jetzt sein? Der „Seestern“ war eine starke, gut gebaute Yacht. Sir Andrew war der Meinung, dass sie entweder vor Ausbruch des Sturmes günstigen Wind gehabt oder sich nicht hinausgewagt hatte und noch in Gravesend lag.

Briggs war ein erfahrener Schiffer und Sir Percy verstand mit seiner Yacht umzugehen, wie der geschickteste Seemann. Denen brachte der Sturm keine Gefahr.

Lange nach Mitternacht begab sich Marguerite endlich zur Ruhe. Wie sie befürchtet, floh der Schlaf ihre Augen. Das Tosen des Sturmes und die Brandung erfüllte ihr wundes Herz mit banger Traurigkeit. Sie war in der Stimmung, wo die See einen trüben Einfluss auf unsere Nerven ausübt. Nur wenn wir sehr glücklich sind, können wir es ertragen, fröhlich auf die unbegrenzte, weite Wasserfläche zu blicken, die mit so andauernder

Einförmigkeit unsere Gedanken, mögen sie heiter oder traurig sein, mit ihrem Wellenschlag begleitet. Sind unsere Gedanken fröhlich, so sind die Wellen ihr fröhlicher Widerhall; sind sie aber traurig, dann scheint jede heranrollende Welle neue Traurigkeit zu bringen und von der Hoffnungslosigkeit und Nichtigkeit all unserer Freuden zu sprechen.



## Kapitel XXII

### Calais.

**S**elbst die längsten Tage, die traurigsten Nächte müssen früher oder später enden.

Marguerite hatte fünfzehn Stunden in so furchtbaren Seelenqualen verbracht, dass sie fast den Verstand darüber verlor. Nach einer schlaflosen Nacht stand sie zeitig auf, ungeduldig ihre Abreise erwartend und in der Angst, dass noch weitere Hindernisse eintreten könnten. Sie erhob sich noch ehe irgend jemand im Hause sich regte, um nicht die einzige gute Gelegenheit zum Aufbruch zu verpassen.

Als sie hinunterkam, fand sie Sir Andrew Ffoulkes im Gastzimmer. Er war schon an der Landungsbrücke gewesen, hatte aber nur erfahren, dass weder das französische Postschiff, noch irgend ein anderes aus dem Hafen von Dover auslaufen könnte. Der Sturm hatte den Höhepunkt erreicht; wenn sich der Wind nicht drehte, mussten sie vielleicht noch zehn bis zwölf Stunden warten, bis die

Flut wieder zur Abfahrt günstig war. Aber der Wind drehte sich nicht.

Marguerite fühlte sich fast krank vor Verzweiflung, als sie diese Nachrichten hörte. Sie bedurfte ihrer ganzen Willenskraft, um nicht zusammenzubrechen und die Sorgen des jungen Mannes noch zu vermehren.

Obwohl er es ihr zu verbergen suchte, sah Marguerite doch, dass Sir Andrew ebenso besorgt wie sie war, seinen Freund und Kameraden zu erreichen. Diese gezwungene Untätigkeit war für beide eine Qual.

Marguerite konnte sich später nie darüber Rechenschaft geben, wie sie diesen entsetzlichen, endlosen Tag in Dover verbracht hatte. Sie wagte nicht, sich sehen zu lassen, aus Angst, dass Chauvelins Spione sie entdecken könnten. Darum hatte sie ein eigenes Wohnzimmer und darin sass sie mit Sir Andrew Stunde um Stunde; Sally brachte ihnen etwas Essen, aber sie konnten nichts tun, als denken, vermuten und manchmal hoffen.

Der Sturm hatte sich zu spät gelegt, die Ebbe war eingetreten und kein Schiff konnte mehr absegeln.

Und so warteten die beiden und sorgten sich darum, ob wohl ja die Stunde käme, in der sie abfahren könnten. Nur eine einzige glückliche Unterbrechung kam während des langen Tages, als Sir Andrew wieder an den Hafen ging und Marguerite die Nachricht brachte, dass er ein gutes

Segelschiff gemietet hätte, dessen Kapitän zur Abfahrt bereit sei, sobald günstige Flut einträte.

Von diesem Augenblick an schienen die Stunden erträglicher, das Warten weniger hoffnungslos und endlich, um 5 Uhr Nachmittags begab sich Marguerite tief verschleiert nach dem Hafen, während Sir Andrew, als ihr Diener verkleidet, ihre Sachen trug.

Sobald sie glücklich an Bord war, fühlte sie sich durch die frische Seeluft belebt; der Wind war gerade stark genug, um die Segel des Schiffes zu schwellen, als es die Wellen nach dem offenen Meer zu durchschnitt.

Ein herrlicher Sonnenuntergang folgte dem Sturm und ein Gefühl von Frieden, fast von Hoffnung überkam Marguerite, als die weissen Klippen von Dover allmählich aus ihrem Gesichtskreise schwanden.

Sir Andrew war voll freundlicher Aufmerksamkeiten und sie empfand dankbar das Glück, ihn in dieser schweren Sorgenzeit zur Seite zu haben.

Später tauchte die graue Küste Frankreichs aus dem dichter werdenden Nebel. Einzelne Lichter blinkten und Kirchtürme wurden sichtbar.

Endlich legte das Schiff an und Marguerite fand sich wieder in ihrem Vaterlande, wo in diesem Augenblick die Menschen unzählige ihrer Mitbrüder hinmetzelten und tausende von unschuldigen Frauen und Kindern zur Guillotine schickten.

Selbst in diesem abgelegenen Hafenstädtchen sprach das Aussehen der Bevölkerung von jener furchtbaren Revolution, die dreihundert Meilen entfernt das schöne Paris durch das täglich fließende Blut seiner edelsten Söhne, durch das Jammern der Witwen und das Schreien der verwaisten Kinder zu einem Ort des Schreckens machte.

Alle Männer trugen rote Mützen mit der dreifarbigen Kokarde an der linken Seite. Marguerite bemerkte mit Schauern, dass sie Gesichter ihrer sonst so fröhlichen, lachenden Landsleute jetzt einen Ausdruck von Misstrauen trugen.

Zu dieser Zeit sah jeder in seinem Nebenmenschen einen Spion; das unschuldigste Wort konnte als aristokratische Neigung oder Volksverrat gedeutet werden. Sogar in den Augen der Frauen lauerte ein merkwürdiger Schein von Angst und Hass; sie murmelten, als sie Marguerite und Sir Andrew ans Land kommen sahen:

„Sacrés aristos!“ oder „sacrés Anglais!“ Im übrigen erregte ihre Gegenwart kein Aufsehen. Calais war auch in jenen Tagen immer in regem, geschäftlichen Verkehr mit England. Es war wohlbekannt, dass wegen des grossen Eingangszolles in England viel französischen Wein und Brantwein hinüber geschmuggelt wurden. Das gefiel dem französischen bourgeois unendlich; er sah gern, wie die englische Regierung und der englische König, die er beide hasste, um ihre Einnahmen betrogen wurden und ein englischer Schmugg-



ler war in den Kneipen von Calais und Boulogne immer ein willkommenener Gast.

So dachte auch wirklich die Bevölkerung von Calais, als Sir Andrew Marguerite durch die winkligen Strassen führte, dass die beiden nach englischer Mode gekleideten Fremden steuerbare Sachen für ihr vom Nebel heimgesuchtes Land kaufen wollten und kümmerten sich nicht weiter um sie.

Marguerite dachte aber darüber nach, wie wohl die grosse, kräftige Figur ihres Mannes unbemerkt Calais passiert haben konnte; sie zerbrach sich den Kopf, in welcher Verkleidung er sein edles Werk vollführte, ohne zu grosse Aufmerksamkeit zu erregen.

Ohne mehr als die nötigsten Worte zu wechseln, führte Sir Andrew sie quer durch die Stadt, auf den Weg nach Cap Gris Nez. Die Strassen waren krumm und eng und ein Geruch von verdorbenen Fischen und schlechter Kellerluft durchzog sie. Es hatte während der stürmischen Nacht stark geregnet und Marguerite sank oft bis über die Knöchel in den Schmutz, denn die Strassen waren nicht erleuchtet, nur manchmal drang ein schwacher Lichtschimmer aus den Häusern.

Aber diese kleinen Unbequemlichkeiten achtete sie nicht — „Vielleicht finden wir Blakeney in der „grauen Katze“, hatte Sir Andrew gesagt, als sie landeten, und so ging sie wie auf einem Teppich von Rosen, denn sie sollte ihn ja wiederssehen.

Endlich erreichten sie ihren Bestimmungsort. Sir Andrew kannte offenbar den Weg, denn er war unbeirrt im Dunkeln vorwärts geschritten, ohne jemals nach dem Weg zu fragen. Marguerite konnte in der Dunkelheit das Äussere des Hauses nicht beurteilen. „Die graue Katze“ war offenbar ein kleines Wirtshaus in der Umgebung von Calais auf dem Wege nach Gris Nez. Es lag in einiger Entfernung von der Küste, denn man hörte das Brausen der Wogen nur schwach.

Sir Andrew klopfte mit dem Griff seines Stockes an die Tür und Marguerite hörte, dass von drin ein Gebrumm und Schimpfen antwortete. Nun wiederholte er das Klopfen energischer, man hörte stärkeres Schimpfen und dann näherten sich watschelnde Schritte. Die Tür wurde geöffnet und Marguerite befand sich auf der Schwelle des schmutzigsten und verfallensten Zimmers, das sie je betreten hatte.

Die Tapete, soviel noch davon da war, hing in Fetzen von den Wänden, es schien nicht ein einziges ganzes Möbel im Zimmer zu sein. Die meisten Stühle hatten keine Lehnen, andere keine Sitze, an dem Tisch fehlte ein Bein, so dass er durch Reisigbündel gestützt war.

In einer Ecke des Raumes war eine grosse Feuerstelle, über der ein Kessel hing, woraus ein gar nicht so übler Geruch von heisser Suppe aufstieg. An einer Seite befand sich in halber Höhe der Wand ein Kämmerchen mit einem zer-

rissenen blau und weisskarrierten Vorhang zu dem ein paar wacklige Stufen hinaufführten.

An den grossen, kahlen Wänden standen mit Kreide an verschiedenen Stellen in grossen Buchstaben die Wort geschrieben: „Freiheit — Gleichheit — Brüderlichkeit.“

Dieser trübselige Aufenthaltsort wurde durch eine stinkende Öllampe, die von dem Deckenbalken hing, schwach beleuchtet. Es sah alles so furchtbar zerfallen, schmutzig und wenig einladend aus, dass Marguerite sich kaum über die Schwelle wagte.

Sir Andrew hingegen war ohne Zögern eingetreten.

„Englische Reisende, Citoyen!“ sagte er kühn und indem er französisch sprach.

Das Individuum, welches auf Sir Andrews Klopfen die Tür geöffnet hatte und offenbar der Eigentümer dieses elenden Wirtshauses war, war ein ältlicher, schwerfälliger Bauer, er trug eine schmutzige, blaue Blouse, eine schäbige Hose, schwere Holzschuhe, aus denen Strohhalme vorsaßen und die unvermeidliche rote Mütze mit der dreifarbigem Cokarde, die seine augenblicklichen politischen Ansichten anzeigte. Er hatte eine kurze, hölzerne Pfeife, aus der ein Geruch von schlechtem Tabak stieg, blickte etwas argwöhnisch und ziemlich verächtlich auf die beiden Reisenden, murmelte „Sacrrrés Anglais“ und spuckte auf die Erde, um noch einen weiteren Beweis seiner Unabhängig-

keit zu geben. Trotzdem trat er zur Seite, um sie eintreten zu lassen, denn er wusste doch auch, dass die „Sacrés Anglais“ immer wohlgefüllte Geldbeutel hatten.

„O Gott!“ sagte Marguerite und hielt beim Eintritt in das Zimmer ihr Taschentuch vor die Nase, „was für ein armseliges Loch! Sind Sie auch sicher, dass dies der richtige Ort ist?“

„Freilich ist er es,“ antwortete der junge Mann, als er mit einem spitzenbesetzten Taschentuch einen Stuhl abstäubte, damit Marguerite sich setzen konnte; aber ich habe nie eine schrecklichere Spelunke gesehen.“

Der Wirt der grauen Katze, Brogard, kümmernte sich nicht weiter um seine Gäste; sie würden schon ein Abendbrot bestellen, wenn sie Hunger hätten und es kam einem freien Bürger nicht zu, gegen irgend jemand unterwürfig oder auch nur höflich zu sein und wenn er noch so schmuck gekleidet war.

Am Kamin sass eine zusammengekauerte, zerlumpfte Gestalt, man wusste kaum, ob es eine Frau war, wenn sie nicht eine ehemals weiss gewesene Mütze und einen Rock getragen hätte. Sie murmelte vor sich hin und rührte von Zeit zu Zeit in dem Suppenkessel.

„Heda, mein Freund!“ sagte endlich Sir Andrew, „wir möchten Abendbrot essen . . . . die Citoyenne dort,“ fuhr er fort und zeigte auf die zerlumpfte Gestalt, „kocht wohl eben eine delikate

Suppe, und meine Herrin hat seit mehreren Stunden nichts gegessen.“

Brogard überlegte erst eine Weile, denn ein freier Bürger erfüllt nicht so eilig die Wünsche derer, die zufällig etwas von ihm brauchen.

„Sacrés aristos!“ murmelte er nochmals und spuckte auf die Dielen.

Dann ging er langsam an ein Büffet, das in der Ecke der Stube stand, holte eine alte, zinnerne Suppenterrine und reichte sie ohne ein Wort seiner besseren Hälfte, die sie eben so schweigsam aus ihrem Suppenkessel füllte.

Marguerite hatte diese Vorbereitungen mit Entsetzen verfolgt; hätte sie nicht einen so ernsten Zweck im Sinne gehabt, sie wäre gleich aus dieser schmutzigen, übelriechenden Behausung geflohen.

„Meiner Treu! Unsere Wirtsleute sind nicht gerade liebenswürdig,“ sagte Sir Andrew, als er Marguerite's entsetztes Gesicht sah. „Könnte ich Ihnen doch ein einladenderes Mahl anbieten, aber ich glaube, Sie werden die Suppe und den Wein geniessbar finden; diese Leute leben im Schmutz, nähren sich aber in der Regel ganz gut.“

„Bitte, machen sich um meinewillen keine Sorgen, Sir Andrew,“ sagte sie sanft. „Ich bin nicht in der Stimmung, auf Essen Wert zu legen.“

Brogard fuhr langsam in seinen Vorbereitungen fort, legte Löffel auf den Tisch und brachte zwei Gläser, die Sir Andrew sorgfältig auswischte.

Als das Brot und eine Flasche Wein gebracht waren, zog Marguerite ihren Stuhl an den Tisch und versuchte etwas zu geniessen. Sir Andrew stand in seiner Rolle als Lakai hinter ihrem Stuhle.

„Bitte, Madame,“ sagte er, als er sah, dass Marguerite nicht im Stande zu sein schien, etwas zu essen, „bitte versuchen Sie, etwas Nahrung zu sich zu nehmen — bedenken Sie, dass Sie Ihre ganze Kraft nötig haben.“

Die Suppe roch gut und schmeckte gar nicht übel und hätte Marguerite gemundet, wenn ihr nicht die schreckliche Umgebung Ekel erregt hätte. Indessen zwang sie sich doch zu ein paar Bissen Brot und trank etwas Wein.

„Ich kann Sie nicht stehen sehen, Sir Andrew,“ sagte sie dann. „Sie haben eine Stärkung ebenso nötig als ich. Diese Leute denken höchstens, dass ich eine überspannte Engländerin bin, die mit ihrem Bedienten durchgeht, wenn Sie an meinem Abendessen teilnehmen.“

Brogard schien sich in der Tat, nachdem er das Allernötigste gebracht hatte, nicht weiter um seine Gäste zu kümmern. Mutter Brogard war ruhig hinausgegangen und er lungerte umher und paffte seine Pfeife, wie es einem freien Bürger zukam. „Verdammter Kerl!“ sagte Sir Andrew zornig, als Brogard sich an ihren Tisch lehnte, die Rauchwolken ihnen ins Gesicht blies und diese beiden *sacrés Anglais* anmassend musterte,

„Um Himmels Willen,“ fiel Marguerite eilig ein, als sie sah, dass Sir Andrew drohend die Faust ballte, „bedenken Sie, dass wir in Frankreich sind und dass in diesem Unglücksjahr die Stimmung des Volkes feindselig ist.“

„Ich möchte den Kerl aufhängen!“ murmelte Sir Andrew wütend.

Er hatte sich neben Marguerite hingesetzt und beide täuschten einander, indem sie vorgaben zu essen.

„Ich flehe Sie an,“ sagte Marguerite, „erhalten Sie den Mann in guter Laune, damit er unsere Fragen beantwortet.“

„Ich will mir Mühe geben, aber lieber hängte ich ihn auf, als das ich ihn ausfrage. Heda, mein Freund,“ sagte er leutselig auf französisch und klopfte Brogard auf die Schulter, „seht Ihr in dieser Gegend viele englische Reisende?“

Brogard sah ihn über die Schulter an, tat ein paar Züge aus seiner Pfeife, denn er hatte es nicht eilig und sagte —

„Hm, manchmal.“

„Ah!“ sagte Sir Andrew leichthin, „Englische Reisende wissen immer, wo sie guten Wein bekommen, nicht wahr, mein Freund? — Sagen Sie, Mylady wollte gern wissen, ob Sie zufällig einen Freund von ihr, einen Engländer, der oft in Geschäften nach Calais kommt, gesehen hätten, er ist gross, war kürzlich auf dem Wege nach Paris und Mylady hoffte, ihn hier in Calais zu treffen.“

Marguerite sah Brogard nicht an, um nicht zu verraten, mit welcher Sorge sie seine Antwort erwartete.

Dieser liess sich Zeit und fragte dann langsam:  
„Ein grosser Engländer? — Heute? — Ja!“

Marguerite konnte kaum einen Schrei unterdrücken.

„Es ist sicher Sir Percy,“ murmelte sie.  
„Schnell, Sir Andrew, fragen Sie den Mann, wohin er ging.“

„Ja, gewiss war das Mylady's Freund,“ sagte Sir Andrew in demselben sorglosen Ton „und er ist fort, sagtet Ihr?“

„Er ging fort . . . ja . . . aber er kommt wieder . . . er bestellte Abendbrot.“

Mit einer hastigen Bewegung legte Sir Andrew seine Hand warnend auf Marguerite's Arm, denn im nächsten Moment hätte ihre übergrosse Freude sie verraten. Er war in Sicherheit und gesund, kam hierher zurück, sie würde ihn vielleicht in wenigen Minuten sehen — oh, konnte sie denn so viel Glück ertragen?

„Aber wo ist er jetzt? — Könnt Ihr es mir sagen?“ wandte sie sich jetzt selbst an Brogard und berührte mit ihrer zarten Hand den schmutzigen Ärmel seines Kittels.

„Er ging fort, um ein Pferd und einen Karren aufzutreiben,“ sagte Brogard und schüttelte mürrisch die hübsche Hand ab, die küssen zu dürfen selbst Prinzen stolz gewesen waren.

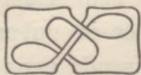


„Um welche Zeit ging er fort?“

Aber Brogard hatte nun die Fragen satt. Er meinte, ein Bürger brauche es sich nicht gefallen zu lassen, sich so von den sacrés aristos ins Verhör nehmen zu lassen, selbst wenn es reiche Engländer waren. Es stand doch seiner neuen Würde besser an, möglichst grob zu sein und es war nur ein Zeichen der Knechtschaft, wenn man höfliche Fragen bescheiden beantwortete.

„Ich weiss es nicht,“ antwortete er verdriesslich. „Nun habe ich genug gesagt, voyons, les aristos! . . . Er kam heute. Er bestellte Abendbrot. Er ging fort. — Er wird wiederkommen und damit basta.“

Nachdem Brogard gezeigt hatte, dass er als freier Mann so grob sein durfte, wie es ihm beliebte, verliess er schwerfällig die Stube und warf die Türe hinter sich zu.



## Kapitel XXIII

### Hoffnung.

**W**ir wollen ihn lieber in Ruhe lassen,“ sagte Sir Andrew, als er sah, dass Marguerite im Begriff war, ihren grämlichen Wirt zurückzurufen. „Wir würden doch nichts weiter aus ihm herausbringen und ihn vielleicht argwöhnisch machen. Man ist in diesen von Gott verlassenen Nestern nie vor Spionen sicher.“

„Was liegt mir daran?“ antwortete sie leicht hin, „jetzt, wo ich weiss, dass mein Gatte in Sicherheit ist, und ich ihn bald sehen werde.“

„Still!“ sagte er in unverhehlter Angst, denn sie hatte in ihrer Freude ganz laut gesprochen, „in diesen Zeiten haben selbst die Wände Ohren.“

Er stand schnell vom Tische auf, ging durch das kahle, ungemütliche Zimmer und horchte aufmerksam an der Türe, durch welche Brogard eben verschwunden war und von der noch das Gemurmel von Schimpfworten und schlürfende Schritte hörbar waren. Auch stieg er die wacklige Boden-

terrasse hinauf, um sich zu überzeugen, dass nicht etwa Spione von Chauvelin in der Nähe seien.

„Sind wir allein, mein Herr Lakai?“ fragte Marguerite, als sich der junge Mann neben sie setzte. „Dürfen wir sprechen?“

„So vorsichtig wie möglich!“ bat er.

„Meiner Treu, Mann, Sie setzen eine saure Miene auf. Was mich betrifft, so könnte ich vor Freude tanzen. Jetzt ist doch keine Ursache zur Furcht mehr da. Unser Boot ist an der Küste, der „Delphin“ nicht zwei Meilen weit in der See, und mein Gatte wird hierher in dieses selbe Zimmer kommen, vielleicht schon in einer halben Stunde! Was kann uns da noch aufhalten? Chauvelin und seine Bande sind noch nicht angelangt.“

„Ich fürchte, Madame, dass wir darüber im Unklaren sind.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Er war zu gleicher Zeit mit uns in Dover.“

„Und durch denselben Sturm aufgehalten, der unsere Abfahrt verhinderte.“

„Jawohl. Aber — ich erwähnte es bisher nicht, um Sie nicht in Angst zu versetzen — ich sah ihn fünf Minuten vor unserer Abfahrt am Ufer. Wenigstens möchte ich darauf schwören, dass er es war, trotzdem er so geschickt als curé verkleidet war, dass ihn Satan, sein Schutzpatron, selbst nicht erkannt hätte. Aber ich hörte ihn sprechen, weil er mit einem Schiffer verhandelte und er wird kaum später, als eine Stunde nach uns abgesegelt sein.“

Aus Marguerite's Gesicht war der freudige Ausdruck gewichen. Plötzlich wurde ihr klar, in welch' grosser Gefahr sich Percy auf französischem Boden befand. Chauvelin war ihm dicht auf den Fersen; hier in Calais war der geriebene Diplomat allmächtig; es kostete ihn nur ein Wort, damit Percy verfolgt und gefangen genommen wurde und dann . . . . Nicht in den Momenten der grössten Seelenangst in England hatte sie sich die gefährliche Lage ihres Gatten je so klar gemacht, als jetzt. Chauvelin hatte geschworen, den roten Pimpernell der Guillotine auszuliefern und den tapferen Helden, der bisher unbekannt und dadurch in Sicherheit war, hatte sie selbst seinem bittersten Feinde verraten. Chauvelin hatte bei dem Überfall in „Fischers Ruhe“ alle Pläne für diese Expedition in seine Hände bekommen. Armand St. Just, der Graf de Tournay und andere flüchtige Royalisten hatten den roten Pimpernell — oder vielmehr, wie ursprünglich beabsichtigt war, zwei von seiner Liga — an diesem Tage, am 2. Oktober, an einem der Liga jedenfalls bekannten Ort, der unbestimmt als „Vater Blanchard's Hütte“ bezeichnet ward, treffen sollen.

Armand, dessen Verbindung mit dem roten Pimpernell und Abfall von der brutalen Politik des Schreckensgerichts seinen Landsleuten noch nicht bekannt war, sollte die anderen Royalisten treffen und an diesen sicheren Ort geleiten.

So viel hatte Marguerite von Anfang an verstanden und Sir Andrew hatte ihre Vermutungen

bestätigt. Sie wusste auch, dass als Sir Percy erfuhr, dass Chauvelin seine eigenen Pläne und die Befehle an seine Anhänger gestohlen hatte, es zu spät war, an Armand und die Flüchtlinge neue Befehle zu schicken.

Sie würden selbstverständlich zur bestimmten Stunde an dem angegebenen Ort sein, ohne zu ahnen, was für eine Gefahr ihrem tapferen Retter drohte.

Blakeney, der wie gewöhnlich alles geleitet und organisiert hatte, würde keinen seiner jüngeren Kameraden der Gefahr einer fast sicheren Gefangenehung aussetzen. Daher seine eilige Mitteilung an Lord Grenville's Ball — „Reise selbst morgen — allein.“

Und nun war seine Persönlichkeit verraten, bis er jenen geheimnisvollen Ort erreichte, wo die Flüchtlinge seiner harrten und dann würden sie die Falle zumachen.

Es blieb ihnen nur eine Stunde — der kurze Vorsprung, den Marguerite und Sir Andrew vor ihrem Feind hatten — um Sir Percy vor der drohenden Gefahr zu warnen und ihn zu beschwören, das tollkühne Unternehmen aufzugeben, das sicher mit seinem Tode enden würde.

Aber diese e i n e Stunde blieb ihnen.

„Chauvelin weiss durch die gestohlenen Papiere von diesem Wirtshaus,“ sagte Sir Andrew ernst, „und kommt nach der Landung natürlich geradenwegs hierher.“

„Er ist noch nicht gelandet“, sagte sie, wir haben eine Stunde Vorsprung und Percy muss gleich kommen. Dann sind wir schon halb über den Kanal, ehe Chauvelin ahnt, dass wir ihm entschlüpft sind.“

Sie sprach erregt und eindringlich, als wollte sie ihrem jungen Begleiter etwas von der Hoffnung einflössen, die noch in ihrem Herzen glühte. Aber er schüttelte traurig den Kopf.

„Wieder schweigsam, Sir Andrew?“ sagte sie etwas ungeduldig. „Warum schütteln Sie den Kopf und sehen so sauertöpfisch drein?“

„Mein Gott, Madame“, erwiderte er, „weil Sie beim Schmieden Ihrer rosenfarbigen Pläne die Hauptperson vergessen.“

„Wen in aller Welt meinen Sie? — Ich vergesse nichts . . . . welche Hauptperson meinen Sie?“ fügte sie mit wachsender Ungeduld hinzu.

„Sie ist sechs Fuss gross“, antwortete Sir Andrew ruhig, „und nennt sich Percy Blakeney.“

„Ich verstehe Sie nicht“, murmelte Marguerite.

„Denken Sie denn, Blakeney würde Calais verlassen, ohne seine Aufgabe zu vollenden?“

„Sie meinen . . . . ?“

„Da ist der alte Graf de Tournay . . . .“

„Der Graf . . . .?“ murmelte sie.

„Und St. Just . . . . und andere . . . .“

„Mein Bruder!“ stiess sie mit einem herzerreissenden Seufzer aus. „Ums Himmels willen, den hatte ich ganz vergessen.“

„Alle diese Männer erwarten jetzt mit unerschütterlichem Vertrauen die Ankunft des roten Pimpernell, der ihnen sein Ehrenwort gegeben hat, sie sicher über den Kanal zu bringen. Sir Percy Blakeney wäre nicht der so hoch verehrte Führer einer Anzahl englischer Edelleute“, fügte Sir Andrew stolz hinzu, „wenn er jene verliesse, die ihm ihr ganzes Vertrauen schenken. Dass er sein Wort brechen könnte, ist ganz undenkbar.“

Für einen Augenblick herrschte Schweigen. Marguerite hatte ihr Gesicht in ihren Händen begraben, durch ihre Finger sickerten langsam Tränen durch. Sir Andrew sagte nichts, das Herz brach ihm fast bei dem Jammer des jungen Weibes. Er war sich schon lange bewusst, dass sie durch ihre vorschnelle, unüberlegte Tat sie alle in eine schreckliche Lage gebracht hatte. Er kannte seinen Freund und Führer so gut, seine Waghalsigkeit, seine tollkühne Tapferkeit, die Ehrfurcht vor dem gegebenen Wort. Sir Andrew wusste, dass Blakeney sich lieber der grössten Gefahr aussetzen, als sein Wort brechen würde und wenn ihm Chauvelin auf den Fersen wäre, würde er die verzweifeltsten Versuche machen, seine Freunde zu retten.

„Sie haben Recht, Sir Andrew“, sagte Marguerite endlich und gab sich Mühe, ihre Tränen zu trocknen, „es wäre eine Schande, wollte ich versuchen, ihn vom rechten Wege abzubringen. Ich würde vergebens in ihn dringen. Gott gebe ihm die Kraft und Fähigkeit,“ fügte sie inbrünstig und

entschlossen hinzu, „seine Gegner zu überlisten. Er wird es Ihnen nicht abschlagen, sich ihm anzuschliessen. Gott behüte Sie beide! Aber in der Zwischenzeit dürfen wir keine Zeit verlieren. Ich glaube immer noch, seine Sicherheit hängt davon ab, dass er erfährt, Chauvelin folgt seiner Spur.“

„Ohne Zweifel. Ihm stehen viele Hülfsmittel zu Gebote. Sobald er Gefahr wittert, ist er doppelt vorsichtig: sein Erfindungsgeist grenzt ans Wunderbare.“

„Was meinen Sie denn zu einem Entdeckungsgang in das Dorf, während ich hier seine Ankunft erwarte? — Sie fänden vielleicht Percys Fährte und könnten kostbare Zeit sparen. Wenn Sie ihn finden, sagen Sie ihm, er soll auf der Hut sein. — Sein bitterster Feind folge ihm auf den Fersen.“

„Aber kann ich Sie in einem so schauerhaften Loch allein lassen?“

„Daraus mache ich mir nichts. Nur könnten Sie den griesgrämigen Wirt um ein anderes Zimmer für mich bitten, wo ich nicht den Späherblicken von etwa ankommenden Reisenden ausgesetzt bin. Geben Sie ihm etwas Geld, damit er mir sicher meldet, wenn der grosse Engländer zurückkehrt.“

Sie sprach wieder ganz ruhig, fast freudig, als sie ihre Pläne entwickelte, für das Schlimmste bereit, wenn es sein musste. Sie wollte keine Schwäche wieder zeigen, sondern dessen würdig sein, der bereit war, sein Leben für seine Mitmenschen zu opfern.



Sir Andrew gehorchte ohne weitere Einwürfe. Er fühlte instinktiv, dass sie stärkeren Geistes war und war bereit, sich ihrer Leitung zu überlassen; er wurde das Werkzeug, sie die führende Hand. Er ging an die Türe und rief:

„Holla, Freund Brogard! Mylady möchte ein Weilchen ausruhen. Könnten Sie ihr ein anderes Zimmer geben? Sie möchte allein sein.“

Er nahm etwas Geld aus der Tasche und klimperte damit in der Hand. Brogard hatte die Türe geöffnet und hörte mit seinem gewohnten, unfreundlichen Gleichmut auf die Forderung des jungen Mannes. Beim Anblick des Geldes erhellte sich aber seine grämliche Miene, er nahm die Pfeife aus dem Munde und kam näher.

Dann zeigte er über seine Schulter nach der Schlafstelle in der Wand.

„Dort kann sie warten!“ brummte er. „Es ist bequem und ich habe keinen anderen Raum.“

„Es könnte nicht besser sein,“ sagte Marguerite auf Englisch, denn sie erwog sogleich die Vorteile, die ihr so eine verborgene Stellung geben würde.

„Geben Sie ihm das Geld, Sir Andrew; ich werde mich dort ganz gut befinden und kann alles beobachten, ohne selbst gesehen zu werden.“

Sie nickte Brogard zu, der sich herabliess, selbst in das Kämmerchen zu steigen und das Stroh aufzuschütteln, das auf der Erde lag.

„Ich flehe Sie an, Madame, handeln Sie nicht übereilt“, sagte Sir Andrew, als Marguerite sich bereit machte, die wackligen Stufen hinaufzugehen. „Denken Sie daran, dass wir hier von Spionen umgeben sind. Geben Sie sich Sir Percy nur zu erkennen, wenn Sie ganz sicher sind, mit ihm allein zu sein.“

Aber während er sprach, fühlte er, wie überflüssig seine Warnung war: Marguerite war so gefasst und umsichtig, wie ein Mann, sie würde nicht unüberlegt handeln.

„Nein,“ sagte sie und versuchte heiter zu sprechen, „das kann ich Ihnen versprechen. Ich würde meines Gatten Leben und Pläne nicht dadurch aufs Spiel setzen, dass ich in Gegenwart von Fremden mit ihm spräche. Fürchten Sie nichts, ich werde einen günstigen Moment abpassen und ihm in der Weise dienen, die er am nötigsten braucht.“

Brogard war die Stufen wieder herunter gekommen und Marguerite wollte sich nach ihrem Zufluchtsort begeben.

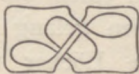
„Ich wage nicht, Ihre Hand zu küssen“, sagte Sir Andrew, als sie die Stufen hinaufstieg, „weil ich doch Ihr Lakai bin, aber bitte, halten Sie sich tapfer. Wenn ich Blakeney binnen einer halben Stunde nicht finde, so kehre ich zurück, in der Erwartung, ihn hier zu treffen.“

„So wirds am besten sein. Eine halbe Stunde ist uns wohl noch geschenkt, Chauvelin kann nicht früher hier sein. Gott gebe, dass Sie oder ich bis

dahin Percy gesehen haben. Glück auf den Weg, mein Freund! Und fürchten Sie nichts für mich.“

Leichtfüßig stieg sie die Stufen zu dem Bodenkämmerchen hinauf. Brogard kümmerte sich nicht weiter um sie; mochte sie es sich dort bequem machen oder nicht. Sir Andrew blickte ihr nach, bis sie den Verschlag erreicht und sich auf dem Stroh niedergelassen hatte. Sie zog die zerlumpte Gardinen vor und der junge Mann sah, dass sie da besonders günstig untergebracht war, denn sie konnte alles sehen und hören, ohne bemerkt zu werden.

Er hatte Brogard reich bezahlt, da lag es nicht im Interesse des grämlichen, alten Wirtes, sie zu verraten. Dann brach Sir Andrew auf. An der Türe drehte er sich nochmals um und schaute nach dem Verschlag. Durch die zerrissenen Vorhänge guckte Marguerites süßes Gesicht auf ihn herab, und der junge Mann bemerkte mit Beruhigung, dass es einen fast heiteren Ausdruck trug. Mit einem stummen Abschiedsgruss ging er hinaus in die Nacht.



## Kapitel XXIV

### Die Falle.

**D**ie nächste Viertelstunde verging schnell und ruhig. In dem Zimmer unten hatte Brogard sich noch eine Weile damit beschäftigt, den Tisch abzuräumen und für einen anderen Gast vorzubereiten.

Für Marguerite war es ein Zeitvertreib, ihn zu beobachten, denn diese Vorbereitungen wurden jedenfalls für Percy getroffen. Brogard hatte einen gewissen Respekt vor dem langen Engländer, denn er gab sich Mühe, den Tisch etwas einladender zu gestalten.

Er brachte sogar aus einem Fach der alten Anrichte etwas zum Vorschein, das als Tischtuch dienen sollte. Nach einem Kopfschütteln und verschiedenen Versuchen gelang es ihm, es so überzudecken, dass die Löcher nicht allzu sichtbar waren.

Dann holte er eine ebenfalls zerrissene, aber einigermaßen saubere Serviette und wischte die Gläser, Teller und Bestecke sorgsam ab.

Diese Vorbereitungen entlockten Marguerite trotz ihrer unbehaglichen Lage ein Lächeln; es war drollig, dass der alte Griesgram Brogard sich für einen sacré aristo so abmühte, denn er staubte noch den Stuhl ab, rührte die Suppe im Kessel um, warf ein Reisigbündel auf das Feuer und beschaute alles befriedigt, ehe er aus der Stube schlurfte.

Marguerite hatte ihren Reisemantel über das Stroh gebreitet und sass gar nicht so unbequem. Sie war sogar im Augenblick fast glücklich, denn wenn sie durch den ärmlichen Vorhang sah und den wackligen Stuhl, das zerrissene Tischtuch und das ärmliche Geschirr erblickte, so schienen ihr diese hässlichen, leblosen Dinge zu sagen, dass sie auf Percy warteten, er würde bald kommen und vielleicht wären sie dann allein.

Sie schloss die Augen, um sich ganz diesen süssen Träumen hinzugeben und alle äusseren Eindrücke auszuschliessen. Wie würde sie die Stufen hinabeilen, überrascht würde er sie in seine Arme schliessen und dann sollte er erfahren, dass sie bereit wäre, ihr Leben für ihn zu lassen und es gäbe auf Erden keine grössere Seligkeit.

Aber was dann? Sir Andrew hatte Recht, Percy würde nicht die Flinte ins Korn werfen. Sie konnte ihn nur warnen — ihm sagen, dass Chauvelin ihn verfolge und dann müsste sie ihn wahrscheinlich ziehen lassen, damit er seine gefahrvolle, waghalsige Aufgabe vollende. Und sie musste zurückbleiben, während er vielleicht in den Tod ging.

Doch schien ihr das alles noch leichter zu ertragen, als der Gedanke, dass er niemals erfahren sollte, wie sehr sie ihn liebte.

Plötzlich vernahm sie mit ihrem, durch die Sorge geschärften Gehör sich nähernde Fusstritte, ihr Herz klopfte vor Freude. War es endlich Percy? Nein! Die Schritte schienen nicht so gross und fest zu sein, wie seine; es schien ihr auch, als hörte sie zweierlei Schritte. Ja, zwei Männer kamen des Wegs. Vielleicht zwei Fremde, die einen Trunk haben wollten oder . . . . .

Aber es blieb ihr keine Zeit, weiter zu überlegen, denn plötzlich ertönte an der Türe ein gebieterischer Ruf, im nächsten Augenblick wurde sie heftig aufgerissen, während eine rauhe Stimme rief: „Heda, Citoyen Brogard. Holla!“

Marguerite konnte die Ankömmlinge noch nicht sehen, weil sie durch das Loch in dem Vorhang nur einen Teil des Zimmers überblickte.

Sie hörte Brogards schleppende Fusstritte, als er aus der inneren Stube kam und seine gewohnten Schimpfworte murmelte. Als er der Fremden ansichtig wurde, stutzte er gerade an einer Stelle in Marguerites Gesichtsfeld, sah sie noch verächtlicher an, als seine früheren Gäste und brummte: „Sacrée soutane!“

Marguerites Herz schien still zu stehen, ihre Augen wurden grösser und hefteten sich auf einen der Ankömmlinge, der mit schnellem Schritt auf Brogard zutrat. Er trug die Soutane, den langen

Rock des französischen Curés, samt dem breitkrämpigen Hut und den Schnallenschuhen, aber als er dem Wirt gegenüberstand, schlug er den Rock einen Moment zurück und liess die dreifarbigte Schärpe des Beamten sehen. Dies verwandelte Brogards Unverschämtheit sofort in kriechende Unterwürfigkeit.

Der Anblick dieses französischen curés jagte Marguerite einen Todesschrecken ein. Sie konnte sein Gesicht unter dem breitkrämpigen Hut nicht sehen, aber sie erkannte die mageren, knochigen Hände, die gebückte Haltung, — es war Chauvelin.

Das Entsetzliche der Lage war ihr wie ein plötzlicher, körperlicher Schmerz; die furchtbare Enttäuschung, die Angst vor dem, was noch bevorstand, floss ihr ein solches Gefühl der Ohnmacht ein, dass sie eine übernatürliche Anstrengung machen musste, um nicht gänzlich zusammenzubrechen.

„Einen Teller Suppe und eine Flasche Wein“, herrschte Chauvelin Brogard an, „und dann hinaus mit Euch — verstanden? Ich wünsche allein zu sein.“

Schweigend und ohne Murren gehorchte Brogard. Chauvelin setzte sich an den Tisch, der für den grossen Engländer bereitet worden war und der Wirt bediente ihn unterwürfig und tischte ihm die Suppe und den Wein auf. Der Mann, der mit

Chauvelin eingetreten war, wartete an der Haustüre, wo ihn Marguerite nicht sehen konnte.

Auf einen Wink von Chauvelin verschwand Brogard hinter der inneren Türe und der Mann trat näher.

Nun erkannte ihn Marguerite als Desgas, Chauvelins Sekretär und vertrautes Faktotum, den sie in früheren Tagen oft in Paris gesehen hatte. Er ging an die Türe, hinter der Brogard verschwunden war und horchte ein paar Momente.

„Er horcht nicht?“ fragte Chauvelin kurz.

„Nein, Citoyen.“

Marguerite fürchtete einen Augenblick, Chauvelin könnte Desgas befehlen, den ganzen Raum zu durchsuchen und wagte nicht, sich auszumalen, was geschehen würde, wenn man sie entdeckte. Zum Glück schien Chauvelins Ungeduld mit seinem Sekretär zu sprechen, grösser zu sein, als seine Angst vor Spionen, denn er rief Desgas schnell an seine Seite zurück.

„Das englische Schiff?“ fragte er.

„Wir verloren es bei Sonnenuntergang aus den Augen, Citoyen“, erwiderte Desgas, „damals steuerte es westlich, nach Cap Gris.“

„Ah — gut! —“ murmelte Chauvelin, „und nun zu Hauptmann Jutley — was sagte er?“

„Er versicherte, dass er alle Befehle, die Sie ihm vorige Woche zukommen liessen, buchstäblich ausgeführt hat. Alle zu diesem Ort führenden



Wege sind Tag und Nacht bewacht, das Ufer und die Klippen durchsucht und beobachtet worden.“

„Weiss er, wo „Vater Blanchards Hütte“ ist?“

„Nein, Citoyen, niemand scheint sie unter diesem Namen zu kennen. Es liegen eine Menge Fischerhütten an der Küste . . . . . aber . . . . .“

„Das genügt. Wie steht es heute Abend?“ unterbrach ihn Chauvelin ungeduldig.

„Die Wege und das Ufer werden wie gewöhnlich bewacht, Citoyen, und Hauptmann Jutley erwartet weitere Befehle.“

„Geht gleich zu ihm. Sagt ihm, er soll die Wachen verstärken, besonders die an der Küste, verstanden?“

Chauvelin sprach kurz und bündig und jedes seiner Worte traf Marguerite, als ob es ihre zartesten Hoffnungen vernichte.

„Die Männer“, fuhr er fort, „sollen scharf nach jedem Fremden fahnden, der auf den Wegen hier und an der Küste geht, reitet oder fährt, besonders nach einem grossen Engländer, den ich nicht näher beschreiben will, weil er wahrscheinlich verkleidet ist. Seine Grösse kann er allerdings nicht leicht verbergen, ausser durch Bücken. Versteht Ihr?“

„Vollständig, Citoyen“, antwortete Desgas.

„Sobald eine der Wachen einen Fremden erspäht, sollen zwei Mann ihn im Auge behalten. Wer den grossen Engländer aus den Augen verliert, nachdem er ihn einmal erblickt hat, wird seine Nachlässigkeit mit dem Leben bezahlen. Ein Mann

muss jedoch gleich hierher zurückreiten und mir Bericht erstatten. Ist das klar?“

„Jawohl, Citoyen.“

„Gut. Nun geht sofort zu Jutley. Lasst die Verstärkungen der Wachen abgehen und der Hauptmann soll Euch einige Männer mitgeben, die Ihr hierher bringt. Ihr könnt in zehn Minuten zurück sein.“

Desgas salutierte und ging nach der Tür.

Als Marguerite angsterfüllt Chauvelins Befehle an seinen Diener anhörte, wurde ihr der ganze Plan zur Ergreifung des roten Pimpernells klar. Er wollte den Flüchtlingen das täuschende Gefühl der Sicherheit lassen, so dass sie ruhig in ihrem Zufluchtsort Percys Ankunft abwarteten. Dann sollte der kühne Verschwörer umzingelt und in dem Augenblick abgefasst werden, wo er den Royalisten, den Veräthern der Republik zur Flucht verhalf. Dann konnte, selbst wenn seine Gefangennahme in England bekannt wurde, die dortige Regierung nicht zu seinen Gunsten eingreifen; er hatte sich mit den Feinden der französischen Regierung verschworen, folglich hatte Frankreich das Recht, ihn zum Tode zu verurteilen.

Da war kein Entrinnen möglich. Alle Wege wurden bewacht, die Falle war gestellt, das Netz war jetzt noch weit offen, aber es wurde enger und enger gezogen, bis es sich um den tapferen Helden zuzog, dessen übernatürlicher Scharfsinn ihn nicht mehr aus den Maschen befreien konnte.

Desgas war im Begriff zu gehen, als ihn Chauvelin zurückrief. Marguerite erschrak bei dem Gedanken, was er wohl für weitere teuflische Pläne im Sinn hätte, um einen einzigen, edlen Menschen durch eine Meute von Häschern zu Tode zu hetzen. Sie konnte sein Gesicht unter dem breitkrämpigen Hute sehen, es trug in dem Augenblick einen Ausdruck von so teuflischem Hass und niedriger Bosheit, dass in ihrem Herzen der letzte Hoffungsstrahl erlosch; sie fühlte, dass von diesem Mann kein Erbarmen zu erwarten war.

„Ich hatte vergessen“, sagte Chauvelin mit unheimlichem Lachen und rieb sich die knochigen Hände, „dass der lange Engländer vielleicht kampf lustig ist. Lasst nur im äussersten Fall auf ihn schiessen, denn ich möchte ihn lebendig haben, wenn es möglich ist.“

Er lachte, wie Dante uns schildert, dass die Teufel beim Anblick der Qualen der Verdammten lachen.

Marguerite hatte geglaubt, den Höhepunkt ihrer Herzensangst und des Entsetzens erreicht zu haben; aber als jetzt Desgas das Haus verliess und sie mit diesem Bösewicht allein in dem elenden Zimmer blieb, erschien ihr alles bisher Erduldete gering gegen diesen Augenblick.

Seine Pläne waren schlau angelegt, er konnte frohlocken, denn es blieb für den Verfolgten keine Möglichkeit, zu entinnen. Der Feind in der frommen Maske war zu grausam, um einen tapferen

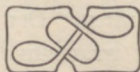
Mann den schnellen Tod eines Kriegers sterben zu lassen.

Nein, er wollte ihn hilflos in seiner Macht haben, er wollte sich an seiner Niederlage weiden, wollte ihn moralisch und geistig martern, so wie es nur der tödliche Hass ihm eingeben konnte. Der tapfere Adler, gefangen und seine stolzen Flügel beschnitten, war dazu verurteilt, von einer Ratte benagt zu werden. Und sie, sein Weib, das ihn liebte und ihn in diese Falle gebracht hatte, konnte nichts zu seiner Rettung tun.

Nichts, als zu hoffen, an seiner Seite zu sterben und vielleicht noch eine kurze Frist zu erlangen, in der sie ihm sagen könnte, dass ihre ganze heisse, wahre Liebe ihm gehörte.

Chauvelin sass jetzt dicht am Tisch; er hatte seinen Hut abgenommen und Marguerite konnte sein scharfes Profil mit dem spitzen Kinn sehen, als er sich über sein Essen beugte. Er schien sehr befriedigt zu sein und erwartete die Ereignisse mit grösster Ruhe.

Während sie ihn noch beobachtete, drangen plötzlich Laute an ihr Ohr, die sie vor Schreck erbeben machten. Und doch waren sie gar nicht darnach angetan, Furcht zu erwecken, denn man hörte nur eine fröhliche Stimme singen: „Gott erhalte den König“.



## Kapitel XXV.

### Der Adler und der Fuchs.

**M**arguerite schien das Herz still zu stehen, als sie auf die Stimme horchte. Sie erkannte in dem Sänger ihren Gatten und auch Chauvelin hatte ihn gehört, denn er warf einen hastigen Blick nach der Türe, setzte schnell seinen Hut auf und zog ihn tief in das Gesicht.

Die Stimme kam näher; während eines Augenblicks hatte Marguerite den wahnsinnigen Gedanken, hinunter zu stürmen und hinaus, um den Sänger zu bitten, zu fliehen, ehe es zu spät sei. Aber sie zügelte ihre Ungeduld, denn Chauvelin würde sie angehalten haben, noch ehe sie die Türe erreicht hätte.

„Gott erhalte den König“, sang die Stimme noch lauter, die Türe wurde aufgerissen und es entstand eine Totenstille.

Marguerite konnte die Türe nicht sehen und lauschte mit angehaltenem Atem.

Percy Blakeney hatte beim Eintritt natürlich sogleich den Curé am Tisch erblickt; aber er stutzte nur einen Augenblick, dann sah ihn Marguerite die Stube durchschreiten, während er laut und heiter rief:

„Hallo, ist niemand hier? Wo steckt der Narr Brogard?“

Er trug den prächtigen Reitanzug und Reiseumantel, in dem ihn Marguerite vor so vielen Stunden in Richmond gesehen hatte. Wie immer war er auf das Sorgsamste gekleidet, die Spitzen an Hals und Handgelenken fehlten nicht, sein Haar war gebürstet und er trug sein Augenglas mit seiner gewöhnlichen gezierten Haltung. Sir Percy hätte in diesem Augenblick viel eher auf dem Wege zu einem Gartenfest beim Prinzen von Wales sein können, als dass er kaltblütig seinem Todfeinde in die Falle lief.

Einen Augenblick stand er in der Mitte des Zimmers, während Marguerite, gelähmt vor Schrecken, kaum atmen konnte.

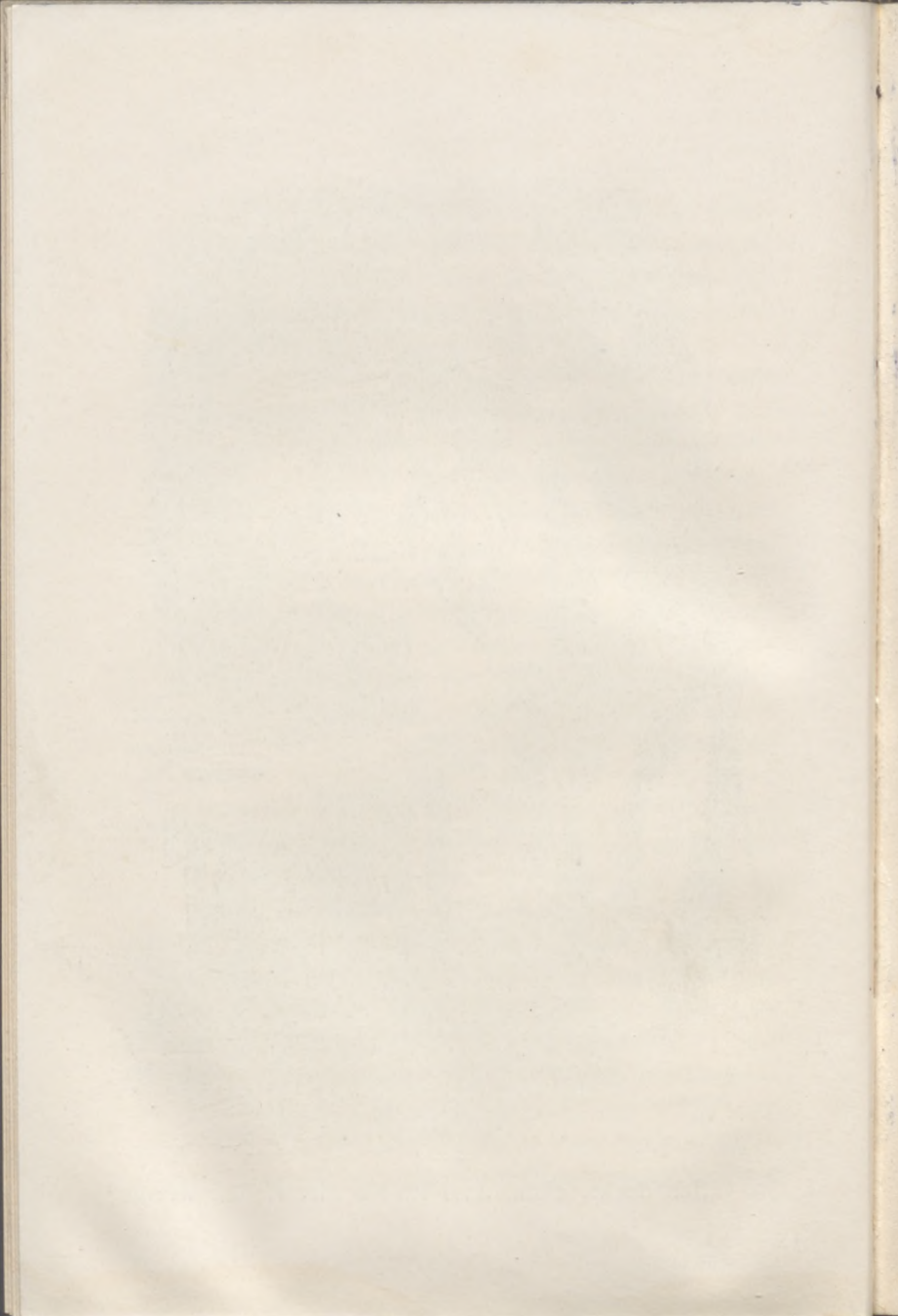
Sie erwartete im nächsten Moment ein Zeichen von Chauvelin, dass sich dann die Stube mit Soldaten füllen und sie hinabeilen würde, um Percy beizustehen. Wie er so ahnungslos da stand, war sie nahe daran, zu rufen:

„Fliehe Percy! — Da sitzt Dein Todfeind — fliehe, ehe es zu spät ist!“

Aber auch dazu blieb keine Zeit, denn im nächsten Augenblick schritt Blakeney ruhig an den



„Ich dachte nicht, dass ich Sie hier treffen würde.“





Tisch, schlug den Curé jovial auf die Schulter und sagte in seiner gezierten, gedehnten Weise:

„Komisch — hm — Mr. Chauvelin . . . . ich dachte nicht, dass ich Sie hier treffen würde.“

Chauvelin blieb fast der Bissen im Halse stecken. Sein mageres Gesicht wurde dunkelrot und ein heftiger Hustenanfall bewahrte diesen durchtriebenen Bevollmächtigten Frankreichs davor, die grenzenloseste Überraschung, die er jemals empfunden hatte, zu verraten. Ohne Zweifel kam ihm dieser kühne Schachzug seines Gegners völlig unerwartet, und die dreiste Unverfrorenheit benahm ihn für den Augenblick alle Fassung.

Offenbar hatte er nicht die Vorsicht gebraucht, das Gasthaus von Soldaten bewachen zu lassen. Blakeney hatte dies durchschaut und in seinem immer regen Geist gewiss schon einen Plan entworfen, wie er dieses unerwartete Zusammentreffen für seine Zwecke ausbeuten könnte.

Marguerite regte sich nicht in ihrem Versteck. Sie hatte Sir Andrew versprochen, nicht in Gegenwart Fremder mit ihrem Gatten zu sprechen und besass genug Selbstbeherrschung, nicht unüberlegt seine Pläne zu durchkreuzen. Aber still zu sitzen und diese beiden Männer zu beobachten, stellte ihre Kraft auf eine harte Probe. Sie wusste, dass Chauvelin auf alle Wege Patrouillen geschickt hatte, in welcher Richtung auch Sir Percy die „Graue Katze“ verliess, so konnte er nicht weit gelangen, ohne den Soldaten von Hauptmann Jutley in die

Hände zu laufen. Wenn er aber hier blieb, dann hatte Desgas Zeit, um mit den sechs Mann, wie Chauvelin befohlen hatte, zurückzukehren.

Die Falle schloss sich und Marguerite konnte nur aufpassen und grübeln.. Die beiden Männer bildeten den grössten Gegensatz und Chauvelin war es, dem man etwas Angst anmerkte. Marguerite kannte ihn gut genug, um zu erraten, was in seinem Innern vorging. Für seine eigene Person befürchtete er nichts, trotzdem er in einem einsamen Wirtshaus mit einem über alle Maassen kühnen und tapferen Manne von grosser Körperkraft allein war. Sie wusste, dass er um seiner Sache willen jeder Gefahr trotzen würde, aber er befürchtete, sicher, dass dieser waghalsige Engländer ihn niederschlagen und dadurch die Möglichkeit zu entfliehen verdoppeln könnte. Seinen Untergebenen würde es schwerlich gelingen, den roten Pimpernell zu fangen, wenn sie nicht von dem klugen Kopf und der geschickten Hand dessen geleitet würden, der durch bitterm Hass angefeuert war.

Für den Augenblick hatte wohl der Bevollmächtigte der französischen Regierung nichts von seinem Gegner zu befürchten. Blakeney sagte mit seinem albernen Lachen gutmütig:

„Es tut mir furchtbar leid . . . . wirklich und wahrhaftig . . . . dass ich die Ursache bin, dass Ihnen ein Löffel Suppe in die unrechte Kehle gekommen ist. — Verdammt unangenehm . . . . ein Freund von mir ist daran gestorben . . . . ver-

schluckte sich mit einem Löffel Suppe . . . . . genau so wie Sie.“

Dabei lächelte er gutmütig und sah halb verlegen auf Chauvelin herab.

„Sapperlot“, fuhr er fort, als der Letztere wieder zu Atem gekommen war, „ein verfluchtes Loch, diese Schänke hier, nicht? — Darf ich?“ fügte er entschuldigend hinzu, als er einen Stuhl an den Tisch schob, sich setzte und die Terrine näher zog. „Der Kerl, der Brogard scheint zu schlafen.“

Es stand noch ein zweiter Teller auf dem Tisch, so nahm er sich ruhig Suppe und schänkte sich ein Glas Wein ein.

Marguerite war neugierig, wie Chauvelin sich verhalten würde. Seine Verkleidung war so gut, dass er vielleicht nach dem ersten Schrecken versuchen würde, seine wirkliche Persönlichkeit zu verleugnen, aber er war zu klug, um einen so verkehrten Weg einzuschlagen, er hatte schon seine Hand ausgestreckt und sagte freundlich:

„Ich bin hoch erfreut, Sie zu sehen, Sir Percy. Sie müssen mich entschuldigen — hm — ich vermutete Sie jenseits des Kanals. Die Überraschung benahm mir den Atem.“

„Aha, das wars also?“ sagte Sir Percy vergnügt, „das besorgte die Überraschung gründlich, Mr. Chaubertin.“

„Entschuldigen Sie — Chauvelin.“

„Bitte tausendmal um Verzeihung. Jawohl — Chauvelin — natürlich. Aber die fremden Namen wollen mir nie in den Kopf.“

Er ass seine Suppe ganz behaglich, lachte gutmütig, als wäre er nur zu dem Zweck nach Calais gekommen, um in dem schmutzigen Wirtshaus in Gesellschaft seines Todfeindes ein Abendbrot zu verzehren.

Marguerite wunderte sich, dass Percy den schwächlichen Franzosen nicht niederschlug und ihm mochte der Gedanke auch kommen, denn sein Blick mass manchmal unheimlich die kleine Gestalt von Chauvelin, der jetzt wieder ganz gefasst weiter ass.

Aber der klare Geist, der so manchen kühnen Plan mutig durchgeführt hatte, wollte sich keinen unerwarteten Gefahren aussetzen. Ein Ruf von Chauvelin konnte zwanzig Mann herbeibringen und er konnte gefangen werden, ehe ihm Zeit blieb, die Flüchtlinge zu warnen. Das durfte nicht geschehen, er wollte und musste die anderen retten, denn er hatte ihnen sein Wort gegeben und sein Wort würde er halten. Und während er ass und schwatzte, überlegte und plante er und oben in dem Dachkämmerchen zermarterte sich sein armes, verstörtes Weib den Kopf, um einen Ausweg zu finden.

„Ich wusste ja gar nicht“, sagte Blakeney jovial, „dass Sie . . . . hm . . . . ein Priester wären.“

Die Unverfrorenheit seines Gegners hatte ihn offenbar aus der Fassung gebracht.

„Und doch hätte ich Sie überall erkannt“, fuhr Sir Percy ruhig fort, als er sich noch ein Glas Wein einschänkte, „wenn auch die Perrücke und der Hut Sie ein wenig verändert haben.“

„Finden Sie?“

„Jawohl, sie verändern den Menschen doch recht . . . . . aber . . . . . verdammt . . . . . es ist recht unpassend, persönliche Bemerkungen zu machen — ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel.“

„Keineswegs — ich hoffe, Lady Blakeney befindet sich wohl“, antwortete Chauvelin und ging eilig über Sir Percys Frage hinweg.

Blakeney ass gemütlich die Suppe auf, trank seinen Wein und liess dann, wie es Marguerite vorkam, seinen Blick schnell durch das Zimmer schweifen.

„Ganz wohl, ich danke“, sagte er endlich trocken. Dann kam eine Pause, während der die beiden Gegner wahrscheinlich ihre Kräfte im Geist abmassen. Marguerite konnte Percy gerade ins Gesicht sehen, als er kaum vier Meter von ihrem Versteck an dem Tisch sass. Sie hatte jetzt den Impuls, zu ihm hinunter zu eilen, vollständig bezwungen, ein Mann, der seine Rolle so vorzüglich durchführte, bedurfte nicht der Warnung einer Frau, um vorsichtig zu sein. Marguerite gab sich der Wonne hin, den Mann, dem ihr Herz gehörte, anzublicken. Sie sah durch den zerrissenen Vor-

hang sein hübsches Gesicht, in dessen müden, blauen Augen und hinter dessen leerem Lächeln sie jetzt so klar die Kraft und die Aufopferung sah, durch die der rote Pimpernell das Vertrauen und die Verehrung seiner Anhänger gewonnen hatte. „Neunzehn sind wir, die wir bereit sind, für Ihren Gatten unser Leben zu lassen, Lady Blakeney“, hatte Sir Andrew gesagt und als sie sah, wie Sir Percy hinter der glänzend durchgeführten Rolle des blasierten, beschränkten Weltmannes seine fast übermenschliche Willenskraft und die fabelhafte Kaltblütigkeit verbarg, verstand sie, dass er auf seine Anhänger einen Zauber ausübte, dem sie ja selbst nicht hatte widerstehen können.

Chauvelin suchte seine Ungeduld durch seine gewohnte Höflichkeit zu maskieren, sah aber verstohlen nach der Uhr. Desgas konnte nicht mehr lang ausbleiben, noch ein paar Minuten, und dieser unverschämte Engländer würde in den Händen von einem halben Dutzend der zuverlässigsten Leute von Hauptmann Jutley sein.

„Sie sind auf dem Weg nach Paris, Sir Percy?“ fragte er gleichmütig.

„Gott bewahre, nein,“ antwortete Blakeney lachend.

„Nur nach Lille — Paris ist nichts für mich, . . . . . Dort ist's jetzt verdammt ungemütlich . . . . . meinen Sie nicht, Monsieur Chaubertin . . . . . pardon . . . Chauvelin!“

„Doch nicht für einen Engländer, wie Sir Percy,“ fiel Chauvelin sarkastisch ein, „der kein Interesse an dem Aufstand hat, der dort wütet.“

„Wissen Sie, mich geht das alles nichts an, und unsere elende Regierung ist ganz auf Ihrer Seite. Der alte Pitt jagt noch nicht einmal einen Hasen Furcht ein! Aber Sie haben Eile, Sir,“ fuhr er fort, als Chauvelin seine Uhr herauszog, „vielleicht eine Verabredung . . . . bitte, nehmen Sie keine Rücksicht auf mich . . . . ich bin mein eigener Herr.“

Er stand auf und zog einen Stuhl an das Kaminfeuer. Noch einmal geriet Marguerite in Versuchung, ihn zu warnen, denn die Zeit verrann, Desgas konnte jeden Augenblick mit den Soldaten eintreffen. Percy ahnte das nicht und sie fühlte sich so hilflos.

„Ich habe keine Eile,“ sagte Percy unbekümmert, nur verlangts mich nicht, noch mehr Zeit in diesem verdammten Loch zuzubringen. „Aber hören Sie,“ fügte er hinzu, als Chauvelin zum dritten Mal heimlich auf die Uhr sah, „Ihre Uhr wird nicht dadurch schneller gehen, dass Sie so oft nachsehen. Erwarten Sie einen Freund?“

„Ja — einen Freund,“

„Doch nicht etwa eine Dame, mein Herr curé, das erlaubt die hl. Kirche denn doch wohl nicht? . . .

Wie meinen Sie? Aber kommen Sie doch näher an's Feuer, es ist verteufelt kalt.“

Er fuhr mit dem Schüreisen in das Feuer, dass die Holzklötze aufflamnten und schien durch-

aus keine Eile zu haben fortzugehen oder eine unmittelbare Gefahr zu befürchten. Dann zog er noch einen Stuhl heran und Chauvelin, dessen Aufregung jetzt sichtlich ihren Höhepunkt erreicht hatte, setzte sich so, dass er die Türe im Auge behielt. Desgas war schon seit einer Viertelstunde fort und Marguerite war überzeugt, dass sobald er käme, Chauvelin alle Pläne in Bezug auf die anderen Flüchtlinge fallen lassen und diesen unverschämten roten Pimpernell sofort gefangen nehmen würde.

„He, Mr. Chauvelin,“ sagte Sir Percy leichtfertig, „bitte, erzählen Sie mir, ob Ihre Freundin hübsch ist? Furchtbar nett sind doch oft diese kleinen Französinnen, wie? Aber ich brauche nicht zu fragen,“ fuhr er fort und ging harmlos nach dem Tisch zurück, „in Sachen des Geschmacks nahm die Kirche immer den Vorrang ein.“

Aber Chauvelin hörte nicht zu, er spannte jeden Nerv an, um Desgas' Ankunft zu hören. Auch Marguerite's Aufmerksamkeit war gespannt auf die Tür gerichtet, denn ihr feines Ohr hatte plötzlich durch die stille Nacht entfernte Tritte vernommen. Es waren Desgas und die Soldaten. Noch drei Minuten und sie waren hier! Und weitere drei Minuten, dann war das Furchtbare geschehen, der kühne Adler war in der schmachlichen Falle ge-  
tangen. Sie hätte mögen aufschreien, aber sie wagte es nicht, denn während sie hörte, dass sich die Soldaten näherten, beobachtete sie jede Bewegung



Percy's. Er stand an dem Esstisch, wo die Reste des Abendbrots, Teller, Gläser, Salz- und Pfefferfässer durcheinander geschoben waren. Er wandte Chauvelin den Rücken und schwatzte weiter in seiner albernen, gezierten Weise, aber er zog seine Schnupftabaksdose schnell aus der Tasche und schüttete den Inhalt einer Pfefferbüchse hinein. Dann kehrte er zu Chauvelin zurück. —

„Sagten Sie etwas, bester Freund?“

Chauvelin hatte so gespannt nach der Tür hingehorcht, dass ihm die Tat seines durchtriebenen Gegners entgangen war. Nun raffte er sich auf und versuchte unbefangen auszugehen.

„Nein,“ antwortete er, „das heisst — wie Sie meinten, Sir Percy —“

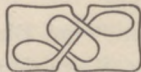
„Ich wollte sagen,“ fiel Blakeney ein und trat zu Chauvelin an das Kaminfeuer „dass der Jude in Piccadilly mir diesmal besseren Schnupftabak als je verkauft hat. Wollen Sie mir die Ehre antun, Monsieur l'Abbé?“

Chauvelin waren ja in seinem Leben schon mancherlei Streiche gespielt worden, aber an diesen hatte er niemals gedacht. Während er mit Auge und Ohr nach Desgas und den Soldaten spähte und durch die harmlose Manier des unverschämten Engländer in Sicherheit gewiegt war, ahnte er nicht im geringsten, wie ihm mitgespielt werden sollte.

Er nahm eine Prise.

Nur wer jemals aus Versehen Pfeffer eingeatmet hat, kann sich eine schwache Vorstellung machen, in welchen entsetzlichen Zustand ein Mensch dadurch gerät.

Chauvelin hatte das Gefühl, als ob sein Kopf zerbersten wollte, unaufhörliches Niesen schien ihn fast zu ersticken; er war für den Augenblick blind, taub und stumm und diesen Augenblick benutzte Sir Percy. Er setzte ganz ruhig, ohne die geringste Hast, seinen Hut auf, legte etwas Geld für seine Zeche auf den Tisch und schritt gemessen aus dem Zimmer.



## Kapitel XXVI

### Der Jude.

**N**arguerite brauchte eine Weile, um sich zu sammeln; diese ganze letzte Episode hatte sich binnen einigen Minuten abgespielt und Desgas war mit den Soldaten noch etwa zweihundert Meter von der „Grauen Katze“ entfernt.

Als sie sich das Ereignis klar machte, wurde ihr Herz von einer wunderbaren Mischung von Vergnügen und Staunen erfüllt. Es war alles so schlaue ausgeklügelt. Chauvelin war im Augenblick viel hilfloser, als ihn ein Fauschschlag hätte machen können, denn er konnte weder sehen, noch hören noch sprechen, während ihm sein durchtriebener Gegner ruhig durch die Finger geschlüpft war.

Blakeney war verschwunden, jedenfalls versuchte er, mit den Flüchtlingen in Vater Blanchard's Hütte zusammenzutreffen. Für den Augenblick war Chauvelin hilflos, das ist wahr; für den Augenblick war der kühne rote Pimpernell von

Desgas und seinen Leuten noch nicht erreicht. Aber alle Wege und das Ufer wurden bewacht und jeder Fremde im Auge behalten. Wie weit würde da Percy in seinen auffallenden Kleidern kommen, ohne erspäht und verfolgt zu werden?

Jetzt machte sie sich die grössten Vorwürfe, dass sie nicht zu ihm hinunter gegangen war und ihm die Worte der Warnung und der Liebe geschenkt hatte, die ihm vielleicht so nötig waren. Er konnte ja nicht wissen, was für Befehle Chauvelin wegen seiner Gefangennahme gegeben hatte und selbst jetzt, vielleicht . . . . Aber noch ehe alle diese furchtbaren Gedanken feste Gestalt in ihrem Geiste angenommen hatten, hörte sie draussen Waffengeklirr und dicht vor der Türe kommandierte Desgas „Halt.“

Chauvelin hatte sich einigermaßen erholt; sein Niessen liess nach und es gelang ihm, die Türe zu erreichen, gerade als er das Anklopfen von Desgas vernahm. Chauvelin riss die Türe auf und noch ehe sein Sekretär ein Wort sagen konnte, stiess er zwischen zwei Niessanfällen die Worte aus —

„Der grosse Fremde — schnell — saht Ihr ihn?“

„Wo, Citoyen?“ fragte Desgas überrascht.

„Hier, Mann! durch diese Türe! vor nicht fünf Minuten!“

„Wir sahen nichts, Citoyen! Der Mond ist noch nicht aufgegangen, und . . . .“

„Und Ihr kommt gerade fünf Minuten zu spät, mein Freund,“ sagte Chauvelin mit unterdrückter Wut.

„Citoyen . . . ich . . . .“

„Ihr führtet meine Befehle aus,“ sagte Chauvelin ungeduldig, „das weiss ich wohl, aber ver-teufelt langsam. Zum Glück ist noch nicht viel Schaden getan, oder es ging Euch an den Kragen, Citoyen Desgas.“

Desgas wurde blass, denn es lag soviel Hass und Wut in der Haltung seines Vorgesetzten.

„Der grosse Fremde —“ stammelte er.

„War hier in dieser Stube vor noch nicht fünf Minuten und ass an jenem Tisch sein Abendbrot. Verdammte Unverfrorenheit. Aus begreiflichen Gründen wagte ich allein nicht, ihn abzufassen. Brogard ist ein zu dummer Tölpel und der verfluchte Engländer scheint die Kräfte eines Stiers zu haben und so entwischte er Euch unter den Fingern.“

„Er kann nicht weit kommen, ohne angehalten zu werden, Citoyen.“

„Ah?“

Hauptmann Jutley schickte vierzig Mann zur Verstärkung der Patrouillen, zwanzig gingen an den Strand. Er versicherte nochmals, dass die Wachen seit früh auf dem Posten sind und kein Mensch ein Boot erreichen kann, ohne erspäht zu werden.“

„Das ist gut. — Verstehen sie ihre Aufgabe?“

„Sie bekamen klare Befehle, jedem Fremden so heimlich wie möglich zu folgen, besonders, wenn er gross ist, oder durch Bücken seine Grösse zu verbergen sucht.“

„Und in keinem Fall eine solche Person anhalten, das ist selbstverständlich,“ fiel Chauvelin eifrig ein. „Der unverschämte rote Pimpernell würde plumpen Händen entwischen. Wir müssen jetzt abwarten, bis er Vater Blanchard's Hütte erreicht hat, dann ihn umzingeln und gefangen nehmen.“

„Ich habe weitere Nachrichten, Citoyen.“

„Was gibt es?“

„Vor etwa einer Stunde hatte ein grosser Engländer ein langes Gespräch mit einem Juden, Ruben genannt, der nicht zehn Schritte von hier wohnt.“

„Ja —und?“ fragte Chauvelin ungeduldig.

„Es handelte sich um ein Pferd und Wagen, die der Engländer mieten wollte und die um 11 Uhr bereit sein sollten.“

„Es ist schon 11 Uhr vorüber. Wo wohnt der Ruben?“

„Ganz nah von hier.“

„Schickt einen Mann hin fragen, ob der Fremde in Ruben's Wagen fortgefahren ist.“

„Ja, Citoyen.“

Desgas ging, um die nötigen Befehle zu geben.

Nicht ein Wort des ganzen Gesprächs war Marguerite entgangen und es erfüllte sie mit traurigen Ahnungen.

Sie war so hoffnungsvoll und mit dem festen Entschluss, ihrem Mann zu helfen, ausgezogen und hatte bisher nichts erreicht, als dass sie untätig mit ansah, wie sich die Maschen des Netzes um den tapferen roten Pimpernell zuzogen.

Ihre eigene Hülflosigkeit erfüllte sie mit der bittersten Enttäuschung. Wenn sie wenigstens sein Schicksal teilen dürfte, wenn sie schon ihm nicht helfen konnte. Aber augenblicklich war auch nicht die entfernteste Möglichkeit für sie da, ihn zu erreichen. Dennoch wollte sie auf seinen Feind aufpassen, sie hegte eine unbestimmte Hoffnung, dass Percy's Schicksal noch nicht besiegelt war, so lange sie Chauvelin in Sicht behielt.

Chauvelin ging verdrossen im Zimmer auf und ab, während Desgas draussen auf den Mann wartete, den er nach Ruben geschickt hatte. So vergingen mehrere Minuten. Chauvelin wurde von Ungeduld verzehrt. Er schien keinem Menschen zu trauen; dieser letzte Streich, den ihm der kühne rote Pimpernell gespielt hatte, liess ihn plötzlich an dem Erfolg zweifeln, wenn er nicht selbst dabei war, um den Fang dieses frechen Engländers zu leiten.

Nach etwa fünf Minuten kehrte Desgas in Begleitung eines älteren Juden wieder, der einen schmierigen Kaftan anhatte. Sein rotes Haar, das er nach der Mode der polnischen Juden in Korkzieherlocken an beiden Seiten des Gesichts herabhängen hatte, war schon sehr mit Grau gemischt.

Er hatte die seiner Race eigentümliche, krumme Haltung und ging mit schleppenden Schritten hinter Deglas her.

Chauvelin machte ihm ein Zeichen, in respektvoller Entfernung von ihm stehen zu bleiben. Die Gruppe der drei Männer stand gerade unter der Öllampe, die vom Deckenbalken hing und Marguerite konnte sie deutlich sehen.

„Ist dies der Mann?“ fragte Chauvelin.

„Nein, Citoyen,“ antwortete Desgas. „Ruben war nicht zu finden, wahrscheinlich bringt sein Wagen den Fremden fort; aber dieser Mann scheint etwas zu wissen und würde es gegen Belohnung mitteilen.“

Der Jude stand geduldig wartend dabei, bis es dem vornehmen Herrn belieben würde, ihn zu fragen.

„Der Citoyen erzählt mir,“ sagte Chauvelin gebieterisch zu ihm, „dass Ihr etwas von meinem Freund, dem grossen Engländer wisst, den ich gern treffen möchte . . . . Morbleu! bleibt mir vom Leibe, Mann,“ fügte er schnell hinzu, als der Jude näher trat.

„Ja, Euer Excellenz,“ antwortete der Jude, der mit dem Lispeln sprach, das die orientalische Abstammung verrät, „ich und Ruben Goldstein trafen heute Abend in der Nähe dieses Hauses einen grossen Engländer.“

„Spracht Ihr mit ihm?“



„Er sprach mit uns, Euer Gnaden. Er wollte wissen ob er Pferd und Wagen mieten könnte, um auf der Strasse nach St. Martin nach einem Ort zu fahren, den er heute Abend erreichen wollte.“

„Und was antwortetet Ihr?“

„Ich sagte nichts,“ sagte der Jude in einem gekränkten Ton, „Ruben Goldstein, der verfluchte Verräter, der Sohn des Belial . . . .“

„Lasst das und fahrt in der Geschichte fort,“ unterbrach ihn Chauvelin rauh.“

„Er nahm mir das Wort aus dem Mund; als ich dem reichen Engländer mein Pferd und Wagen anbieten wollte, hatte Ruben schon gesprochen und ihm seinen elenden Klepper und halbzerbrochenen Wagen angeboten.“

„Und was tat der Engländer?“

„Er hörte auf Ruben Goldstein, Euer Excellenz, steckte die Hand in die Tasche und zog eine handvoll Gold heraus, die er dem Höllenbraten zeigte und ihm sagte, dass alles sollte ihm gehören, wenn um elf Uhr Pferd und Wagen bereit wären.“

„Und sie waren natürlich bereit?“

„Nun! sie waren so zu sagen gewissermassen bereit, Euer Excellenz. Ruben's Pferd lahmte, wie gewöhnlich. Erst nach einiger Zeit und manchen Fusstritten liess es sich herbei, sich zu bewegen,“ sagte der Jude mit boshafem Lächeln.

„Dann fuhren sie ab?“

„Ja, vor etwa fünf Minuten. Ich war empört über die Torheit des Fremden. Ein Engländer!“

— der nicht merkt, dass Rubens Pferd untauglich ist.“

„Aber wenn er keine andere Wahl hatte?“

„Keine andere Wahl, Euer Gnaden? Sagte ich ihm nicht ein Dutzend mal, dass mein Pferd ihn schneller vorwärtsbringen würde, als Rubens Knochenbündel? Doch er hörte nicht.“

„Ihr habt also auch Pferd und Wagen?“ fragte Chauvelin kurz.

„Ja, das habe ich und wenn Euer Excellenz fahren wollen?“

„Wisst Ihr etwa, welchen Weg mein Freund einschlug?“

Nachdenklich rieb der Jude sein schmutziges Kinn. Marguerite's Herz drohte zu zerspringen. Sie hörte die gebieterische Frage; sie blickte angstvoll nach dem Juden, konnte aber unter der breiten Hutkrämpe sein Gesicht nicht gut sehen. Doch hatte sie die unbestimmte Empfindung, als ob er Percy's Schicksal in Händen hielt.

Nach einer Pause, während Chauvelin ungeduldig die Stirn runzelte, zog endlich der Jude aus seiner tiefen Brusttasche langsam eine handvoll Silbergeld. Er sah das Geld nachdenklich an und bemerkte dann in ruhigem Tone —

„Dies gab mir der Fremde, als er mit Ruben fortfuhr, damit ich den Mund über ihn hielte.“

Chauvelin zuckte ungeduldig mit den Achseln.

„Wie viel ist es?“ fragte er.

„Zwanzig Franken,“ antwortete der Jude, „und ich bin mein Leben lang ein ehrlicher Mensch gewesen.“

„Ohne ein weiteres Wort nahm Chauvelin ein paar Goldstücke aus seiner Tasche und liess sie in seiner Hand klingeln, als er sie dem Juden hinhielt.

„Wieviele Goldstücke sind das?“ fragte er ruhig. Er hatte nicht die Absicht, den Mann zu erschrecken, sondern ihn nachgiebig zu stimmen, darum wurde seine Art und Weise freundlich und sanft. Er dachte, das Androhen der Guillotine könnte höchstens den alten Mann verwirren und derselbe könnte eher durch Geldgier, als durch Todesangst gefügig gemacht werden.

Der Jude warf einen schnellen, scharfen Blick auf das Gold in Chauvelin's Hand.

„Wenigstens fünf sollte ich meinen, Euer Gnaden,“ sagte er unterwürfig.

„Genug, denkt Ihr, um Eure ehrliche Zunge zu lösen?“

„Was wünschen Euer Gnaden zu wissen?“

„Ob Euer Pferd und Wagen mich dorthin bringen können, wo ich meinen grossen Freund, der in Rubens Wagen fortgefahren ist, finden kann.“

„Mein Pferd und Wagen bringen Euer Gnaden dorthin, wo es Ihnen beliebt.“

„An einen Ort „Blanchard's Hütte“ genannt?“

„Euer Gnaden haben erraten?“ fragte der Jude erstaunt.

„Ihr kennt den Ort?“

„Ich kenne ihn, Euer Gnaden.“

„Welcher Weg führt dorthin?“

„Der Weg von St. Martin, dann ein Fusspfad von dort zu den Klippen.“

Ohne ein weiteres Wort warf Chauvelin ein Goldstück nach dem andern dem Juden vor die Füße, der sie aufhob; eines rollte unter die Anrichte und er musste auf den Knien danach suchen, während Chauvelin ruhig zusah.

Als der Jude wieder auf den Beinen war, sagte Chauvelin —

„Wie bald können Euer Pferd und Wagen bereit sein?“

„Sie sind bereit, Euer Gnaden.“

„Wo?“

„Nicht zehn Meter von dieser Türe. Wollen Euer Gnaden das Pferd ansehen?“

„Das ist unnötig. Wie weit könnt Ihr mich fahren?“

„Bis zu Vater Blanchard's Hütte und weiter, als Ruben Ihren Freund fuhr. Ich bin sicher, dass wir nicht zwei Meilen von hier den elenden Ruben, seinen Klepper, den Karren und den grossen Fremden alle auf einem Haufen mitten im Weg finden werden.“

„Wie weit ist das nächste Dorf von hier?“

„Auf der Strasse, die der Engländer einschlug, ist es Miquelon, kaum zwei Meilen von hier.“

„Könnte er dort ein frisches Fuhrwerk bekommen, wenn er weiter wollte?“

„Er könnte es wohl — wenn er überhaupt so weit gelangt.“

„Könnt Ihr's?“

„Wollen es Euer Gnaden versuchen?“

„Ja, ich beabsichtige es,“ sagte Chauvelin sehr gelassen, „aber hört, wenn Ihr mich getäuscht habt, dann lasse ich Euch von meinen zwei kräftigsten Soldaten eine solche Tracht Prügel verabreichen, dass Euch Hören und Sehen vergeht. Finden wir aber meinen Freund, den grossen Engländer, in Vaters Blanchard's Hütte oder auf dem Wege, so sind zehn weitere Goldstücke Euer. Geht Ihr auf den Handel ein?“

Der Jude rieb sich nachdenklich das Kinn. Er sah das Geld in seiner Hand an, dann seinen strengen Auftraggeber und Desgas, der die ganze Zeit schweigend dageigestanden hatte. Nach kurzer Pause sagte er — „Ich gehe darauf ein.“

„Geht hinaus und wartet draussen,“ sagte Chauvelin, „und hütet Euch, Euer Wort zu brechen, ich halte meines.“

Der Jude watschelte nach einer demütigen Verbeugung aus der Wirtsstube. Chauvelin schien von der Begegnung befriedigt zu sein, denn er rieb sich mit dem ihm eigenen, boshaften Lächeln die Hände.

„Meinen Rock und die Stiefel,“ sagte er dann zu Desgas.

Desgas ging an die Tür und gab offenbar einen Befehl, denn gleich darauf trat ein Soldat mit Chauvelin's Stiefeln, Rock und Hut ein.

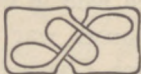
Er nahm seine Soutane ab, unter der er Reithosen und eine Tuchweste trug und zog sich um.

„Ihr, Citoyen,“ sagte er zu Desgas, „geht so schnell wie möglich zu Hauptmann Jutley zurück, sagt, er soll Euch noch ein Dutzend Soldaten geben und bringt diese auf den Weg von St. Martin, wo Ihr gewiss uns bald überholt. Es wird, wenn ich mich nicht sehr täusche, in Vater Blanchard's Hütte bald heisse Arbeit geben. Ich wette, dort treiben wir den Feind in die Enge, denn der unverschämte rote Pimpernell hat die Kühnheit — oder die Dummheit — gehabt, seinem ursprünglichen Plan treu zu bleiben. Er trifft mit Tournay, St. Just und den anderen Verrätern zusammen, was er, wie ich dachte, jetzt nicht tun würde. Wenn wir sie finden, dann ist die Bande in verzweifelter Lage. Einige der Unsern werden wohl kampfunfähig gemacht werden, diese Royalisten sind gewandt mit der Klinge und der Engländer ist verteufelt schlau und kräftig. Aber wir sind doch sicher fünf gegen einen, Ihr könnt dem Wagen dicht folgen, den Weg von St. Martin entlang, durch Miquelon. Der Engländer hat den Vorsprung und wird wohl kaum zurückschauen.“

Während er kurz und bestimmt seine Befehle gab, hatte er sich fertig gemacht. Das Priestergewand war bei der Seite gelegt und er war wieder in seinen gewohnten dunkeln, enganliegenden Kleidungsstücken. Endlich setzte er seinen Hut auf.

„Ich werde Euch einen interessanten Gefangenen übergeben,“ sagte er mit einem Grinsen, nahm in ungewohnter Vertraulichkeit den Arm von Desgas und führte ihn zur Türe. „Wir wollen ihn nicht gleich töten, he, Freund Desgas? Vater Blanchard's Hütte, liegt, soviel ich weiss, einsam am Strande, und unsere Soldaten werden es nicht verachten mit dem Verwundeten erst ein Weilchen ihren Spass zu treiben. Wählt Eure Leute gut, Freund Desgas..... solche, die derartigen Sport lieben. Wir müssen den roten Pimpernell erst ein bisschen zappeln und zittern lassen — ehe wir ihm den Garaus machen —“ schloss Chauvelin mit einer vielsagenden Handbewegung und einem so hässlichen Lachen, dass Marguerite's Seele mit Entsetzen erfüllt wurde.

„Trefft eine gute Wahl unter den Leuten, Citoyen Desgas,“ wiederholte er, als er seinen Sekretär endlich aus dem Zimmer führte.



## Kapitel XXVII

### Auf der Fährte.

**M**arguerite zögerte keinen Augenblick. Die letzten Worte vor der „Grauen Katze“ waren verstummt. Sie hatte Desgas seine Befehle gegeben und dann nach dem Fort abmarschieren hören, um zwölf Mann Verstärkung zu holen; sechs genügten nicht, um den schlaunen Engländer zu fangen, dessen Verstand noch gefährlicher war, als seine Körperkraft.

Dann hörte sie nochmals die heisere Stimme des Juden, der sein Pferd antrieb, dann das Rollen von Rädern, das sich bald in der Ferne verlor.

Innerhalb es Hauses war alles still. Brogard und sein Weib, durch Chauvelin in Schrecken gejagt, hatten kein Lebenszeichen gegeben; sie hofften wohl, vergessen zu sein oder wenigstens nicht beachtet zu werden. Marguerite hörte nicht einmal ihr gewohntes Schimpfen.

Sie wartete noch einen Augenblick, dann schlüpfte sie leise die zerbrochenen Stufen herun-



ter, wickelte sich fest in ihren Mantel und verliess das Gasthaus.

Die Nacht war ziemlich dunkel, jedenfalls dunkel genug, um ihre Gestalt zu verbergen, während ihre feinen Ohren das Geräusch des vorausfahrenden Wagens verfolgen konnten. Sie hoffte sich so im Schatten der Gräben zu bewegen, die den Weg begrenzten, dass sie von den Soldaten von Desgas, falls sie kamen, oder den Patrouillen nicht bemerkt werden würde.

Sie machte sich auf, um die letzte Strecke ihrer mühseligen Reise zurückzulegen, allein, zur Nacht, zu Fuss. Fast drei Meilen bis Miquelon und von da weiter nach Vater Blanchard's Hütte, wo nun diese sein mochte, wahrscheinlich ging es über rauhe Wege.

Das elende Pferd des Juden konnte nicht sehr schnell laufen und obwohl sie durch die Anspannung der Nerven und die Erregung müde war, wusste sie, dass sie auf dem ansteigenden Wege, wo das arme, halbverhungerte Tier öfters ausruhen musste, leicht mit ihm Schritt halten konnte. Der Weg lag eine Strecke vom Meer ab, an den Seiten wuchsen Sträucher und verkümmerte Bäume mit spärlichem Laub.

Zum Glück schien der Mond nicht geneigt zu sein, hinter den Wolken hervorzukommen. Rings umher war Stille, nur aus der Ferne tönte das Rauschen der Wogen.

Die Luft war frisch und man spürte die See; nach der langen Untätigkeit in dem dumpfen Wirtshaus hätte Marguerite sich an dieser würzigen Herbstnacht, an dem fernen Brausen des Meeres erfreut; sie würde sich mit Wonne der Stille ringsumher, der friedlichen Natur hingegeben haben, aber ihr Herz war voll düsteren Ahnungen, voll Schmerz um ein Wesen, das ihr unendlich teuer geworden war.

Ihre Füße glitten auf dem nassen Gras aus, denn sie wagte nicht, in der Mitte des Weges zu gehen und fand es schwer, auf dem Abhang schnell auszuschreiten. Sie hielt es auch für besser, nicht zu dicht hinter dem Wagen herzugehen, in der Stille war das Rasseln der Räder noch nicht Schutz genug.

Die Einsamkeit war vollständig. Die trüben Lichter von Calais lagen weit zurück und auf diesem Wege war keine Spur einer menschlichen Behausung, nicht einmal ein Fischerhüte. Zur Rechten lagen die Klippen, darunter das sandige Ufer, gegen welches die Wellen mit eintönigem Murmeln heranrollten. Und vor ihr der rumpelnde Wagen, der ihren Feind seinem Triumph zuführte.

Wo mochte wohl Percy gerade jetzt sein? Gewiss nicht sehr weit, denn er war Chauvelin nur etwa eine Viertelstunde voraus. Ob er wusste, dass in diesem kühlen, meeresduftenden Fleckchen Frankreichs viele Spione lauerten, um seiner Spur

bis zu seinen arglosen Freunden zu folgen und dann das Netz über ihnen zusammenzuziehen?

Chauvelin, der vor ihr in dem Wagen des Juden durchgerüttelt wurde, hegte zufriedene Gedanken. Als der Jude ihn langsam aber sicher den dunkeln Weg entlang fuhr, wuchs seine Gier nach dem grossen Finale dieser aufregenden Jagd nach dem roten Pimpernell.

Die Gefangennahme des kühnen Verschwörers in dem Augenblick, wo er Verräter gegen die Republik entführen wollte, würde das letzte Blatt in Chauvelin's Ruhmeskranz bilden.

Nicht die leiseste Reue regte sich in seinem Herzen, dass er das unglückliche Weib, das seinen Mann unbewusst verraten hatte, in eine so furchtbare Lage gebracht hatte. Chauvelin dachte kaum mehr an sie, sie war ein nützliches Werkzeug gewesen, weiter nichts.

Der Klepper des Juden ging fast nur im Schritt und sein Kutscher liess ihn oft lang ausruhen.

„Sind wir noch weit von Miquelon?“ fragte Chauvelin von Zeit zu Zeit.

„Nicht sehr weit, Euer Gnaden,“ war die immer wiederkehrende, ruhige Antwort.

„Wir haben noch nicht Euren und meinen Freund in einem Haufen am Wege gefunden,“ fügte Chauvelin sarkastisch hinzu.

„Geduld, Excellenz,“ sagte der Jude, „sie sind vor uns. Ich kann die Radspuren sehen.“

„Seid Ihr sicher auf dem rechten Wege?“

„So sicher, als ich über das Vorhandensein der zehn Goldstücke in der Tasche von Euer Gnaden bin, die hoffentlich bald mein sein werden.“

„Sobald ich meinem Freund, dem grossen Fremdling, die Hand geschüttelt habe, werden sie sicher Euer sein.“

„Horch, was war das?“ sagte der Jude plötzlich. Durch die Stille hörte man jetzt deutlich Hufschläge.

„Das sind Soldaten,“ flüsterte er ängstlich.

„Haltet einen Augenblick, ich will horchen“, sagte Chauvelin. Marguerite hatte auch gehört, dass Reiter dem Wagen und ihr selbst entgegen kamen. Sie hatte immer erwartet, Desgas würde sie mit der Verstärkung überholen, aber diese kamen aus der entgegengesetzten Richtung, wahrscheinlich aus Miquelon. Die Dunkelheit schützte sie. Sie hatte bemerkt dass der Wagen anhielt und schlich sich mit der äussersten Vorsicht etwas näher.

Ihr Herz schlug und sie zitterte an allen Gliedern. Sie ahnte, welche Nachricht diese Leute brachten. Sollte nicht ein Bote zurückreiten, sobald ein Fremder erspäht war? Und brachte dieser Bote die Nachricht, dass der gehetzte Hase in der Schlinge war?

Marguerite glitt noch näher heran, um hören zu können, was der Bote zu sagen hatte.

Sie hörte den Anruf: „Liberté, Fraternité, Egalité!“ dann Chauvelins hastige Frage, —

„Was für Nachrichten?“

Zwei Reiter hielten neben dem Wagen.

Marguerite konnte ihre Gestalten gegen den mitternächtlichen Himmel sich abheben sehen. Sie konnte ihre Stimmen und das Schnaufen der Pferde hören und nun erklangen hinter ihr die Schritte von heranmarschierenden Männern: Desgas und seine Leute.

„Ihr habt den Fremden gesehen?“ fragte jetzt Chauvelin eifrig.

„Nein, Citoyen, wir sahen keinen Fremden, wir kamen über die Klippen.“

„Dann?“

„Weniger als eine Viertelmeile jenseits von Miquelon kamen wir an eine roh aufgebaute Hütte, wo vielleicht ein Fischer seine Netze und Werkzeuge aufheben mochte. Als wir sie zuerst visitierten, hielten wir sie für leer und fanden nichts Verdächtiges, bis wir etwas Rauch aufsteigen sahen. Ich stieg ab, ging hinein, da war ein Holzkohlenfeuer und ein paar Holzschemel. Wir verabredeten, dass meine Kameraden sich mit den Pferden verstecken sollten und ich zur Bewachung dableibe, was auch geschah.“

„Und saht Ihr irgend etwas?“

„Ungefähr nach einer halben Stunde hörte ich Stimmen, Citoyen, gleich darauf kamen zwei Männer nach dem Rand der Klippen; sie schienen mir

von Lille her zu kommen. Einer war jung, der Andere ganz alt. Sie sprachen leise und ich konnte nichts verstehen.

Einer war jung, der Andere ganz alt. Marguerite's Herz hörte fast auf zu schlagen, war der Junge Armand? — der Alte Tournay? „Die beiden Männer gingen in die Hütte,“ fuhr der Soldat fort, und Marguerite's erregte Nerven schienen Chauvelins boshaftes Grinsen zu fühlen, „und ich kroch näher. Die Hütte ist roh gezimmert, ich konnte manches von ihrem Gespräch auffangen.“

„Ja? — Schnell — was hörtet Ihr?“

„Der alte Mann fragte den jungen, ob er auch sicher wäre, dass dies der richtige Ort sei. „Oh, ja,“ antwortete er, „das ist er,“ und beim Licht des Kohlenfeuers zeigte er seinem Begleiter ein Papier. „Hier ist eine Karte, die er mir in London gab. Wir sollten uns genau hieran halten, wenn ich keine Gegenbefehle bekäme und ich bekam keine. Hier ist der Weg, dem wir folgten. Sehen Sie, hier gabelt er sich — hier die Strasse nach St. Martin und hier der Fusspfad zu den Klippen.“ Ich muss ein leises Geräusch gemacht haben, denn der junge Mann kam an die Hützentüre und sah sich ängstlich um. Als er wieder bei seinem Gefährten war, flüsterten sie so leise, dass ich nichts mehr hören konnte.“

„Nun — und?“ fragte Chauvelin ungeduldig.

„Wir waren unserer sechs als Patrouille da unten, so beratschlagten wir, dass wir dort bleiben

und die Hütte im Auge behalten sollten und ich und mein Kamerad wollten sogleich zu Euch reiten und Bericht erstatten.“

„Ihr saht nichts von dem grossen Fremden?“

„Nichts, Citoyen.“

„Wenn Eure Kameraden ihn sehen, was werden sie tun?“

„Ihn nicht aus dem Auge verlieren und wenn er Anstalten zur Flucht machte oder ein Boot in Sicht käme, dann würden sie ihn umzingeln und, wenn nötig schiessen. Die Schüsse würden die übrigen herbeirufen. Keinesfalls lassen sie den Fremden entweichen.“

„Ja, ich wollte den Fremden nicht verwunden lassen — noch nicht,“ murmelte Chauvelin wild; „aber Ihr habt Euer Bestes getan. Gebe das Schicksal, dass ich nicht zu spät komme . . . .“

„Auch eine andere Patrouille, der wir begegneten, hat den Fremden nicht gesehen.“

„Und doch ist er uns voraus, in einem Wagen oder . . . .“

„Es ist keine Zeit zu verlieren. Wie weit ist die Hütte von hier?“

„Vielleicht zwei Meilen von hier, Citoyen.“

„Könnt Ihr sie wiederfinden? — sofort? — ohne Zögern?“

„Ich zweifle nicht daran, Citoyen.“

„Den Fusspfad zum Rande der Klippe? Selbst im Dunkeln?“

„Die Nacht ist nicht dunkel, und ich weiss, dass ich den Weg finde,“ wiederholte der Soldat fest.

„Steigt hinten auf, Euer Kamerad soll beide Pferde nach Calais bringen. Ihr sagt dem Juden genau, wo er fahren soll und lasst ihn eine Viertelmeile vor dem Fussweg halten.“

Während Chauvelin sprach, kamen Desgas und seine Leute rasch näher. Marguerite hielt es für gefährlich, so nahe zu bleiben und auch für unnötig, denn sie hatte genug gehört. Sie schien plötzlich nicht einmal mehr die Fähigkeit zu leiden zu haben, ihr Herz, ihre Nerven, ihr Verstand schienen abgestumpft zu sein durch diese Stunden der unaufhörlichen Todesangst.

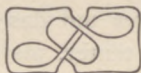
Nun blieb nicht die schwächste Hoffnung. Zwei kurze Meilen von hier warteten die Flüchtlinge auf ihren edlen Befreier. Er war irgendwo hier auf dem Wege zu ihnen und würde sie erreichen; dann schloss sich die gut gestellte Falle. Zwei Dutzend Soldaten, angeführt von einem Manne, dessen Hass so tödlich war, als seine Durchtriebenheit schändlich, würden die geringe Zahl der Flüchtlinge samt ihrem Anführer einschliessen. Armand würde nach Chauvelin's gegebenem Wort ihr wiedergeschenkt werden, aber Percy, ihr Gatte, den sie mit jedem Atemzug inniger zu lieben schien, fiel in die Hände eines erbarmungslosen Feindes.

Sie hörte wie der Soldat dem Juden einen kurzen Befehl gab, dann schlüpfte sie schnell an den Rand des Weges und kauerte sich hinter einen



Strauch, während Desgas und seine Leute herankamen.

Alle blieben ohne Geräusch hinter dem Wagen und zogen langsam den dunkeln Weg entlang. Marguerite wartete, bis sie sie ausser Hörweite glaubte, dann schleppte auch sie sich in der Dunkelheit, die plötzlich zuzunehmen schien, vorsichtig weiter.



## Kapitel XXVIII

### Vater Blanchard's Hütte.



Marguerite folgte dem Wagen wie im Traume; das Netz zog sich immer enger um das geliebte Leben, das ihr teurer, als alle anderen geworden war. Ihr einziges Verlangen war, ihren Gatten noch einmal wiederzusehen, ihm zu sagen, wie sie gelitten, welch' grosses Unrecht sie ihm getan und wie wenig sie ihn verstanden hätte. Sie gab jede Hoffnung auf, ihn zu retten.

Das ferne Brausen der Wellen liess sie jetzt erbeben und der gelegentliche Schrei einer Möve erfüllte sie mit unaussprechlichem Grauen. Sie glaubte an die Raubtiere in Menschengestalt, die auf ihre Beute lauerten und ihr schlimmer mitspielen würden, als ein hungriger Wolf. Marguerite war nicht vor der Dunkelheit bange, sie fürchtete nur den Mann, der vor ihr her fuhr mit Rachedgedanken über welche die Dämonen in der Hölle sich sogar gefreut hätten.

Ihre Füße waren wund; ihre Kniee bebten vor körperlicher Erschöpfung. Seit Tagen hatte sie in einem Wirbel von Erregungen gelebt. Sie hatte seit drei Nächten nicht ordentlich geruht; jetzt wanderte sie schon seit zwei Stunden auf einem schlüpfrigen Wege und doch liess ihre Entschlossenheit nicht nach. Sie wollte ihren Gatten erreichen, ihm alles sagen, und wenn er bereit war, ihr zu vergeben, dann konnte sie wenigstens das Glück haben, an seiner Seite zu sterben.

Sie musste in einer Art von Bewusstlosigkeit weitergewandert und nur instinktiv dem Wagen gefolgt sein, als plötzlich ihr Ohr, das für den leisesten Laut empfindlich war, ihr sagte, dass der Wagen und die Soldaten Halt machten. Sie waren am Bestimmungsort angelangt. Ohne Zweifel war zur Rechten der Fussewg, der zum Rande der Klippen und zu der Hütte führte.

Ohne die Gefahr zu achten, schlich sie sich dicht dorthin, wo Chauvelin, von den Soldaten umgeben, stand. Er war abgestiegen und gab den Leuten Befehle, diese wünschte sie zu hören, die geringe Möglichkeit, Percy zu helfen, bestand darin, dass sie jedes Wort der feindlichen Pläne belauschte.

Der Ort, wo alle Halt gemacht hatten, musste etwa achthundert Meter von der Küste entfernt sein, denn man hörte die Brandung nur schwach. Chauvelin und Desgas hatten sich, von den Soldaten gefolgt, scharf nach rechts gewendet, der

Jude hielt mit Pferd und Wagen auf der Landstrasse.

Marguerite kroch buchstäblich auf Händen und Füßen, sie hatte müssen durch niedrige, dornige Hecken kriechen und versuchte, so leise als möglich zu sein, um zu hören ohne gehört zu werden. Zum Glück war hinter der Hecke, wie das fast überall in Frankreich ist, ein niedriger, trockener Graben, mit Gras bewachsen. Dort fand Marguerite eine Zuflucht; sie war vor Entdeckung sicher und konnte doch bis dicht an die Männer herankommen.

„Nun,“ sagte Chauvelin mit gedämpfter, herrischer Stimme, „wo ist Vater Blanchards Hütte?“

„Etwa achthundert Meter von hier, diesen Fussweg entlang“, sagte der Soldat, der die Leute zuletzt geführt hatte, „und halbwegs die Klippen hinunter.“

„Sehr gut, Du sollst uns führen und dann zuerst allein ganz vorsichtig zur Hütte hinabsteigen, um zu sehen, ob die royalistischen Verräter dort sind. Verstanden?“

„Ich verstehe, Citoyen.“

„Nun hört alle aufmerksam zu“, fuhr Chauvelin nachdrücklich fort, „denn später werden wir vielleicht keine Gelegenheit mehr haben, ein Wort zu wechseln. Behaltet jede Silbe im Gedächtnis, als ob Euer Leben davon abhinge. Vielleicht tut es das auch“, fügte er trocken hinzu.

„Wir hören, Citoyen“, sagte Desgas, „und ein Soldat der Republik vergisst niemals einen Befehl.“

„Wenn Ihr in die Hütte gespäht habt und ein grosser Engländer ist bei den Verrätern drin, so gebt einen scharfen Pfiff als Signal. Ihr alle“, sagte er, sich zu allen Soldaten wendend, „stürmt dann schleunigst in die Hütte und jeder packt einen der Männer dort, ehe sie zu den Waffen greifen können; wenn sich einer wehrt, so schießt nach den Armen oder Beinen, aber tötet auf keinen Fall den grossen Engländer. Derselbe ist ungewöhnlich gross und hat demnach auch ungewöhnliche Kräfte, da gehören wenigstens vier bis fünf von Euch dazu, um ihn zu überwältigen.“ Dann wandte sich Chauvelin wieder an den ersten Soldaten:

„Wenn die Royalisten noch allein sind, so versteckst Du Dich hinter den Felsblöcken bei der Hütte. Halte Dich aber ruhig, damit sie nicht Lunte riechen und durch einen Ruf oder Pistolenschuss den grossen Engländer warnen, so dass er nicht kommt, und den zu fangen ist heute Nacht Eure Pflicht.“

„Wir werden blindlings gehorchen, Citoyen.“

„Dann also vorwärts so geräuschlos, wie möglich, ich folge Euch.“

„Was wird's mit dem Juden?“ fragte Desgas, als die Soldaten so schweigsam, wie stumme Schatzen, den rauhen Fussweg entlang schlichen.

„Ah, den hatte ich vergessen,“ sagte Chauvelin. „Heda, Aaron, Moses oder wie Ihr heisst, Ihr war-

tet hier mit dem Wagen, bis wir zurückkehren. Und keinen Ton, kein lauterer Atmen, als nötig ist; auch dürft Ihr Euren Posten unter keiner Bedingung verlassen, bis ich es befehle. Hört Ihr?“

„Aber, Euer Gnaden —“ flehte der Jude.

„Hier gibts kein Aber oder sonstige Einwendungen,“ sagte Chauvelin in einem Tone, der den alten Mann erbeben machte, „wenn ich Euch nicht wiederfinde, so mögt Ihr Euch verbergen, wo Ihr wollt, die Strafe wird Euch erreichen.“

Die Soldaten waren fort; die drei Männer standen allein auf dem dunkeln, einsamen Wege und Marguerite horchte hinter der Hecke, als ob ihr eigenes Todesurteil gesprochen würde.

„Ich hörte Euer Gnaden,“ begann der Jude wieder, „und ich schwöre bei Abraham, Isaak und Jakob, dass ich mich nicht von der Stelle bewegen möchte, bis es Euer Gnaden befiehlt. Aber bedenkt, dass ich ein armer, alter Mann bin, dessen Nerven nicht so stark, wie die Eurer Soldaten sind. Wenn nun Strassenräuber kämen auf diesem einsamen Weg, dann könnte ich vielleicht schreien oder weglaufen. Sollte ich dann das mit dem Leben büßen, wofür ich nichts kann?“

Der Jude bebte von Kopf bis zu Fuss; man konnte ihn hier nicht allein zurücklassen. Er sprach wahr; ein unwillkürlicher Angstschrei konnte den roten Pimpernell warnen.

Chauvelin dachte einen Augenblick nach.

„Würden Euer Pferd und Wagen allein hier sicher sein?“

„Ich meine,“ fiel Desgas ein, „dass sie sicherer allein, als mit diesem Manne sind.“

„Aber was sollen wir mit ihm anfangen, er muss doch nachher die Verwundeten zurückfahren,“ sagte Chauvelin mit Nachdruck. „Hier, Citoyen Desgas, bindet dem Kerl dies Tuch fest über den Mund.“

Benjamin Rosenbaum liess sich ruhig knebeln; er zog diesen unbehaglichen Zustand offenbar dem Alleinbleiben auf der Landstrasse vor.

„Schnell,“ sagte Chauvelin ungeduldig, „wir haben schon viele kostbare Zeit verloren.“

Und die festen Schritte von Chauvelin und Desgas, sowie der watschelnde Gang des alten Juden verloren sich bald auf dem Fusswege.

Marguerite war kein Wort der Befehle entgangen. Sie hatte gespannt gelauscht, um erst alles zu erfassen und dann noch einmal den Vertand zu Hülfe zu rufen, der so oft der schärfste von Europa genannt worden war, und der allein jetzt helfen konnte.

Die Lage war wirklich ganz verzweifelt; dies Netz, das an der einsamen Küste in tiefer Nacht, um ein paar wehrlose Männer gezogen wurde, wehrlos, weil sie arglos waren.

Augenscheinlich konnte sie nichts tun, als den Soldaten und Chauvelin folgen. Hätte sie nicht gefürchtet, sich zu verirren, sie hätte versucht, vor-

anzueilen, den Weg abzukürzen und wäre vielleicht zu rechter Zeit gekommen, um die Flüchtlinge und ihren edlen Erretter zu warnen.

Einen Moment blitzte der Gedanke in ihr auf, den durchdringenden Schrei auszustossen, welchen Chauvelin zu fürchten schien, als eine mögliche Warnung für den roten Pimpernell und seine Freunde — in der wilden Hoffnung, dass sie sie hören und noch entkommen könnten, ehe es zu spät wäre.

Aber sie wusste nicht, ob sie dem Rand der Klippen schon nahe genug wäre, damit der Schrei zu den Ohren der Flüchtlinge dringen konnte. Ihr Versuch konnte verfrüht sein und dann liesse man sie sicher keinen zweiten tun; ihr Mund würde geknebelt werden, wie der des Juden und sie wäre hilflos in der Gewalt Chauvelins.

Wie ein Geist glitt sie der Hecke entlang; sie hatte ihre Schuhe ausgezogen und ihre Strümpfe hingen in Fetzen von den Füßen. Sie fühlte weder Schmerzen noch Müdigkeit; der eiserne Wille, ihren Gatten trotz aller Hindernisse zu erreichen, tötete alle körperliche Schmerzempfindung in ihr und schärfte ihre Sinne.

Plötzlich gebot der Instinkt ihrer tollen Hast Einhalt und veranlasste sie, sich hinter der Hecke niederzukauern. Der Mond, der sich bis jetzt als ihr Freund erwiesen hatte und hinter den Wolken versteckt geblieben war, trat jetzt in all der Pracht einer frühen Herbstnacht aus den Wolken und überflutete die einsame, unheimliche Landschaft mit seinem strahlenden Licht.



Dort, nicht zweihundert Meter von ihr, lag die Klippe und dahinter, sich bis zu dem freien, glücklichen England erstreckend, wogte das Meer.

Marguerite's Blick ruhte einen Augenblick auf dem silbernen Wasserspiegel und ihr Herz schien sich zu weiten, nachdem es all die Stunden durch den Schmerz wie tot gewesen war, ihre Augen füllten sich mit Tränen; nicht drei Meilen entfernt, mit aufgehissten Segeln, lag ein Schiff, ein Schoner.

Marguerite erriet mehr, als das sie das Schiff erkennen konnte. Es war „der Seestern“, Percy's Lieblingsyacht, mit dem prächtigen, alten Briggs als Kapitän und mit der englischen Mannschaft. Die weissen Segel schienen Marguerite eine Botschaft zu bringen von Freuden und Hoffnungen, die sich doch nie verwirklichen konnten. Der Schoner wartete draussen auf der See auf seinen Herrn, wie ein schöner, weisser Vogel, der bereit ist aufzufliegen und Percy würde ihn nie erreichen, nie mehr die weissen Kreidefelsen von England, dem Lande der Freiheit, wiedersehen.

Der Anblick des Schoner schien dem armen, erschöpfen Weibe, die übernatürlichen Kräfte der Verzweiflung einzufliessen. Der Mond schien, sie sah den Weg jetzt vor sich und würde dann die Hütte sehen, würde hinlaufen und die Flüchtlinge anrufen, sie warnen und vorbereiten, so dass sie lieber um ihr Leben kämpfen konnten, als sich wie Ratten in der Falle fangen zu lassen.

Sie lief hinter der Hecke in dem dicken Gras des Grabens weiter und musste so schnell gelaufen sein, dass sie Chauvelin und Desgas überholt hatte, denn plötzlich fand sie sich am Rande der Klippen und hörte die Fusstritte hinter sich. Aber sie waren nur ein paar Meter entfernt und der Mondschein musste ihre Gestalt ihnen verraten. Schnell kauerte sie sich nieder. Sie sah an den zerklüfteten Klippen hinunter — der Abstieg würde leicht sein, denn sie waren nicht steil. Als sie noch hinunter sah, erblickte sie plötzlich zur Linken auf halber Höhe der Klippen eine Hütte, durch deren Spalten ein winziges, rotes Licht schimmerte. Ihre Freude war so gross, dass sie ihr fast Schmerz verursachte.

Sie konnte nicht genau die Entfernung abschätzen, begann aber ohne Zögern den Abstieg, indem sie von Felsblock zu Felsblock kroch, ohne sich um den Feind hinter ihr noch um die Soldaten, die wahrscheinlich im Versteck lagen, zu kümmern.

Sie drang vorwärts, laufend, stolpernd, aber immer vorwärts . . . als plötzlich ein rollender Stein sie zu Fall brachte. Aber sie half sich wieder auf die Füsse und eilte voran, da hörte sie, dass andre Schritte, schneller als ihre eigenen, dicht hinter ihr waren. Im nächsten Augenblick wurde sie gepackt, zu Boden geworfen und ihr ein Tuch über den Mund gebunden, damit sie keinen Schrei ausstossen könnte.

Entsetzt, halb rasend durch die bittere Enttäuschung blickte sie sich um und sah über sich ge-

beugt ein paar durchdringende, boshafte Augen, die in ihrem erregten Zustand ein übernatürliches, grünes Licht zu haben schienen. Sie lag im Schatten eines Felsblocks; Chauvelin konnte ihre Gesichtszüge nicht sehen, aber er fuhr mit seinen knöchigen Fingern darüber.

„Ein Weib!“ flüsterte er, „bei allen Heiligen!“

„Wir können sie nicht loslassen, das ist sicher,“ murmelte er. „Ich möchte nur wissen...“

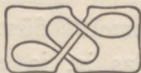
Plötzlich hielt er inne und Marguerite fühlte mit Schauer, dass er mit unterdrücktem Kichern nochmals seine Finger über ihr Gesicht wandern liess.

„Gerechter Himmel!“ flüsterte er mit höhnischer Galanterie, „das ist ja eine freudige Überraschung“ und Marguerite fühlte, wie er ihre widerstandslose Hand an seine dünnen Lippen zog.

Die Lage war wirklich grotesk, wenn sie nicht zu gleicher Zeit so tragisch gewesen wäre. Das arme, müde Weib, ganz gebrochen durch die bittere Enttäuschung, das auf den Knien liegend die banalen Galanterien ihres Todfeindes erdulden musste.


Sie verlor die Besinnung, halb erstickt durch das festgebundene Tuch über ihrem Munde, hatte sie keine Kraft, den leisesten Schrei auszustossen. Die Erregung, die ihren zarten Körper so lang aufrecht erhalten hatte, gab plötzlich nach und das Gefühl der Verzweiflung schien ihren Verstand und ihre Nerven zu lähmen.

Chauvelin musste einige Befehle gegeben haben, die zu verstehen sie zu benommen war, denn sie fühlte sich plötzlich aufgehoben; das Tuch um den Mund wurde fester gebunden, und ein paar starke Arme trugen sie in der Richtung des kleinen, roten Lichts, das ihr letzter Hoffnungsschimmer gewesen war.



## Kapitel XXIX

### Im Hinterhalt.

ie wusste nicht, wie lang man sie getragen hatte, sie hatte alles Gefühl für Raum und Zeit verloren und während ein paar Minuten hatte die barmherzige Müdigkeit ihr das Bewusstsein geraubt.

Als sie wieder erwachte, merkte sie, dass man es ihr einigermaßen bequem gemacht hatte; sie sass auf dem Rock eines Mannes und lehnte mit dem Rücken an einem Felsblock. Der Mond war wieder hinter den Wolken und die Dunkelheit schien um so tiefer. Die See brauste unter ihr und sie konnte den Schimmer des kleinen Lichts nicht mehr sehen.

Dass sie am Ziel seien, schloss sie aus den hastigen Fragen und Antworten, die in ihrer Nähe geflüstert wurden.

„Es sind vier Männer drin, Citoyen; sie sitzen am Feuer und scheinen ruhig zu warten.“

„Welche Zeit?“

„Fast zwei Uhr.“

„Die Flut?“

„Sie steigt.“

„Der Schoner?“

„Augenscheinlich ein englischer, er liegt etwa drei Kilometer weit draussen. Aber wir können sein Boot nicht sehen.“

„Haben sich die Soldaten versteckt?“

„Ja, Citoyen.“

„Sie werden nichts Ungeschicktes tun?“

„Sie werden sich nicht regen, bis der grosse Engländer kommt. Dann werden sie die Hütte umzingeln und die fünf Männer überwältigen.“

„Gut. Und die Dame?“

„Noch bewusstlos, glaube ich. Sie ist dicht bei Euch, Citoyen.“

„Und der Jude?“

„Er ist geknebelt und seine Beine sind gefesselt. Er kann weder schreien noch sich bewegen.“

„Gut. Dann haltet Euer Gewehr bereit, im Fall Ihr es braucht. Geht nah zur Hütte und überlasst mir die Dame.“

Desgas gehorchte jedenfalls, denn Marguerite hörte ihn sich entfernen, dann packten ein Paar magere, krallenförmige Hände ihre beiden und hielten sie mit eisernem Griff fest.

„Ehe das Tuch von Ihrem reizenden Munde entfernt wird, schöne Dame,“ flüsterte Chauvelin dicht an ihrem Ohre, „halte ich es für recht, Ihnen eine kleine Warnung zukommen zu lassen. Ich ahne ja nicht, was mir die Ehre verschafft, dass

eine so entzückende Gefährtin mir über den Kanal folgt. Aber ich irre mich wohl nicht, wenn ich annehme, dass der erste Ton, den Sie nach Entfernung des Tuchs ausstossen würden, ein Warnungsruf für den schlaun Fuchs wäre, den ich mit so grosser Mühe bis in seinen Bau verfolgt habe.“

Er hielt einen Augenblick inne, während sein Griff ihre Handgelenke noch fester zu umspannen schien. Dann fuhr er in demselben hastigen Ge-flüster fort: — „In jener Hütte wartet, wen ich mich nicht sehr täusche, Ihr Bruder Armand St. Just mit dem Verräter de Tournay und zwei Ihnen Unbekannten auf die Ankunft des geheimnisvollen Erretters, dessen rätselhafte Persönlichkeit so lange unsern Ausschuss der öffentlichen Sicherheit beschäftigt hat — den kühnen roten Pimpernell. Wenn Sie schreien, wenn ein Handgemenge entsteht, Schüsse abgefeuert werden, so ist es mehr als wahrscheinlich, dass dieselben langen Beine, die dieses rote Rätsel hierher gebracht haben, es ebenso schnell nach irgend einem sicheren Orte bringen werden. Dann bleibt der Zweck einer langen Reise unerfüllt. Andererseits liegt es ganz in Ihrer Hand, ob Ihr Bruder Armand noch heute Abend frei mit Ihnen nach England zurückfahren soll.“

Marguerite konnte mit dem Tuche über ihrem Munde nicht antworten, aber ihre Hand musste Chauvelin auf diesen letzten Vorschlag ein Zeichen der Zustimmung gegeben haben, denn er fuhr fort: —

„Was ich von Ihnen zur Sicherheit von Armand verlange, ist eine geringfügige Sache, liebe Dame. Sie brauchen nur, ohne ein Laut von sich zu geben, an dieser Stelle zu bleiben, bis ich Ihnen Erlaubnis gebe zu sprechen. Ah, ich denke, Sie werden folgsam sein,“ fügte er hinzu, als sich Marguerite's ganze Gestalt gegen diesen Befehl aufzubäumen schien, „dann lassen Sie sich sagen, dass wenn Sie einen einzigen Laut hören lassen oder sich von hier fortbegeben, dann werden meine Leute — es sind ihrer dreissig in der Nähe — St. Just und die andern ergreifen und auf meinen Befehl hier — vor Ihren Augen — erschliessen.“

Marguerite hatte den Reden ihres unerbittlichen Feindes mit wachsendem Entsetzen zugehört. Von physischem Schmerz ganz benommen, hatte sie noch genug geistige Kraft, um den ganzen Schrecken des furchtbaren „entweder — oder“ sich klar zu machen, das weit schlimmer war, als dasjenige auf dem Ball.

Diesmal bedeutete es, dass sie ihren angebotenen Gatten ahnungslos seinem Tod entgegengehen lassen sollte, oder wenn sie versuchte, ihn zu warnen, so gab sie das Signal zum Tode ihres eigenen Bruders und seiner drei Gefährten, die nichts argwöhnten. Chauvelins Worte klangen zu ihr, wie das Totenglöcklein ihrer letzten, schwachen Hoffnung.

„Nein, nein,“ fügte er wohlwollend hinzu, „Sie können für niemand Interesse haben, als für



Ihren Bruder und haben nichts weiter für seine Sicherheit zu tun, als ruhig hier zu warten. Meine Leute haben strengen Befehl, ihn zu schonen. Was den rätselhaften roten Pimpernell anbetrifft, so ist der Ihnen doch nichts? Glauben Sie mir, keine Warnung von Ihnen könnte ihm helfen. Und nun, teure Lady, lassen Sie mich dieses unbequeme Schloss von Ihrem Munde entfernen. Sie sehen, ich will es Ihnen vollständig freistellen, Ihre Wahl zu treffen.“

Ihre Gedanken flogen, ihre Schläfen schmerzten, ihre Nerven schienen gelähmt und ihr Körper wund, so sass Marguerite in der unheimlichen Dunkelheit. Sie konnte von ihrem Sitz das Meer nicht sehen, die steigende Flut schien ihr aber von ihren begrabenen Hoffnungen, ihrer verlorenen Liebe und ihrem verratenen Gatten zu sprechen.

Chauvelin nahm das Tuch von ihrem Munde und sie schrie nicht auf, sie hatte zu nichts Kraft, als sich mühselig aufrecht zu erhalten und sich zum Nachdenken zu zwingen.

Oh, Denken, Denken! an das, was sie tun sollte.

Die Minuten eilten dahin, sie wusste in dieser schrecklichen Stunde kaum, ob schnell oder langsam. Ihre ganze Lage kam ihr immer unmöglicher vor. Es konnte doch nicht sein, dass sie, Marguerite Blakeney, die Königin der Londoner Gesellschaft, wirklich mitten in der Nacht hier an dieser einsamen Küste sass, Seite an Seite mit ihrem bit-

tersten Feinde. Es war auch nicht möglich, dass irgendwo, vielleicht gar nicht weit von ihr, das Wesen, welches sie einst verachtet hatte und jetzt immer zärtlicher liebte, seinem Verhängnis entgegenschritt, während sie machtlos war, es zu retten.

Warum stiess sie nicht schrille Schreie aus, die von allen Enden des einsamen Gestades widerhallten und ihn warnen konnten? Ein- oder zweimal stieg ihr ein Schrei in der Kehle auf — dann erhob sich vor ihrer Seele das Bild ihres Bruders und seiner Gefährten, die gewissermassen durch ihren Befehl erschossen wurden.

O, der Teufel in Menschengestalt an ihrer Seite kannte die menschliche — weibliche — Natur gut. Er hatte mit ihren Gefühlen gespielt, wie ein geschickter Musiker auf einem Instrument spielt.

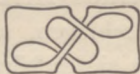
Sie konnte das Signal nicht geben — denn sie war schwach und sie war ein Weib. Wie konnte sie mit Überlegung anordnen, dass Armand vor ihren Augen erschossen wurde und vielleicht mit einem Fluch für sie auf den Lippen starb. Und der Vater ihrer kleinen Freundin Suzanne, ein alter Mann! und die andern! — es war alles entsetzlich.

Warten; Warten! Wie lang? Die frühen Morgenstunden kamen, aber noch dämmerte es nicht. Die See fuhr in ihrem ununterbrochenen, melancholischen Rauschen fort, der Herbstwind

seufzte leise in der Nacht ;das einsame Ufer war so still, wie das Grab.

Plötzlich hörte man schon in ziemlicher Nähe eine fröhliche, kräftige Stimme singen :

„Gott erhalte den König.“



## Kapitel XXX

### Der Schoner.

**M**arguerite's Herz schien kaum mehr zu schlagen, sie fühlte mehr, als dass sie es hörte, wie die Soldaten sich zum Kampfe vorbereiteten. Sie sah sie im Geiste mit dem Schwert in der Hand, zum Sprunge bereit kauern.

Die Stimme kam näher, doch war es auf der endlosen, einsamen Klippe und bei dem Brausen der Brandung nicht möglich, genau abzuschätzen, von welcher Richtung oder Entfernung der fröhliche Sänger kam, der zu Gott sang, seinen König zu behüten, während er selbst in solcher Todesgefahr war. Die Stimme klang allmählich weiter, manchmal löste sich unter den festen Schritten des Sängers ein Kiesel und rollte den Abhang hinunter.

Als Marguerite horchte, hatte sie die Empfindung, dass ihr Leben schwand und wenn der Sänger gefangen genommen würde . . . .

Sie hörte deutlich das Schnappen vom Hahn an dem Gewehr von Desgas — —

Nein! nein! Oh Gott im Himmel! das kann nicht sein! möge lieber Armand's Blut über ihr Haupt kommen! lasst sie als seine Mörderin gebrandmarkt werden!

Mit einem verzweifelten Schrei sprang sie auf und rannte vor den Felsen, hinter dem sie gesessen hatte; sie sah den schwachen, roten Lichtschimmer durch die Spalten der Hütte; sie lief und stieß an die hölzerne Wand, an welche sie mit den Fäusten schlug und rief: —

„Armand! Armand! um Gottes willen, feure Dein Gewehr ab, Euer Führer naht, er kommt, er ist verraten! Armand, feure um Himmels willen!

Sie wurde gepackt und zu Boden geworfen. Dort lag sie wimmernd, zerschunden, halb stöhnend, halb kreischend, —

„Percy, mein Gatte, fliehe um Gotteswillen! Armand, warum feuerst Du nicht?“

„Stopft dem Weibe den Mund,“ rief Chauvelin, der nahe daran war, sie zu schlagen.

Es wurde etwas über ihren Kopf geworfen, sie konnte kaum atmen und war still.

Auch der kühne Sänger war verstummt, ohne Zweifel durch Marguerite's wilde Schreie auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht. Die Soldaten waren aufgesprungen, denn nun war kein Schweigen mehr nötig, von allen Klippen kam der Widerhall von Marguerite's verzweifelten Hilferufen.

Mit einem Fluch, der ihr nichts Gutes prophezeite, weil sie seine ihm besonders am Herzen liegende Pläne zerstört hatte, rief Chauvelin hastige Befehle —

„Drauf los, Ihr Leute, und lasst keinen lebendig aus der Hütte.“

Der Mond war nochmals aus den Wolken aufgetaucht und beleuchtete die Klippen. Ein paar Soldaten waren durch die Holztüre in die Hütte gestürmt, während einer von ihnen bei Marguerite Wache hielt.

Die Tür stand etwas offen, einer der Soldaten stiess sie ganz auf, aber drin herrschte Dunkelheit, das Holzkohlenfeuer in der äussersten Ecke der Hütte gab nur einen ganz schwachen Lichtschimmer. Die Soldaten blieben an der Türe stehen, als ob sie weitere Befehle erwarteten.

Chauvelin, der auf einen heftigen Angriff und lebhaften Widerstand von drin vorbereitet gewesen war, war starr vor Verwunderung, als er die Soldaten wie Schildwachen dastehen sah, während kein Laut aus der Hütte drang.

Mit bangen, sonderbaren Ahnungen ging er selbst an die Haustüre und fragte schnell hineinblickend. —

„Was bedeutet dies?“

„Ich glaube, Citoyen, dass jetzt niemand drin ist,“ antwortete gelassen einer der Soldaten.

„Ihr habt doch nicht die vier Männer entlassen lassen?“ donnerte Chauvelin drohend. „Ich

befahl, dass keiner lebendig entkommen sollte! — Schnell ihnen nach, Ihr alle! Schnell, nach allen Richtungen.“

Die Männer, gehorsam wie Maschinen, stürmten den felsigen Abhang zur Küste hinunter, andere nach rechts und links, so schnell ihre Füße sie tragen konnten.

„Ihr und Eure Leute sollt für diese Ungeschicklichkeit mit dem Leben büßen, Sergeant!“ sagte Chauvelin boshaft zu dem Sergeant, der die Soldaten angeführt hatte; „und Ihr auch, Citoyen,“ fügte er höhnisch zu Desgas gewendet hinzu, „weil Ihr meinen Befehlen nicht gehorcht habt.“

„Sie befahlen uns zu warten, Citoyen, bis der grosse Engländer zu den Männern in die Hütte käme. „Niemand kam,“ sagte der Sergeant verdrossen.

„Aber ich befahl eben jetzt, als das Weib schrie, hineinzustürzen und keinen entkommen zu lassen.“

„Aber, Citoyen, die vier Männer, die vorher drin waren, waren schon eine Weile fort, denke ich . . .“

„Ihr denkt? — Ihr? . . .“ sagte Chauvelin mit wuterstickter Stimme, „und Ihr liesst sie gehen?“

„Sie befahlen uns zu warten, Citoyen,“ wandte der Sergeant ein, „und Ihren Befehlen sollten wir blindlings gehorchen.“ Wir warteten.“

„Ich hörte die Männer aus der Hütte kriechen, nicht lange nachdem wir im Hinterhalt lagen und

lang ehe das Weib schrie,“ fügte er hinzu, als Chauvelin noch immer sprachlos vor Wut war.

„Horch,“ sagte Desgas plötzlich.

Man hörte in der Ferne wiederholte Schüsse. Chauvelin versuchte, am Ufer entlang zu blicken, aber welches Pech, der launische Mond verbarg sein Licht wieder hinter dicken Wolken und er konnte nichts sehen.

„Einer von Euch gehe in die Hütte und zünde Licht an,“ stammelte er endlich.

Der Sergeant gehorchte, ging an's Kohlenfeuer und brannte die kleine Laterne an, die er am Gürtel trug, die Hütte war in der Tat leer.

„Nach welcher Richtung gingen sie?,“ fragte Chauvelin.

„Ich kann es nicht sagen, Citoyen,“ erwiderte der Sergeant, sie gingen zuerst die Klippen hinunter, dann verschwanden sie hinter Felsblöcken.“

„Still! was war das?“

„Alle drei Männer horchten aufmerksam. Ganz in der Ferne konnte man schnelle, scharfe Ruderschläge hören. Chauvelin zog sein Taschentuch heraus und wischte sich den Schweiss von der Stirne.

„Das Boot des Schooners“, keuchte er.

Jedenfalls war es Armand und seinen drei Gefährten gelungen, an den Klippen entlang zu schleichen, während die Männer als treue Soldaten der gut gedrillten republikanischen Armee, in blindem Gehorsam und in Angst um ihr Leben Chau-



velin's Befehl wörtlich befolgt hatten — auf den langen Engländer zu warten, der die wichtigste Beute war.

Die Flüchtlinge hatten ohne Zweifel eine kleine Landzunge erreicht, hinter derselben musste das Boot des Seesterns gelegen haben, und nun waren sie in Sicherheit an Bord des britischen Schoners.

Als wie um diese letzte Vermutung zu bestätigen, hörte man jetzt vom Meere her einen dumpfen Kanonenschuss.

„Der Schoner, Citoyen,“ sagte Desgas ruhig; „er fährt ab.“

Chauvelin musste all seine Geistesgegenwart zusammennehmen, um sich nicht in nutzlosen und seiner nicht würdigen Wutausbrüchen Luft zu machen. Es unterlag keinem Zweifel, dass der verdammte Brite ihn wiedereinmal überlistet hatte. Wie es ihm möglich gewesen war, die Hütte zu erreichen, ohne von einem der dreissig Soldaten, die den Ort bewachten, gesehen zu werden, war ihm rätselhaft. Dass es ihm gelungen war, ehe die Leute die Klippen erreicht hatten, schien sicher. Aber wie er in Ruben Goldstein's Wagen durch die zahlreichen Patrouillen hierher gelangt war, blieb unerklärlich. Ein allmächtiges Schicksal schien über dem roten Pimpernell zu wachen und sein grimmiger Feind schauderte fast, als er sich in den steilen Klippen und dieser einsamen, abgelegenen Küste umsah.

Aber es war Wirklichkeit; im Jahre des Herrn 1792 gab es keine Feen und hülfreichen Zwerge mehr. Chauvelin und seine dreissig Mann hatten mit ihren eigenen Ohren volle zwanzig Minuten, nachdem sie in der Hütte auf der Lauer lagen, die verdammte Stimme: „Gott erhalte den König,“ singen hören; zu der Zeit mussten die vier Flüchtlinge die Landzunge erreicht und das Boot bestiegen haben; und die nächste Landzunge war über eine Meile von der Hütte entfernt.

Wohin war der waghalsige Sänger verschwunden. Wenn ihm nicht Satan selbst Flügel geliehen hatte, konnte er nicht in den zwei Minuten, die zwischen seinem Liede und dem Ertönen des Ruder-schlags vergangen waren, diese Meile über felsige Klippen zurückgelegt haben. Er musste zurückgeblieben sein und sich irgendwo versteckt haben; die Patrouillen waren noch da und würden ihn abfassen. Chauvelin schöpfte wieder Hoffnung.

Ein oder zwei Soldaten, die die Flüchtlinge verfolgt hatten, arbeiteten sich wieder langsam an den Klippen empor und einer erreichte Chauvelin gerade, als diese Hoffnung in seinem Herzen aufstieg.

„Wir kamen zu spät, Citoyen,“ sagte der Soldat, „wir kamen ans Ufer, als das Boot schon eine Strecke weit draussen war. Wir feuerten, aber natürlich nützte das nichts. Es steuerte geradeaus, schnell nach dem Schoner, das konnten wir sehen, ehe der Mond hinter den Wolken verschwand. Wir waren geradenwegs nach der Landzunge gelaufen,

denn ich dachte wohl, dass dort das Boot anlegen würde, weil da die Flut am ersten hinkommt. Das Boot muss ein paar Minuten, ehe das Weib schrie, abgefahren sein.“

Einige Minuten, ehe das Weib schrie! Dann hatten Chauvelin's Hoffnungen ihn nicht betrogen! der rote Pimpernell mochte es fertig gebracht haben, die Flüchtlinge im Boot voranzuschicken, aber er selbst hatte es nicht mehr erreichen können. Es war noch nicht alles verloren, so lange der unverschämte Brite noch auf französischem Boden war.

„Bringt das Licht her!“ befahl er und trat wieder in die Hütte ein .

Der Sergeant brachte die Laterne und die beiden Männer erforschten zusammen den kleinen Raum. Mit schnellem Blick übersah Chauvelin alles; den Kessel, der dicht unter einer Öffnung in der Mauer hing, ein paar Schemel, in der Hast des Aufbruchs umgestürzt, dann in einem Winkel die Fischernetze und daneben etwas kleines, weisses.

„Hebt das auf,“ sagte Chauvelin zu dem Sergeant, „und bringt es mir.“

Es war ein zusammengeknülltes Papier, das die Flüchtlinge jedenfalls in ihrer Eile verloren hatten. Der Sergeant, sehr erschrocken über die Wut und Ungeduld des Citoyens, hob das Papier auf und reichte es ehrfurchtsvoll Chauvelin.

„Lest es, Sergeant,“ sagte der Letztere kurz.

„Es ist fast unleserlich, Citoyen . . . ein entsetzliches Gekritzel . . .“

„Ich befahl Euch zu lesen,“ wiederholte Chauvelin ungeduldig.

Der Sergeant begann beim Licht seiner Laterne die wenigen, hastig hingekritzeltten Worte zu entziffern.

„Ich kann Euch nicht ganz erreichen, ohne Euer Leben auf's Spiel zu setzen und den Erfolg Eurer Rettung in Frage stellen. Nachdem ihr dies erhalten habt, wartet zwei Minuten, dann kriecht einer nach dem andern aus der Hütte, wendet Euch scharf links und klettert vorsichtig die Klippen hinunter. Haltet Euch links, bis Ihr den ersten Felsen, der sich nach der See hinausstreckt, erreicht — dahinter an der Landzunge wartet das Boot. Stosst einen schrillen Pfiff aus — das Boot wird herankommen, meine Seeleute rudern Euch zum „Seestern,“ dann geht es nach England, in den sicheren Hafen. Wenn Ihr an Bord des Seesterns seid, so schickt mir das Boot zurück und sagt meinen Leuten, dass ich an der Bucht sein werde, die in gerader Linie der „Grauen Katze“ bei Calais gegenüber liegt. Sie kennen den Ort. Ich werde so bald als möglich dort sein. Sie müssen in sicherer Entfernung vom Lande warten, bis sie das gewohnte Signal hören. Zögert nicht und folgt genau meinen Vorschriften.“

„Dann folgt die Unterschrift, Citoyen,“ fügte der Sergeant hinzu, als er Chauvelin den Zettel zurückgab.

Aber der Letztere hatte keinen Moment gewartet. Ein Satz der Mitteilung war ihm sofort aufgefallen; dass der rote Pimpernell an der Bucht, „der grauen Katze“ gegenüber sein wollte, bedeutete vielleicht für ihn noch den Sieg.

„Wer von Euch kennt die Küste gut?“ rief er der Mannschaft zu, die einer, nach dem andern, zurückgekehrt und nochmals um die Hütte versammelt war.

„Ich, Citoyen,“ antwortete einer von ihnen, „ich bin in Calais geboren und kenne jeden Stein in der Nachbarschaft.“

„Gibt's eine kleine Bucht in gerader Linie von der „Grauen Katze?“

„Jawohl, Citoyen. Ich kenne sie gut.“

„Der Engländer hofft, jene Bucht zu erreichen. Er kennt nicht jeden Stein in der Nachbarschaft und schlägt vielleicht den weitesten Weg dorthin ein. Auf alle Fälle wird er schon aus Angst vor den Patrouillen vorsichtig gehen. Jetzt haben wir doch wieder eine Gelegenheit, ihn zu fassen. Ich biete 1000 frcs. Belohnung demjenigen, der vor dem langbeinigen Engländer die Bucht erreicht.“

„Ich weiss einen Richtweg über die Klippen,“ sagte der Soldat und mit einem begeisterten Ruf eilte er vorwärts, seine Kameraden folgten dicht hinter ihm. Nach einigen Minuten erstarb das Geräusch ihrer Tritte in der Ferne. Chauvelin horchte noch einen Augenblick; die versprochene Belohnung ließ dem Soldaten der Republik Flügel. Der Schim-

mer von Hass und verfrühtem Triumph erschien wieder auf seinem Gesicht.

Dicht neben ihm stand Desgas mürrisch und unbeweglich und wartete auf weitere Befehle, während zwei Soldaten neben der ausgestreckten Gestalt von Marguerite knieten. Sie hielten Marguerite auf dem Boden fest, obwohl das arme Geschöpf nicht den geringsten Widerstand leistete. Die tödtliche Erschöpfung war in eine Ohnmacht übergegangen; um ihre Augen waren tiefe, blaue Schatten, die von langen, schlaflosen Nächten Zeugnis gaben, ihr Haar lag verwirrt um ihre Stirne, ihre Lippen trugen einen schmerzlichen Zug von Weh.

Die klügste Frau Europas, die vornehme Welt-dame, Lady Blakeney bot das Bild eines so erschöpften, elenden Weibes, dass sie das Mitleid ihres ärgsten Feindes erregen musste, aber Chauvelin blieb ungerührt.

„Es hat keinen Zweck, das Weib zu bewachen, das halbtot ist,“ sagte er höhnisch zu den Soldaten, „wenn Ihr fünf ganz lebendige Männer habt ent-wischen lassen.“

Gehorsam standen die Soldaten auf.

„Geht lieber und findet den Fusspfad wieder und den zusammengebrochenen Wagen, den wir auf der Strasse zurückliessen.“

Plötzlich schien ihm ein guter Gedanke zu kommen.

„Hört Burschen, wo ist eigentlich der Jude?“

„Ganz nahe, Citoyen,“ sagte Desgas, „ich knielte ihn und band ihm die Beine zusammen, wie Ihr befahlt.“

Aus der nächsten Nähe erklang ein jammervolles Stöhnen. Chauvelin folgte seinem Sekretär, da lag der unglückliche Sohn Israels, sein Gesicht sah im Mondschein ganz gespensterhaft vor Schrecken aus. Seine Augen waren gläsern, und sein ganzer Körper bebte vor Entsetzen. Der Strick, der um seine Schultern und Arme gewickelt worden war, war gerutscht, aber er war es nicht gewahr geworden und hatte nicht den geringsten Fluchtversuch gemacht.

„Bringt den elenden Feigling hierher,“ befahl Chauvelin. Er war offenbar in boshafter Laune, und weil er keinen ausreichenden Grund hatte, sie an den Soldaten auszulassen, die seine Befehle nur zu wörtlich ausgeführt hatten, so nahm er sich den Juden als Zielscheibe.

Als der Jude im vollen Licht des Mondes von zwei Soldaten vor ihn gebracht wurde, sagte er mit beissendem Sarkasmus —

„Als Jude hast Du wohl ein gutes Gedächtnis für Verträge?“

„Antworte!“ schrie er, als der Jude mit bebenden Lippen zu erschrocken war, um zu sprechen.

„Ja, Euer Gnaden,“ stammelte der Unglückliche.

„Erinnerst Du Dich des Vertrages, den wir beide in Calais machten, als Du unternahmst, Ruben

Goldstein und meinen Freund, den grossen Engländer, einzuholen?“

„Aber — aber — Euer Gnaden —“

„Hier gibts kein Aber. Ich frage, ob Du Dich erinnerst?“

„J — j — ja, Euer Gnaden.“

„Wie lautete die Abmachung?“

Der unglückliche Mann blickte nach den Klippen, dem Munde, den unbeweglichen Gesichtern der Soldaten, sogar nach dem armen, scheinbar leblosen Weib dicht neben sich, aber er schwieg.

„Willst Du reden?“ donnerte Chauvelin drohend.

Der Unglückliche versuchte es, konnte aber nicht, wie es schien, doch er wusste zweifellos, was er von dem unerbittlichen Manne zu erwarten hatte.

„Euer Gnaden —“ flehte er.

„Da Dir der Schrecken die Zunge gelähmt zu haben scheint,“ sagte Chauvelin höhrend, „muss ich wohl Dein Gedächtnis auffrischen? Wir kamen überein, dass Du, wenn wir den Engländer überholten, ehe wir diese Stelle erreichten, zehn Goldstücke bekommen solltest.“

Ein leises Stöhnen entfloh den Lippen des Juden.

„Aber,“ fuhr Chauvelin langsam und nachdrücklich fort, „wenn Du mich mit Deinem Versprechen täuschtest, solltest Du eine gute Tracht Prügel bekommen, damit Dir das Lügen vergehen möchte. Nun hast Du Deinen Anteil am Vertrag nicht er-



füllt, um so gewissenhafter will ich meinen erfüllen. „Hierher,“ fügte er an die Soldaten gewendet hinzu, „lasst dem verdammten Juden das Schnallenende Eurer Gürtel fühlen.“

Als die Soldaten gehorsam ihre schweren Gürtel abbanden, stiess der Jude ein solches Geheul aus, das es laut genug war, um alle Patriarchen aus dem Hades zu seinem Schutz herbeizurufen.“

„Ich denke, ich kann mich auf Euch verlassen, Citoyens Soldaten,“ lachte Chauvelin boshaft, „dass ihr diesem alten Lügner die beste Tracht Prügel verabreicht, die er je gespürt hat. Aber schlagt ihn nicht tot“, fügte er trocken hinzu.

„Wir werden gehorchen,“ antworteten die Soldaten so gemessen wie immer.

Chauvelin wartete die Ausführung seines Befehls nicht ab; er wusste, dass die Soldaten, die noch seine Vorwürfe kränkend empfanden, sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen würden, ihrem Zorn an jemand anders Luft zu machen.

„Wenn der Feigling seine Strafe weg hat, sagte er zu Desgas,“ dann können uns die Männer bis zum Wagen begleiten und einer fährt nach Calais zurück. Der Jude und das Weib können für einander sorgen,“ fügte er roh hinzu, „bis wir frühmorgens jemand nach ihnen schicken. Sie können in ihrem jetzigen Zustand nicht weit laufen und wir können sie uns jetzt nicht noch aufladen.“

Chauvelin hatte noch immer nicht alle Hoffnung aufgegeben. Seine Leute waren, wie er wusste,

durch die in Aussicht gestellte Belohnung angespornt. Der rätselhafte und kühne rote Pimpernell konnte allein und mit dreissig Soldaten auf den Fersen wohl kaum nochmals entwischen.

Aber Chauvelin fühlte sich jetzt unsicherer, die Kühnheit des Engländers hatte ihn schon einmal zum Narren gehabt, als die Dummheit der Soldaten und die Einmischung eines Weibes die Trumphkarten in seiner Hand in verlierende verwandelt hatten. Wenn Marguerite nicht ihn aufgehalten hätte, wenn die Soldaten nur eine Spur von Schlauheit besessen hätten, wenn . . . . .

Chauvelin stand einen Moment ganz still und stiess einen Fluch über all die Leute aus. Die Natur war so schön und so ruhig, der helle Mond und das brausende Meer sprachen von Gottes Liebe und Güte, während Chauvelin die Natur, die Menschen und vor allem den grossen Engländer verfluchte.

Das Geheul des Juden hinter ihm, der seine Strafe erduldet, träufelte Balsam in sein Herz. Er lächelte; es erleichterte sein Gemüt, dass wenigstens noch ein anderes menschliches Wesen litt.

Er warf einen letzten Blick auf die Hütte, wo er, ein führendes Mitglied des Ausschusses der öffentlichen Sicherheit seine grösste Niederlage erlitten hatte.

An einem Felsen, auf einem harten Steinlager, lag die bewusstlose Gestalt von Marguerite Blake-ney, während nicht weit davon zwei Soldaten den armen Juden unbarmherzig durchprügelten. Sein

Geheul konnte Tote auferwecken, es hatte die Möven aufgescheucht, die herbeiflogen, um zu sehen, was die Herren der Schöpfung vorhatten.

„Nun ist's genug,“ kommandierte Chauvelin, als das Stöhnen schwächer wurde, „wir wollen ihn nicht töten.“

Gehorsam schnallten die Soldaten ihre Gürtel wieder um.

„Lasst ihn liegen,“ sagte Chauvelin, „und geht zum Wagen, ich folge Euch.“

Er ging zu Marguerite und sah ihr ins Gesicht. Sie hatte offenbar das Bewusstsein wiedererlangt und machte schwache Versuche, sich zu erheben. Ihre grossen, blauen Augen blieben mit einem Ausdruck von Entsetzen und Mitleid auf dem Juden haften, dessen Wehgeschrei das erste war, das ihre erwachenden Sinne erfasst hatten. Dann erblickte sie Chauvelin, der sie spöttisch anlächelte.

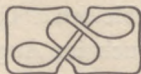
„Ich bedaure unendlich,“ sagte er in seiner kriechenden Weise, „dass Umstände, über die ich keine Macht habe, mich zwingen, Sie hier zu lassen. Aber ich nehme die Überzeugung mit, dass Sie nicht ohne Schutz zurückbleiben. Unser Freund Benjamin hier, wenn er auch im Augenblick nicht besonders frisch und schmuck ist, wird Ihnen doch ein tapferer Ritter sein. Bei Tagesanbruch schicke ich Ihnen eine Eskorte, bis dahin werden Sie in ihm sicherlich genügend Schutz und Gesellschaft finden.“

Marguerite fand nun genug Kraft, sich abzuwenden. Ihr Herz drohte vor Kummer zu brechen, denn mit dem wiederkehrenden Bewusstsein kehrten auch die angstvollen Fragen: „Wo ist Percy? — Was wird aus Armand?“ in ihr Gedächtnis zurück.

Sie wusste nichts von dem, was geschehen war, nachdem sie den fröhlichen Gesang „Gott erhalte den König“ gehört hatte, den sie für ein Todes-signal hielt.

„Ich selbst,“ schloss Chauvelin, „muss Sie nun leider verlassen. Au revoir, Mylady. Hoffentlich treffen wir uns bald in London wieder. Sehe ich Sie vielleicht bei dem Gartenfest des Prinzen von Wales? — Nein? — Nun denn, au revoir! — Bitte grüssen Sie Sir Percy Blakeney!“

Und mit einer letzten spöttischen Verbeugung verschwand er auf dem Fusspfad hinter den Soldaten her und der immer gleichmütige Desgas folgte ihm.



## Kapitel XXXI

### Die Errettung.



arguerite horchte, so schwach und noch halb bewusstlos sie auch war, auf die schnell verhallenden, festen Schritte der Männer.

Es herrschte eine solche Stille in der Natur, das sie mit dem Ohr auf der Erde ihre Schritte bis zu der Landstrasse verfolgen konnte, dann sagte ihr ein schwaches Echo von Wagenrädern, dass der Feind wohl eine Viertelmeile entfernt sein musste. Wie lang sie dalag, wusste sie nicht. Sie hatte das Bewusstsein der Zeit verloren, träumerisch sah sie zum Mond auf und horchte auf das eintönige Rollen der Wogen.

Die kräftige Seeluft war Nektar für ihren übermüdeten Körper. Nur ihr Geist behielt immer ein qualvolles Bewusstsein von Ungewissheit und Schrecken.

Sie wusste nichts! —

Sie wusste nicht, ob Percy jetzt, in diesem Augenblick, in den Händen der Soldaten der Repub-

lik war und gleich ihr von dem Feind gemartert und verhört wurde. Sie wusste auch andererseits nicht, ob nicht etwa Armand's lebloser Körper hier in der Hütte lag, während Percy entkommen war, nur um zu erfahren, dass die Hände seiner Gattin die menschlichen Bluthunde zum Mord von Armand und seinen Freunden geleitet hatten.

Die körperlichen Schmerzen und die Erschöpfung waren so gross, dass sie nur den einen Wunsch hatte, nach all den Aufregungen, den Intriguen und Qualen der letzten Tage für immer hier unter dem klaren Himmel, in der balsamischen Luft ruhen zu dürfen, wo der sanfte Herbstwind ihr ein letztes Schlummerlied ins Ohr flüsterte.

Plötzlich . . . . ein Laut . . . . . zweifellos der fremdartigste, den diese einsamen Klippen Frankreichs jemals gehört hatten.

So sonderbar klang er, dass Marguerite in ihrer Schwäche glaubte, die wohltuende Bewusstlosigkeit des nahen Todes narrete ihre halb schlummernden Sinne.

„Es war der Klang eines derben, gut englischen: „Damn!“

Die Möven in ihren Nestern erwachten und drehten erstaunt ihre Köpfe, eine ferne Eule stiess ihren Schrei aus und die Klippen schauten majestätisch auf den fremdartigen, gotteslästerlichen Ruf herab.

Marguerite traute ihren Ohren nicht. Sie richtete sich halb auf und horchte, um die Bedeutung

dieses nichts weniger als überirdischen Lautes zu erfahren.

Ein paar Minuten war alles still.

Dann drangen wieder Laute an ihr Ohr und diesmal begann ihr Herz vor Erregung zu klopfen, ihre Augen waren staunend geöffnet.

„Sapperlot! ich wünschte, die verdammten Kerls hätten nicht so derb drauf losgeschlagen!“

Diesmal unterlag es keinem Zweifel mehr, dass nur ein einziges Lippenpaar diese Worte in der gedehnten, affektierten Weise gesprochen haben konnte.

„Verdammt!“ wiederholten dieselben britischen Lippen nachdrücklich, „ich bin so matt wie eine Fliege.“

Im Handumdrehen stand Marguerite auf den Füßen. Träumte sie? Waren jene grossen, steinigen Klippen die Tore des Paradieses? Wurde der duftende Windhauch durch Engelsflügel verursacht, der ihr Kundschaft von überirdischen Freuden brachte oder lag sie in Fieberphantasien?

Sie sah sich suchend um, nach den grossen Felsblöcken, der verlassenen Hütte. Dort musste vor ihren sehnenenden, fieberhaften Augen der Besitzer jener Stimme sein, die sie einst zu irritieren pflegte, sie jetzt aber zum glücklichsten Weibe in Europa machen würde.

„Percy, Percy!“ rief sie angstvoll erregt, zwischen Hoffen und Zweifeln schwankend, „Ich bin hier! Komm zu mir! Wo bist Du, Percy?“

„Es ist ganz schön, dass Du mich rufst, mein Herz!“ sagte dieselbe schläfrige, gedehnte Stimme, „aber wenn's mein Leben gälte, so kann ich doch nicht zu Dir kommen; die verdammten Froschesser haben mich zugerichtet, wie einen abgezogenen Hasen und ich bin so matt, wie eine Fliege . . . . ich kann mich nicht vom Fleck rühren.“

Immer noch blieb Marguerite unklar. Sie konnte nicht gleich herausfinden, von woher die Stimme kam, die ihr so teuer war, aber ach! — so leidend und schwach klang. Niemand war in Sicht, als an jenem Felsen . . . . . grosser Gott! . . . . der Jude — war sie verrückt oder träumte sie? . . . . .

Sein Rücken war gegen den Mond gekehrt, er war in halb liegender Stellung und versuchte vergebens, sich mit seinen gefesselten Armen aufzurichten. Marguerite eilte zu ihm hin, nahm seinen Kopf in ihre Hände . . . . und schaute in ein paar gutmütige, blaue Augen, die aus der unheimlichen, verzerrten Maske des Juden blickten.

„Percy — Percy — mein Gatte!“ keuchte sie, fast ohnmächtig durch das Übermass der Freude. „Gott sei Dank! Gott sei Dank!“

„Ach, mein Herz,“ fiel er gutmütig ein, „das können wir später besorgen. Kannst Du jetzt einmal versuchen, mich von den verdammten Fesseln zu befreien und mir auf die Füße zu helfen?“

Sie hatte kein Messer und ihre Finger waren schwach und starr, aber sie half mit den Zähnen



nach, während erlösende Tränen aus ihren Augen auf die armen gefesselten Hände fielen.

„Meiner Treu,“ sagte er, als nach grossen Anstrengungen von Marguerite die Stricke endlich nachgaben, „ich staune nur darüber, ob es jemals dagewesen ist, dass ein englischer Edelmann sich von einem verdammten Franzosen durchprügeln liess, ohne den geringsten Versuch zu machen, es ihm doppelt heimzuzahlen.“

Er war offenbar durch den physischen Schmerz ganz erschöpft und als der letzte Strick gelöst war, brach er zusammen.

Marguerite blickte sich hilflos um.

„Oh, was gäbe ich für einen Tropfen Wasser!“ rief sie in Todcsangst, als sie sah, dass er ohnmächtig zu werden drohte.

„Nein, Kind,“ murmelte er mit seinem freundlichen Lächeln, „ich für meine Person ziehe einen guten Tropfen Kognak vor und wenn Du in die Tasche des schmutzigen alten Kaftans greifen willst, so wirst Du meine Feldtasche drin finden . . . ich will verdammt sein, wenn ich ein Glied rühren kann.“

Als er etwas Kognak getrunken hatte, zwang er Marguerite, auch einen Schluck zu nehmen.

„Das tat wohl! Nicht war, kleine Frau?“ sagte er mit einem befriedigten Seufzer. „Aber ist dies nicht eine wunderliche Ausstaffierung, in der Lady Blakeney ihren Gemahl, den edlen Baronet, findet? „Sapperlot,“ fügte er hinzu und strich sich mit der Hand über das Kinn, „ich habe mich seit vierund-

zwanzig Stunden nicht rasiert, ich muss ja ganz abschreckend sein. Und was diese Locken anbetrifft . . . .“

Lachend nahm er die entstellende Perrücke ab und dehnte seine langen Glieder, denn er fühlte durch das lange Bücken einen Krampf in denselben. Dann beugte er sich vor und sah seinem Weibe forschend in die blauen Augen.

„Percy,“ flüsterte sie unter tiefem Erröten, wenn Du wütest . . . .“

„Ich weiss alles,“ sagte er unendlich sanft.

„Und kannst Du mir jemals vergeben?“

„Ich habe nichts zu vergeben, mein Liebling. Dein Heldenmut und Deine Aufopferung, die ich so wenig verdiente, haben die unglückliche Episode auf dem Ball mehr als gut gemacht.“

„Dann wusstest Du . . .“ flüsterte sie, die ganze Zeit . . .“

„Ja!“ antwortete er zärtlich, „ich wusste es die ganze Zeit . . . Hätte ich aber geahnt, was für ein edles Herz Du besässest, mein Margot, so hätte ich Dir vertraut, wie Du es verdientest und Du hättest die furchtbaren Leiden der letzten Stunden nicht erdulden zu brauchen, als Du einem Gatten nachliefst, der manches begangen hat, was der Vergabung bedarf.“

Sie sassen neben einander an den Fels gelehnt und sein schmerzender Kopf ruhte an ihrer Schulter. Jetzt verdiente sie den Namen des „glücklichsten Weibes“ von Europa.

„Jetzt führt der Blinde den Lahmen,“ nicht wahr, Schatz?“ sagte er mit seinem alten, lieben Lächeln. Meiner Treu, ich weiss nicht, was schmerzhafter ist, meine Schultern oder Deine Füßchen?“

Er beugte sich vor, denn sie guckten aus den zerrissenen Strümpfen hervor, als Beweise ihres Duldens und ihrer Hingebung.

„Aber Armand . . . . .“ sagte sie plötzlich erschreckt und voll Reue, als mitten in ihrem Glück das Bild des geliebten Bruders, um dessentwillen sie so schwer gesündigt hatte, vor ihrer Seele aufstieg.

„Oh, habe keine Angst um Armand, Liebste, gab ich Dir nicht mein Wort, dass ihm nichts zustossen sollte? Er ist mit Graf de Tournay und den andern in Sicherheit auf dem „Seestern.“

„Aber wie geht das zu?“ stammelte sie, „ich verstehe nicht —“

„Und doch ist es einfach genug, mein Herz,“ sagte er mit seinem halb scheuen, halb geistlosen Lachen, „siehst Du, als ich merkte, dass der Kerl, der Chauvelin, sich wie ein Blutegel an mich hing und ich ihn nicht abschütteln konnte, hielt ich es für das Beste, ihn mitzunehmen. Ich musste auf irgend eine Weise zu Armand und den andern gelangen und doch waren auf allen Wegen Patrouillen, die nach Deinem ergebenen Diener fahndeten. Ich wusste, dass wenn ich auch in der „Grauen Katze“ Chauvelin's Fingern entschlüpfte, er dann

hier im Hinterhalt liegen würde, welchen Weg ich auch einschläge. Ich wollte auch ein Auge auf ihn haben und ein britischer Kopf nimmt es mit einem englischen noch jeden Tag auf.“

Marguerites Herz war voll Freude und Staunen, als er ihr erzählte, wie kühn und unverfroren er die Flüchtlinge Chauvelin geradezu unter den Händen weggerettet hatte.

„Als alter Jude verkleidet,“ sagte er vergnügt, „konnte mich sicher niemand erkennen. Ich hatte Ruben Goldstein in Calais zeitiger Abends getroffen. Für ein paar Goldstücke versah er mich mit dieser Verkleidung und unternahm es, sich vor aller Welt zu verbergen, während er mir seinen Wagen und die alte Mähre borgte.“

„Aber wenn Chauvelin Dich erkannt hätte,“ rief sie erregt, „Deine Verkleidung war gut . . . doch er ist so schlau.“

„Sapperment, dann war das Spiel eben ausgespielt,“ fiel er ruhig ein. „Ich musste es riskieren. Ich kenne aber allmählig die menschliche Natur gut und kenne diesen Franzosen durch und durch. Sie verachten einen Juden so sehr, dass sie sich hüten, ihm zu nahe zu kommen. Und ich meine, ich hatte mich abschreckend genug hergerichtet.“

„Ja! — und dann?“ fragte sie drängend.

„Dann führte ich meinen kleinen Plan eben aus, das heisst, erst wollte ich alles dem Zufall überlassen, als ich aber Chauvelin den Soldaten seine Befehle geben hörte, dachte ich, dass das Schicksal

und ich doch gemeinsam arbeiten würden. Ich rechnete auf den blinden Gehorsam der Soldaten. Chauvelin befahl ihnen bei Todesstrafe, sich nicht zu rühren, bis der grosse Engländer käme. Desgas hatte mich dicht an der Hütte zu Boden geworfen; die Soldaten kümmerten sich nicht um den Juden, der Chauvelin an den Ort gefahren hatte. Ich konnte meine Hände frei machen und da ich überall Bleistift und Papier bei mir habe, so kritzelte ich einige wichtige Anordnungen auf einen Zettel und hielt dann Umschau. Ich kroch an die Hütte, unter der Nase der Soldaten, die regungslos im Hinterhalt lagen, genau wie Chauvelin ihnen befohlen hatte; dann schob ich einen Zettel durch einen Spalt in die Hütte und wartete. Auf dem Zettel sagte ich den Flüchtlingen, sie sollten einer nach dem andern die Hütte verlassen, sich an den Klippen hinunter links halten, wo ihnen das Boot des „Seesterns“ bereit sein und sie zum Schoner fahren werde. Zu ihrem eigenen und meinem Glück folgten sie blindlings. Und die Soldaten, die das mit ansahen, folgten Chauvelins Befehlen ebenso gehorsam. Sie rührten sich nicht. Ich wartete eine halbe Stunde, als ich die Flüchtlinge in Sicherheit wusste, gab ich das Signal, was so viel Aufregung hervorbrachte.“

Und das war alles. Es hörte sich so einfach an und Marguerite konnte nur über die überraschende Erfindungsgabe, den grenzenlosen Mut und die Kühnheit staunen, die diesen gewagten Plan zur Ausführung gebracht hatten.

„Aber die Scheusäler schlugen Dich“, rief sie voll Entsetzen bei der blossen Erinnerung an die unwürdige Behandlung.

„Nun, das liess sich nicht vermeiden“, sagte er sanft, „während das Schicksal meiner kleinen Frau so unentschieden war, musste ich doch an ihrer Seite bleiben. „Meiner Treu“; fügte er übermütig hinzu, „Chauvelin wird schon nichts erspart werden. Lass ihn nur wieder nach England kommen — da sollen ihm meine erduldeten Prügel heimgezahlt werden!“

Marguerite lachte. Es war so wohltuend, neben ihm zu sitzen, seine fröhliche Stimme zu hören und das gutmütige Blinzeln seiner Augen zu sehen, als er seine starken Arme ausstreckte, im Vorgefühl der Prügel die er Chauvelin zudachte.

Plötzlich fuhr sie zusammen, das holde Erröten verliess ihre Wangen, das Licht in ihren Augen erlosch; sie hatte höher oben verstohlene Schritte gehört, ein loser Stein rollte herunter.

„Was ist das?“ raunte sie ihm entsetzt zu.

„Oh, nichts, Liebe,“ murmelte er lächelnd. Nur eine Kleinigkeit, die Du zufällig vergessen hast . . . mein Freund Ffoulkes —“

„Sir Andrew!“ rief sie.

Sie hatte wirklich ihren treuen Freund und Gefährten vergessen, der ihr vertraut und ihr beigegeben hatte in all den Stunden der angstvollen Sorgen. Jetzt erinnerte sie sich seiner reuevoll in so später Stunde.

„Ja, Du hattest ihn vergessen, nicht wahr?“ sagte Sir Percy, „zum Glück traf ich ihn unweit der „Grauen Katze“, noch ehe ich das interessante Souper mit meinem Freund Chauvelin hatte. Ich beschrieb ihm einen Umweg, der ihn auf Schleichwegen hierher bringen würde, von denen Chauvelins Soldaten keine Ahnung hatten und gerade zu der Zeit, wo wir für ihn bereit sein würden, kleine Frau.“

„Und er gehorchte Dir?“ fragte Marguerite im höchsten Erstaunen.

„Ohne ein Wort oder eine Frage. Sieh, dort kommt er. Er war nicht im Weg, als ich ihn nicht brauchte und nun kommt er wie gerufen. Ah, er wird einen bewunderungswürdigen und pünktlichen Gatten für die kleine Suzanne abgeben.“

Unterdessen hatte Sir Andrew seinen Abstieg vorsichtig bewerkstelligt; er hielt ein paar mal an, um nach den Worten zu horchen, die ihn nach Blakeney's Versteck führen sollten.

„Blakeney!“ wagte er endlich vorsichtig zu fragen, „Blakeney, bist Du dort?“

Im nächsten Augenblick bog er um die Ecke des Felsens, an dem Percy und Marguerite lehnten und als er die unheimliche Gestalt in den Kleidern des Juden erblickte, stutzte er ganz erschrocken.

Aber Blakeney war schon aufgestanden.

„Hier bin ich, Freund,“ sagte er mit seinem alten drolligen Lachen, „ganz lebendig! wenn ich

auch in diesem Kostüm wie eine Vogelscheuche ausehe.“

„Bei allen Göttern!“ rief Sir Andrew im grenzenlosem Erstaunen, als er seinen Führer erkannte.

„Jawohl!“ sagte Blakeney ruhig. „Aber, hm — bester Freund, ich hatte noch gar keine Zeit, Dich zu fragen, was Dich nach Frankreich führt, wenn ich Dir befohlen hatte in England zu bleiben. Insurbordination? Was? Warte nur, bis meine Schultern nicht mehr so weh tun und bei Gott, sieh Dich vor, wie Du bestraft wirst.“

„Das will ich schon ertragen,“ lachte Sir Andrew, „wenn ich nur weiss, dass Du am Leben bist, um mir die Strafe zu geben. Hättest Du mir zugetraut, Lady Blakeney die Reise allein machen zu lassen? Aber um Himmels willen, Mann, wo hast Du nur diese ungewöhnliche Kleidung aufgetrieben?“

„Nun, die ist allerdings ein bischen ungewöhnlich,“ lachte Percy jovial. „Aber nun,“ fügte er mit plötzlichem Ernst hinzu, „nun Du hier bist, Ffoulkes, dürfen wir keine Zeit mehr verlieren, der schändliche Chauvelin könnte jemanden nach uns zurückschicken.“

Marguerite war so glücklich, dass sie hätte immer hier bleiben mögen, um auf seine Stimme zu hören und hundert Fragen zu stellen.

„Wie können wir aber zurückkehren?“ stammelte sie, „die Wege zwischen uns und Calais sind voller Soldaten und . . . .“



„Wir gehen nicht nach Calais zurück, Liebste,“ sagte er, „sondern gerade in entgegengesetzter Richtung, keine halbe Meile von hier, wo uns das Boot des „Seesterns“ erwartet.“

„Das Boot des „Seesterns?““

„Ja, sagte er, „noch ein Streich von mir. Ich hätte Dir gleich sagen müssen, dass, als ich den Zettel in die Hütte praktizierte, ich noch einen zweiten für Armand beilegte, den er zufällig zurücklassen sollte und der Chauvelin mit seinen Leuten in vollem Lauf zur „Grauen Katze“ schickte, um mich dort zu suchen. Der erste Zettel erhielt aber meine wirklichen Befehle, auch an den alten Briggs. Er sollte weiter hinaus in See gehen und dann westlich. Wenn er von Calais nicht mehr gesehen werden kann, schickt er das Boot nach einer kleinen Bucht, die er und ich kennen. Die Matrosen halten Umschau nach mir und wir werden alle sicher an Bord sein, während Chauvelin und seine Leute feierlich aufpassen und die falsche Bucht beobachten die „gerade gegenüber der „Grauen Katze“ liegt.““

„Aber ich . . . ich kann nicht gehen,“ stöhnte sie hilflos, als sie versuchte, sich auf ihre müden Füße zu erheben und nicht stehen konnte.

„Ich will Dich tragen, kleine Frau,“ sagte er tröstend, „Du weisst doch ,der Blinde führt den Lahmen.““

Sir Andrew war bereit, ihm bei der kostbaren Bürde zu helfen, aber Sir Andrew wollte seine Geliebte keinen fremden Armen anvertrauen.

„Wenn ich Euch beide gerettet an Bord des Seesterns weiss,“ sagte er zu seinen jungen Gefährten, „und ich fühle, dass Melle Suzannes Augen mich in England nicht mit vorwurfsvollen Blicken begrüßen werden, dann erst ist es an mir zu ruhen.“

Und seine Arme umschlossen trotz der Leiden und aller Ermüdung Marguerites armen, müden Körper und hoben sie so sanft auf, als wäre sie eine Feder.

Als dann Sir Andrew sich rücksichtsvoll ausser Hörweite schlich, wurden manche Worte gewechselt — oder vielmehr geflüstert, die nicht einmal der Herbstwind weitertrug.

Alle seine Müdigkeit war vergessen; seine Schultern mussten sehr zerschunden sein, denn die Soldaten hatten derb zugeschlagen, aber der Mann schien Muskeln von Stahl zu haben und seine Energie war fast übermenschlich. Es war aber ein ermüdender Weg, eine halbe Meile über die steinigen Klippen, doch nicht einmal liess sein Mut nach. Vorwärts trabte er, mit festen Schritten, seine kostbare Bürde geborgen im Arm. Und als sie so ruhig und glücklich sich an ihn schmiegte, manchmal halb im Schlummer, dann wieder im Morgenlicht in sein freundliches, treues Gesicht blickend, flüsterte sie manche Worte, die ihm den mühseligen Weg verkürzten und als Balsam für seine schmerzenden Muskeln wirkten.

Das vielfarbige Licht des Morgens brach im Osten hervor, als sie endlich die Bucht erreichten. Das Boot lag da, auf das Signal von Percy kam es

heran und zwei kräftige Seeleute hatten die Ehre, Mylady in das Boot zu tragen.

Nach einer halben Stunde waren sie auf dem „Seestern.“ Die Bemannung, die natürlich in das Geheimnis ihres Herrn eingeweiht sein musste und ihm mit Herz und Seele ergeben war, zeigte keine Überraschung, ihn in so wunderlicher Verkleidung zu sehen.

Armand St. Just und die andern Flüchtlinge erwarteten ungeduldig die Ankunft ihres tapferen Erretters; er wollte nicht bleiben und den Ausdruck ihrer Dankbarkeit anhören, sondern begab sich, so schnell er konnte, in seine eigene Kabine, während er Marguerite glücklich in den Armen ihres Bruders liess.

„Der Seestern“ war mit aller Pracht und Bequemlichkeit ausgestattet, die Sir Percy so sehr liebte und als sie Dover erreichten, hatte er Zeit gefunden, sich wieder in einen kostbaren Anzug zu kleiden, den er auf der Yacht zurückgelassen hatte.

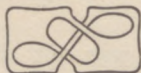
Die grösste Schwierigkeit war, Marguerite ein Paar Schuhe zu verschaffen und der kleinste Schiffsjunge war stolz, als es sich herausstellte, dass Mylady in seinen Sonntagsschuhen den Boden Englands betreten würde.

Der Rest ist Schweigen — Schweigen und Glückseligkeit für jene, die so viel leiden mussten und doch schliesslich ein volles und dauerndes Glück fanden.

Frau Fama berichtet, dass bei der grossartigen Hochzeitsfeier von Sir Andrew Ffoulkes und

Mademoiselle Suzanne de Tournay de Basserive, der Sr. königl. Hoheit, der Prinz von Wales und der hohe Adel beiwohnten, die schönste Frau ohne Zweifel Lady Blakeney war, während der prächtige Anzug Sir Percys tagelang das Haupttema der jeunesse dorée von London war.

Es ist auch eine Tatsache, dass der Bevollmächtigte der französischen Republik nach dem bedeutungsvollen Ball von Lord Grenville nie wieder bei einer Festlichkeit in London erschien.



Biblioteka Główna UMK



300000228481

**Ermatinger, G.:** Das dichterische Kunstwerk. Grundbegriffe der Urteilsbildung in der Literaturgeschichte. 1923. 405 S. (8.-)

**Wimmel, K.:** Kleine deutsche Verslehre. 1918. 71 S. (2.-)  
Ganz allgemeinverständliche Einführung mit vielen Beispielen.

**Müller-Freienfels, K.:** Poetik. 2. Aufl. 1921. 105 S. (2.-)

Das kleine Büchlein begnügt sich nicht damit, die dichterischen Stilmittel ordnend vorzuführen, es legt es vor allem darauf an, die physiologischen Ursachen aufzuzeigen, die zur Bildung der wichtigsten Formen der Dichtkunst geführt haben.

**Wiegler, P.:** Geschichte der Weltliteratur. Dichtung fremder Völker.  
2. Aufl. 1920. 503 S. (8.50)

Trotzdem die gesamte außerdeutsche Literatur aller Zeiten und Völker auf ziemlich engem Raum vorgeführt wird, ist das Buch mehr als eine bloße Aufzählung. Das Bedeutsame wird gebührend hervorgehoben, und immer wird durch knappe Hinweise versucht, die Betrachtung zu vertiefen.

**Hettner, Herm.:** Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Teil 1—3  
1872—79. (je 5.-)

1: Die englische Literatur von 1660—1770. 561 S. / 2: Die französische Literatur im 18. Jahrhundert. 593 S. / 3.<sup>1</sup>: Die deutsche Literatur vom westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs d. Gr. 1648—1740. 634 S. / 3.<sup>2</sup>: Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur 580 S. Hettners großes Werk hat auch heute noch eine hohe Bedeutung; in letzterer Meisterschaft weiß es alle Regungen der behandelten Zeit zu einem künstlerischen Ganzen zu vereinen.

**Grimme, S.:** Plattdeutsche Mundarten. 2. Aufl. 1922. 152 S. (1.50)

Kurze Darstellung der Grammatik der vier wichtigsten plattdeutschen Mundarten mit phonetischer Schreibweise.

**Meyer, G. S.:** Unsere plattdeutsche Muttersprache. 1921. 172 S. (3.-)

Das Buch handelt zwar nur vom Meßlen der S o l f e i n e r Volksprache; es ist, jamaal für Pommeren etwoas ähnlisches fehlt, für uniere Provinz nicht ohne Bedeutung. Es bietet eine ganz zugängliche Folge allgemeinerverständlicher, anregender Betrachtungen.

**Groth, H.:** Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch. Hrsg. von S. Bödewadt. 1915. 92 S. (2.-)

Diese "Briefe" erörtern vor allem Meßlen und Yrit des Plattdeutschen; sie waren wohl die größte Tat im theoretischen Kampf für das Lebensrecht der niederdeutschen Sprache, und sie haben auch heute noch mehr als nur geschichtliches Interesse.

**Tausend Jahre Plattdeutsch.** Proben niederdeutscher Sprache und Dichtung vom Jeliand bis 1900. Hrsg. von G. Bording und S. Quistorf. 1927. 306 S. (5.-)

**Edart, M.:** Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten. 1893. 586 S. (7.-)

Eine reiche Sammlung aus dem ganzen niederdeutschen Sprachgebiet in alphabetischer Anordnung; Wort- und Sinnertklärungen sind auf das unbedingt Erforderliche beschränkt.

